

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. - 15.1964

Landesgeschichtl. Vereinigung
Berlin
1964

Archiv.

JAHRBUCH
FÜR BRANDENBURGISCHE
LANDESGESCHICHTE

15. BAND

BERLIN 1964

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte

15 / 1964

JAHRBUCH
FÜR BRANDENBURGISCHE
LANDESGESCHICHTE

15. BAND

Herausgegeben

im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung
für die Mark Brandenburg e.V. (gegr. 1884)

von

GERHARD KÜCHLER und DR. WERNER VOGEL

BERLIN 1964

Redaktionsschluß für Band 16

1. August 1965

Schriftleitung: Dr. W. Vogel, Berlin 26, Elsenpfehlstraße 46, Ruf: 49 53 05

Auslieferung: Fontane-Buchhandlung Dora Pohlmann, Berlin 44, Hermannstr. 54, Ruf: 62 63 00

Druck: Paul Funk, Berlin 30, Stauffenbergstraße 11-13, Ruf: 13 41 44

I N H A L T

<i>Dr. Günter S c h a d e :</i>	
<i>Zur Baugeschichte der Frankfurter Marienkirche (mit 11 Abbildungen)</i>	7
<i>Dr. Heinz-Dieter K r a u s c h :</i>	
<i>Die Wälder der früheren Herrschaft Baruth gegen Ende des 16. Jahrhunderts (mit 5 Abbildungen und 5 Karten)</i>	22
<i>Klaus Konrad W e b e r :</i>	
<i>Die „belebende Idee“ des Glienicker Parkes (mit 5 Abbildungen)</i>	50
<i>Prof. Dr. Richard B e i t l :</i>	
<i>Da kriecht ne Spinne, sagt Minne. Namenneckerufe aus Berlin-Steglitz</i>	60
<i>Prof. Dr. Martin R u d o l p h :</i>	
<i>Friedrichsgracht Nr. 58. Bilder aus der Geschichte eines Altberliner Hauses und seiner Bewohner (mit 7 Abbildungen)</i>	98
<i>Ulrich E c k s t e i n — Dr. Manfred S t ü r z b e c h e r :</i>	
<i>Die medizinische Versorgung der Bevölkerung im Kreise Prenzlau 1850</i>	131
<i>Dr. Georg B e t k e :</i>	
<i>Der Dichterpastor Friedrich Wilhelm August Schmidt von Werneuchen. Zum Gedenken seines 200. Geburtstages (mit 6 Abbildungen)</i>	141
<i>Dr. Liselott Z i e g e r t - H a c k b a r t h :</i>	
<i>Emilie Zöllner — die „Chevalière“ aus Fontanes Freundeskreis (mit 1 Abbildung)</i>	157
<i>Antonie M e i n e c k e :</i>	
<i>Erinnerungen an Theodor Fontane und seinen Hausarzt Dr. Wilhelm Delhaes (mit 1 Abbildung)</i>	161
<i>Dr. Hermann F r i c k e :</i>	
<i>Das Theodor-Fontane-Archiv. Einst und jetzt</i>	165

- Winz: *Es war in Schöneberg* (H.-W. Klünner)
 Pomplun: *Berlins alte Sagen* (Dr. H. Gebhardt)
 Mörsdorf: *Kirchliches Leben im alten Berlin* (Dr. W. Vogel)
Jahrbuch f. Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte (Dr. H. Gebhardt)
 Reinbacher: *Die älteste Baugeschichte der Nikolaikirche in Alt-Berlin*
 (H.-W. Klünner)
 Röhler: *Große Liebe zu Kleinen Theatern* (Dr. C. Meyer)
 Reinbacher: *Börnicker* (Dr. K. Hohmann)
 Schulze: *Adelsherrschaft und Landesherrschaft* (Dr. W. Vogel)
 Büsch: *Militärsystem und Sozialleben im alten Preußen 1713—1807*
 (Dr. E. Faden)
 Gieraths: *Die Kampfhandlungen der Brandenburgisch-Preußischen Armee*
 1626—1807 (Dr. E. Faden)
 Hinrichs: *Preußen als historisches Problem* (Dr. E. Faden)
 Seyppel: *Nun o Unsterblichkeit* (K. Pomplun)

Gerhard K ü c h l e r :

- Aus dem Leben der Vereinigung* 197

Prof. Dr. Friedrich S o l g e r :

- Gruß an die Landesgeschichtliche Vereinigung zu ihrem 80. Geburtstage* 199

Zur Baugeschichte der Frankfurter Marienkirche

Seit jeher wurde die Frankfurter Marienkirche mit zu den schönsten Pfarrkirchen der Mark Brandenburg gezählt. Leider ist dieses imposante Baudenkmal wie so viele Stadtpfarrkirchen der Mark dem letzten Krieg zum Opfer gefallen und steht heute noch mahnend als Ruine im Zentrum der größtenteils wiederaufgebauten Stadt¹.

Die baugeschichtliche Untersuchung der Kirche hat im letzten Jahrzehnt interessante Ergebnisse sowohl für die Stadtgeschichte als auch für die der norddeutschen Backsteinarchitektur erbracht². Die Anfänge einer Monumentalarchitektur in Frankfurt/Oder sind jedoch in der Nikolaikirche zu sehen, deren Gründung noch vor 1253 liegt, dem Datum des Baubeginns der Marienkirche³. Für St. Nikolai ließen sich jedoch bisher noch keine genaueren Jahreszahlen ermitteln, da der ursprüngliche Baukern nicht mehr zu erkennen ist und urkundliche Hinweise überhaupt fehlen⁴.

Die jetzige Nikolaikirche ist eine dreischiffige Hallenkirche vom Ende des 13. Jahrhunderts mit westlich vorgelegter Zweiturmfront und spätgotischem Hallenumgangschor vom Anfang des 16. Jahrhunderts. In dieser Form lehnt sich St. Nikolai an die Hauptpfarrkirche der Stadt, St. Marien, an. Trotz der späteren Umbauten aber wissen wir, daß die älteste Siedlung vor Gründung der Stadt Frankfurt im Jahre 1253 bei St. Nikolai gelegen hat. Das geht aus der in diesem Jahre ausgefertigten Stadtrechtsverleihungsurkunde hervor⁵. Diese Stadtrechtsverleihung hatte aber gleichzeitig eine Verlagerung der Siedlung von dem sumpfigen Gelände um St. Nikolai zur Folge, das ständig von Überschwemmungen, besonders im Frühjahr bei hohem Schmelzwasser der Oder, bedroht war. Die neue Stadt wurde südlich der alten Siedlung auf trockenem Gelände angelegt und gruppierte sich um die im Zentrum gelegene Kirche St. Marien mit dem daneben liegenden Markt und Rathaus⁶.

In der Forschung zur Frankfurter Stadtgeschichte stand wiederholt die Frage nach dem Alter der Nikolaikirche zur Diskussion⁷. Erstmals wird der Ort Frankfurt in der schon genannten Urkunde vom 12. bzw. 14. Juli 1253 erwähnt, die in zwei Fassungen, einer lateinischen und einer deutschen, überliefert ist, die wesentlich voneinander abweichen. Dem lateinischen Text zufolge bestand eine Siedlung und ein Kaufhaus bei St. Nikolai bereits vor 1253⁸. Eine Untersuchung der Bausubstanz der Nikolaikirche hat ergeben, daß nur im heutigen Dachstuhl versteckt geringe Teile einer älteren Kirchenanlage erhalten sind. Es handelt sich dabei um den Rest einer Außenmauer, der beim Neubau der Hallenkirche am Ende des 13. Jahrhunderts stehen blieb und mit verwendet wurde⁹. An diesem alten Mauerrest ist ein aus Tonplatten geformter Fries mit einem noch romanisierenden Rundbogenmotiv zu erkennen. Diese der Übergangszeit von der Romantik zur Gotik angehörende Schmuckform läßt sich an dem jetzt stehenden Bau der Nikolaikirche nicht noch einmal nachweisen und auch nicht an den ältesten Teilen der Marienkirche. Wollte man für diese Rundbogenform eine

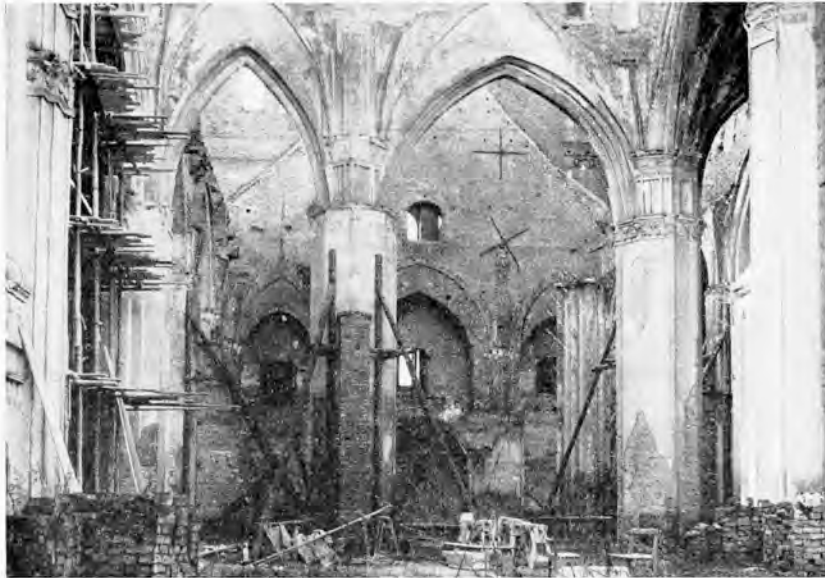
etwaige Datierung angeben, so kommt hierfür die Zeit zwischen 1220 und 1250 in Frage. Dieses Datum deckt sich auch mit den Untersuchungsergebnissen, die sich aus den Diskussionen der beiden Stadtrechtsverleihungsurkunden ergeben haben¹⁰. Über die Form dieser wahrscheinlich ältesten Nikolaikirche im Siedlungsgebiet Frankfurt können aber bis heute keine detaillierten Angaben gemacht werden, denn andere Hinweise als die Erwähnung in der Urkunde und die im Dachstuhl verborgenen Mauerreste sind bisher nicht bekannt geworden. Eine Grabung im Innern der jetzigen Hallenanlage könnte jedoch sicheren Aufschluß über den Grundriß und somit auch eventuell über die Raumform geben. Für die Untersuchung der Baugeschichte der Marienkirche wäre es ebenfalls sehr aufschlußreich, zu erfahren, ob und in welchem Maße diese von der Nikolaikirche beeinflusst worden ist. In Anbetracht der hier geschilderten Situation aber erkennen wir heute nur einen Einfluß der späteren Marienkirche auf die ältere Kirche St. Nikolai, eine Beeinflussung, die übrigens auch in Brandenburg/Havel und Berlin in ähnlicher Weise festzustellen ist.

Die Hauptpfarrkirche der Stadt Frankfurt/Oder, St. Marien, geht in ihren ältesten Teilen auf die Zeit der Stadtrechtsverleihung im Jahre 1253 zurück. Obwohl dieses Datum für die Kirchengründung nicht urkundlich belegt ist, darf es jedoch als sicher vorausgesetzt werden. Es war in jener Zeit üblich, mit der Gründung einer Stadt — und von einer solchen kann man angesichts der grundlegenden Neuplanung Frankfurts sprechen — auch den Grundstein der dazugehörenden Kirche zu legen. Deshalb wird das Datum der Stadtrechtsverleihung auch gleichzeitig als das der Kirchengründung anzusehen sein. Diese These wird in der Forschung grundsätzlich als Fakt anerkannt¹¹.

Inwieweit die ältesten Teile der Kirche eine solche frühe Entstehungszeit erkennen lassen, mag aus der folgenden Untersuchung ersichtlich werden:

Innerhalb der heute noch erhaltenen Bausubstanz lassen sich folgende Teile als zum Kernbau gehörend erkennen: Die gesamte Westanlage bis zur Höhe des ersten Turmobergeschosses, die Pfeiler und Wandvorlagen im Innern der drei mittleren Langhausschiffe, weiterhin die beiden westlichen Vierungspfeiler und die Reste der südlichen und nördlichen Querschiffswand.

Eine Rekonstruktion dieser Teile ergibt im Grundriß eine dreischiffige, kreuzförmige Anlage mit westlich vorgelegter Zweiturmfront. Die beiden Türme erheben sich über einer querrrechteckigen Vorhalle, die in ihrem Untergeschoß noch nicht den zweitürmigen Aufbau erkennen läßt. Erst im 1. Obergeschoß tritt dieser deutlich zutage. Das schmale dreischiffige Langhaus ist mit dem Turmunterbau im Mittelschiff durch eine große Öffnung verbunden. Die Länge des Mittelschiffes wird durch annähernd drei gleich große Quadrate gebildet, während die beiden Seitenschiffe fast um die Hälfte schmaler sind. Getrennt werden die drei Schiffe durch profilierte Scheidebögen, die sich zwischen kräftige Bündelpfeiler spannen. Das sich daran anschließende Querschiff setzt sich genau wie das Mittelschiff aus drei nebeneinanderliegenden Quadraten zusammen, von denen das mittlere die Vierung bildet. Die beiden äußeren Quadrate des Querschiffes treten in ihrer halben Breite über die Langhausaußenmauern hinaus und geben so dem Grundriß die Kreuzform (*crux immissa*). Soweit es sich um die eben beschriebenen Teile handelt, darf die Rekonstruktion als gesichert gelten¹². Ungewiß dagegen muß die Anlage der Chorphatie bleiben. Hier lassen sich aus den heutigen Bauteilen keine sicheren Anhaltspunkte mehr gewinnen, so daß hier



*Frankfurt/Oder, St. Marien
Innenansicht des Hallenlanghauses von Ost nach West*

nur ein Rekonstruktionsvorschlag unterbreitet werden kann. Aus der Gesamtanlage des Grundrisses und aus den bekannten Formen anderer märkischer Stadtpfarrkirchen darf geschlossen werden, daß in Frankfurt die Choranlage von St. Marien aus einer Hauptapsis mit vorgelagertem Chorquadrat und zwei seitlichen halbrunden Nebenapsiden bestand.

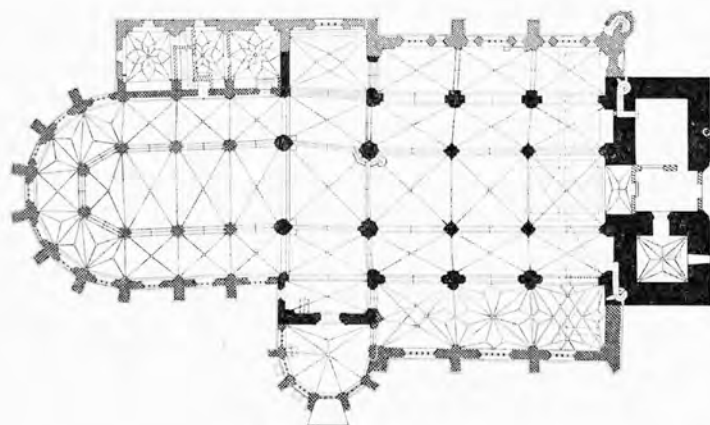
Versucht man aus etwa gleichaltrigen Pfarrkirchen der Mark Brandenburg einen Hinweis auf die Choranlage der Frankfurter Marienkirche zu gewinnen, so stößt man hierbei auf einige Schwierigkeiten. Sie liegen in erster Linie darin begründet, daß fast alle Pfarrkirchen der sogenannten Stadtgründungszeit im Laufe der Jahrhunderte so entscheidend verändert worden sind, daß sie heute nur sehr ungenau ihre ursprüngliche Form erkennen lassen. Gerade die alten, noch nach romanischen Bauprinzipien geprägten Chorformen wurden im 14. und vor allem im 15. Jahrhundert entsprechend den Vorstellungen der sich ändernden Form des Gottesdienstes und der Bedeutung der Stadtpfarrkirchen innerhalb des städtischen Gemeinwesens angepaßt. Das hatte im märkischen Backsteingebiet die Übernahme des parlierisch geprägten Hallenchors mit Umgang aus Süddeutschland zur Folge. Alle größeren Städte, und ihnen folgend dann auch die kleineren, hielten an dieser „bürgerlichen Raumform“ bis zum beginnenden 16. Jahrhundert fest¹³. Selbst die Prämonstratenser Klosterkirche in Gramzow schloß sich dieser Bewegung an und verließ somit das bis dahin für die klösterliche Baukunst festliegende Kirchenschema¹⁴. An vergleichbaren Baudenkmalern des 12. und 13. Jahrhunderts müssen außer den städtischen Pfarrkirchen auch die der Klöster in Betracht gezogen werden, wie Jerichow (1160), Lehnin (1180) und Chorin (1275), um hier nur die wichtigsten zu nennen. Aber im Verhältnis zur Frankfurter Marienkirche sind die Unterschiede dieser Kirchen in rein formal-

architektonischer und auch geistiger Hinsicht so groß, daß wir hier keine näheren Beziehungen erkennen konnten. Vielmehr glauben wir, daß sich in dieser Zeit doch schon ein eigener Typ der märkischen Stadtpfarrkirche herausgebildet hat. Zwar finden wir in ihm noch deutlich Rudimente der Klosterarchitektur, wie z. B. Querschiff, Apsidenanordnung und Westwerkformen, aber dennoch tragen die Stadtpfarrkirchen in jener Zeit einen eigenen Charakter.

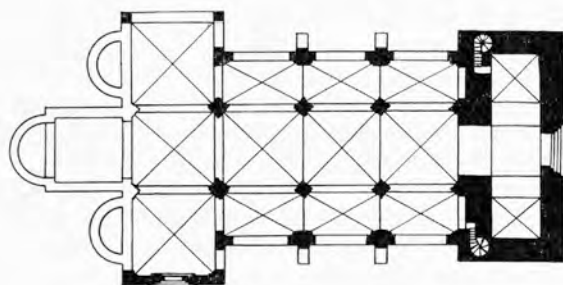
Für die Anordnung einer Hauptapsis mit Chorquadrat und zwei halbrunden Nebenapsiden in Frankfurt können wir in der Mark die gleichen Chorformen in Berlin, St. Nikolai, und Rathenow, St. Marien und Andreas, nachweisen¹⁵.

Die neuesten Grabungen in der Berliner Nikolaikirche haben die bisher unbekannte Form des Ostabschlusses eindeutig nachweisen können. Dieser älteste Bau, der Zeit entsprechend in Feldstein gearbeitet, zeigt im Grundriß eine gleiche Gliederung wie Frankfurt, St. Marien. Das dreischiffig angelegte Langhaus wurde im Westen von einem mächtigen, querrechteckigen Turm begrenzt (Westbau), im Osten aber durch eine dreiapsidale Anlage, bei der die Mittelapsis durch ein Chorquadrat weit hinaus geschoben wurde. Auch das Querschiff konnte in Berlin nachgewiesen werden. Auf Grund dieser eindeutigen Rekonstruktion wissen wir, daß diese Form der Pfarrkirche hier in der Mittelmark gebräuchlich war.

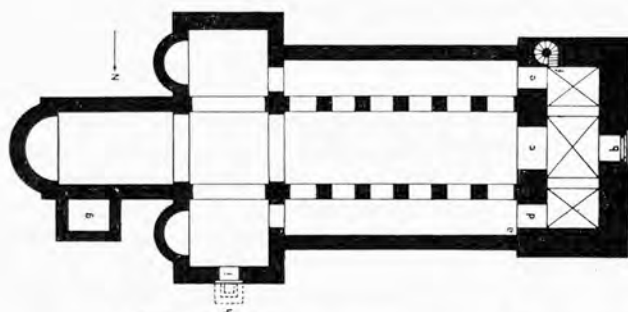
Ein weiteres Beispiel für diesen Typ stellt die Rathenower Marienkirche dar. Hier erkennt man trotz der Umänderung der alten Anlage in einen Hallenchor noch deutlich die Form des Querschiffs mit den kleinen halbrunden Nebenapsiden. Ist die Bauzeit des Berliner Chores etwa zwischen 1230 und 1240 anzusetzen, so liegt die des Rathenower Chores kurz danach, etwa um die Jahrhundertmitte. Außer diesen kreuzförmigen Anlagen, mit dreiapsidalem Chorschluß, die im Aufriß wahrscheinlich basilikal gestaltet waren, findet sich ein anderer, weit verbreiteter Typ der märkischen Stadtpfarrkirche. Bei diesem schließt sich unmittelbar an das dreischiffige Langhaus, das oft ein Hallenbau war, in Verlängerung des Mittelschiffes ein schmaler, langgestreckter Vorraum an, der rund oder polygonal geschlossen war. Dieser Typ der Pfarrkirche ist jedoch erst für die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts charakteristisch. Bei ihm fehlt dementsprechend auch das für den Predigergottesdienst unwichtige Querschiff. Solche Anlagen finden wir in Wittstock, Müncheberg und wie die neuesten Ausgrabungen in Prenzlau und Gransee gezeigt haben, auch dort¹⁶. Vergleicht man diese genannten Bauten mit dem der Frankfurter Marienkirche, so ergeben sich hier keinerlei Übereinstimmungen, jedoch kann man solche zu Berlin, St. Nikolai, und Rathenow, St. Marien, erkennen. Diese formale Übereinstimmung in den Grundrissen bedeutet aber nicht, daß es sich hier um eine werkstattmäßige Abhängigkeit handelt, vielmehr möchten wir diese Übereinstimmung auf die geistige Grundhaltung in den märkischen Handelsstädten jener Zeit zurückführen. Die Frankfurter Marienkirche weicht von den genannten Bauten in den architektonischen Einzelheiten jedoch in entscheidendem Maße ab. Zwischen Berlin und Frankfurt bildet schon das Material Feldstein (Berlin) und Backstein (Frankfurt) eine nicht zu übersehende technische Verschiedenheit¹⁷. Nicht zuletzt aber muß dabei die hervorgehobene Stellung Frankfurts an der Ostgrenze des Reiches in merkantiler und militärischer Hinsicht gesehen werden, die sich bereits in den Sonderprivilegien der Stadtverleihungsurkunde widerspiegelt. Insofern mußte auch die Hauptpfarrkirche dieser Stadt eine besondere architektonische Form erhalten, denn sollte sie doch nach außen hin diese bedeutende Stellung der Stadt



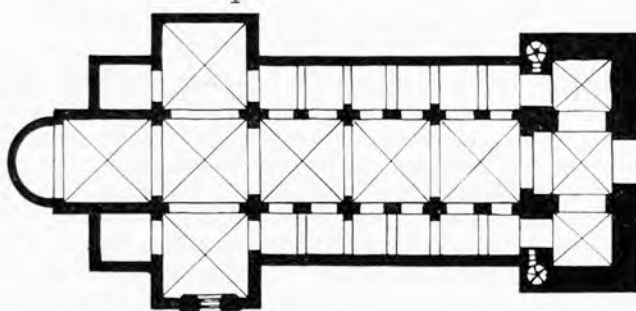
Marienkirche
mit allen Anbauten
Frankfurt/Oder



Marienkirche
zu Frankfurt/Oder um 1253
(Rekonstruktion)



Nikolaikirche
zu Berlin
(Rekonstruktion)



Domkirche
zu Ratzeburg
(Rekonstruktion)

demonstrieren. Daß man sich bei der Wahl des Bautyps nicht allein auf schon vorhandenes in den anderen märkischen Städten berief, sondern ganz sicher darüber hinaus ging und fortschrittliche Bauformen und Techniken auch anderswoher holte, ist uns in der mittelalterlichen Baukunst zur Genüge bekannt und dürfte auch im Falle Frankfurts anzunehmen sein. Die Beziehungen der frühen, märkischen Backsteinarchitektur zu der Norddeutschlands, vor allem aber zu Lübeck, ist an mehreren Beispielen nachzuweisen. Deshalb sei es auch hier gestattet, einmal den Frankfurter Grundriß mit den dortigen Bauten zu vergleichen. Am auffälligsten ist dabei die weitgehende Übereinstimmung mit den Domkirchen in Lübeck und Ratzeburg¹⁸. Diese frühen Vertreter der norddeutschen Backsteinarchitektur wurden noch unter Heinrich dem Löwen errichtet (1173/75), konnten aber erst zu Anfang des 13. Jahrhunderts vollendet werden. Nun mag es ungewöhnlich sein, daß eine Pfarrkirche der Mark das Schema der niedersächsischen Domkirchen übernimmt. Betrachten wir aber die historische Lage Frankfurts, das sowohl als wichtigstes Handelszentrum an dem einzigen Übergang am Mittellauf der Oder gedacht war, als auch als militärischer Stützpunkt für die weitere Expansionspolitik der Askanier, so gibt es dafür bestimmte Anhaltspunkte. Markgraf Johann I., dem wir neben Frankfurt auch viele andere Städtegründungen dieser Zeit verdanken, mußte im Falle Frankfurts bestrebt sein, diese Stadt nach außen hin mächtig erscheinen zu lassen, wozu nicht nur die urkundlich zugesicherten Privilegien, sondern auch die Architektur dienen¹⁹. Daß hierfür nicht die in den Anfängen steckende märkische Feldsteinarchitektur dienen konnte — die Pfarrkirchen waren mehr oder weniger noch dem Feldstein verpflichtet — ist verständlich. Zu den modernsten und kühnsten Schöpfungen des norddeutschen Backsteinbaus gehörten aber um die Mitte des 13. Jahrhunderts die schon erwähnten Dome in Lübeck und Ratzeburg. Interessant ist hierbei, daß auch die Lüneburger Bürgerschaft im 13. Jahrhundert ihre Hauptpfarrkirche St. Marien nach dem Vorbild des dortigen Domes anlegte²⁰.

Vergleicht man die Grundrisse der Dome von Lübeck und Ratzeburg mit dem der Frankfurter Marienkirche, so zeigt sich hier eine sehr weitgehende Übereinstimmung. Nicht nur die aus dem Quadrat konstruierten Lang- und Querschiffe stimmen überein, sondern auch die westlichen vorgelegten Zweiturmfassaden. Hier sind es neben dem allgemeinen Grundriß vor allem die Wendeltreppen und Portale, die in gleicher Weise angeordnet sind. Aus dieser Übereinstimmung heraus dürfte auch die Rekonstruktion der fehlenden Ostanlage in Frankfurt diesem niedersächsischen Schema folgen. Zwischen den niedersächsischen Kirchen und Frankfurt, St. Marien, gibt es jedoch deutliche Unterschiede der Raumordnung. Sie mögen im folgenden ihre Erklärung finden.

Vom Grundriß her deutet in Frankfurt alles auf einen basilikalen Aufbau hin. Die noch vorhandenen Pfeiler und Wandreste jedoch lassen eindeutig erkennen, daß sich über diesem basilikal angelegten Grundriß ein Hallenlanghaus befand. Auch die Gliederung der heute auf Grund des hohen Grades der Zerstörung sichtbaren Ostwand des Turmunterbaus ist auf ein anschließendes Hallenlanghaus abgestimmt. Der Grund für diesen zu Lübeck und Ratzeburg unterschiedlichen Aufriß ist einmal in dem zeitlichen Abstand zu sehen, der immerhin rund 80 Jahre betrug (Baubeginn in Lübeck 1175, in Ratzeburg 1178, Frankfurt dagegen erst 1253), zum anderen aber ist der verschiedenartige Aufbau auch durch

die unterschiedlichen Funktionen einer Dom- und Stadtpfarrkirche bestimmt. Es scheint uns in Anbetracht der hier erwähnten Umstände sehr wahrscheinlich, daß Frankfurt, St. Marien, als Basilika errichtet werden sollte. In dieser Form würden sich sowohl Übereinstimmungen mit den niedersächsischen Bauten ergeben als auch mit denen anderer märkischer Städte. Nach Anlage der basilikalen Fundamente muß jedoch dieser ursprüngliche Plan aufgegeben worden sein, denn um 1250 begann in Deutschland die von Frankreich kommende Hallenkirche in Westfalen das Baugeschehen zu bestimmen. 1235 wird bereits über einem kreuzförmigen Grundriß die Marburger Elisabethkirche errichtet, kurz danach folgten die Umbauten der großen Dome in Paderborn und Minden. Auch in Lübeck ändert die Bürgerschaft ihren einmal gefaßten Plan, so daß aus der basilikal angelegten Marienkirche eine Halle wurde. In dieser Zeit des Wandels im architektonischen Denken wird auch die Frankfurter Marienkirche selbstverständlich den neuen Vorstellungen entsprechend errichtet. Sie ist somit die erste repräsentative Backsteinhalle im Bereich der märkischen Architektur. Die Entwicklung des Hallenraumes ist bisher für diesen Bereich der norddeutschen Kunst nur in sehr groben Umrissen bekannt. Insofern stellt die Frankfurter Marienkirche ein sehr wichtiges Bindeglied zwischen der noch stark romanisch beeinflussten Architektur der Mitte des 13. Jahrhunderts und den großen gotischen Hallenkirchen dar, die seit Ende des 13. Jahrhunderts für den märkischen Pfarrkirchenbau charakteristisch werden sollten. Bereits gegen Ende des 13. Jahrhunderts wurde dann auch das basilikale Langhaus der Berliner Nikolaikirche niedergelegt und an seine Stelle trat eine dreischiffige Backsteinhalle. Auf die weitere Entwicklung dieser neuen Architektur und Raumform soll im vorliegenden Aufsatz nicht eingegangen werden, hier mag ein Hinweis auf die dazu vorliegende Literatur genügen²¹.

Grundriß und Aufbau der ersten Marienkirche in Frankfurt/Oder können heute als erwiesen betrachtet werden. Eine zweite, aber ebenso wichtige Frage ist die nach der Bauzeit dieser kreuzförmigen Halle. Urkundlich finden sich bis zum Ende des 13. Jahrhunderts keine Angaben, die auf die Marienkirche Bezug nehmen und Rückschlüsse auf das dortige Baugeschehen zulassen. Erst aus einem Ablassbrief von 1300 geht hervor, daß der Gottesdienst in St. Marien in vollem Gange war²². Aus den Jahren 1312 und 1323 sind zwei weitere Urkunden erhalten, die von Altarstiftungen reicher Bürger für St. Marien berichten²³. Des weiteren besagt eine Nachricht von 1330, daß der deutsche Kaiser, Ludwig der Bayer, den Frankfurter Bürgern verbietet, die Marienkirche dem Bischof von Lebus als Kathedrale zur Verfügung zu stellen²⁴.

Aus diesen vier schriftlichen Quellen, die wir aus den ersten hundert Jahren des Bestehens der Kirche besitzen, lassen sich aber dennoch keine eindeutigen Schlüsse auf den Bauverlauf ziehen, so daß für die Datierung der soeben beschriebenen kreuzförmigen Hallenkirche nur die architektonischen Formen selbst herangezogen werden können.

In der bisherigen Forschung wurde dieser kreuzförmige Bau in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts datiert. So stellt Friedrich Adler in seinem bekannten Werk „Die Backsteinbauten des preußischen Staates“ die These auf (S. 69), daß kurz nach 1253 mit der Errichtung von St. Marien begonnen wurde. Bereits um 1300 mußte sie jedoch der heutigen Hallenkirche weichen. In dem 1912 erschienenen

Inventarband der Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Frankfurt/Oder (W. Jung) findet man über die früheste Baugeschichte der Marienkirche keine genaueren Angaben, ebenso auch nicht über die späteren Bauphasen.

Erst 1939 hat G. Kunath eine eingehendere Bauanalyse vorgenommen und anhand dieser eine neue Baugeschichte entwickelt²⁵. Kunath kommt bei seinen Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß die kreuzförmige Hallenkirche ebenfalls einer zweiten Bauphase angehören muß, so wie es Adler bereits vertreten hatte. Diese setzt er jedoch im Gegensatz zu Adler erst nach 1330 an. Der Versuch, das hallenförmige Lang- und Querhaus nach 1330 zu datieren, wird von ihm damit begründet, daß der Lebuser Bischof, dessen Kathedralkirche 1326 von den Frankfurter Bürgern zerstört wurde, St. Marien zur Bistumskirche erheben wollte. Stilistische Beweise für seine These kann Kunath jedoch nicht erbringen. Sein Hinweis auf den Giebel der nördlichen Wand des Querschiffes kann als solcher nicht akzeptiert werden, denn er gehört nicht ursprünglich zu diesem Bau.

Überprüft man die Thesen von Adler und Kunath, so stellt sich heraus, daß beide auf falschen Voraussetzungen beruhen. Adlers Theorie von einem Neubau nach 1300 ist durch keinerlei historische Beweise oder baugeschichtliche Fakten belegt. Als einziges Zeugnis dieser Zeit kann die Ablaßurkunde aus dem Jahre 1300 herangezogen werden. In dieser heißt es nach der üblichen Einleitungsformel: „... erlassen wir 40 auferlegte Bußtage allen wahrhaft Reumütigen und Bekenndenden, welche die besagte Kirche an allen Festen der glorreichen Jungfrau Maria und an den nachfolgend genannten Festtagen, nämlich zur Geburt, Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn, zu Pfingsten sowie an den Festtagen der beiden Heiligen, Johann des Täufers und Johann des Evangelisten, der Apostel Petrus und Paulus, der Märtyrer Laurentius und Stephan, der Bekenner Nikolaus und Martin, der Jungfrauen Margarete und Katharina des Gottesdienstes, des Gebetes oder der Wallfahrt wegen besuchen; ebenso denen, die der Kirche (ad fabrica) Kerzen, Kleidung und Schmuck oder an sonst notwendigen Dingen hilfreiche Hand gewähren, oder auch etwas nach ihren Möglichkeiten schenken, senden oder vermachen, oder auf irgend eine andere Weise für die Kirche sorgen.“

Nun ist schon aus der hier für die Baugeschichte wichtigen Passage des Ablaßbriefes ersichtlich, daß ein Neubau der Kirche nicht erwähnt wird. Auch eine indirekte Bezugnahme darauf kann aus dem hier wiedergegebenen Text nicht herausgelesen werden. Aus ihm geht allein hervor, daß die Kirche St. Marien dem Gottesdienste in größerem Maße zur Verfügung stand. Hätte zu diesem Zeitpunkt ein Umbau oder gar Neubau stattgefunden, so wäre man auf diese Tatsache in dem Ablaßbrief eingegangen und hätte die Gläubigen aufgerufen, für den Neubau zu spenden. Dieser hier zitierte Aufruf darf vielmehr dahingehend interpretiert werden, daß der 1253 begonnene Kirchenbau um 1300 fertiggestellt war. Mit Hilfe des Ablaßbriefes sollten nun die noch fehlenden Gegenstände des Gottesdienstes und der Inneneinrichtung beschafft werden. Somit fällt also diese Urkunde für den von Adler vorgeschlagenen Neubau der Kirche nach 1300 fort. Einzig und allein die stilistische Stellung des Bauwerkes kann für die Datierung herangezogen werden. Da sich bei Adler jedoch stilistische Vergleiche der kreuzförmigen Halle nicht finden, ist eine weitere Auseinandersetzung mit der von ihm vertretenen These nicht möglich.

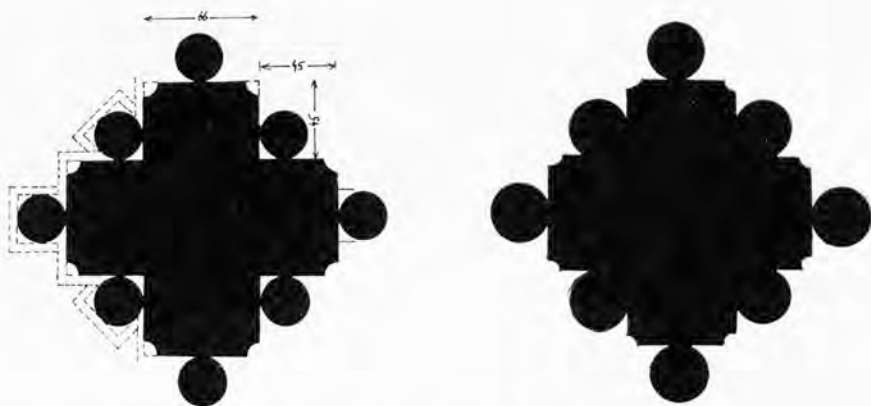
Auch Kunath geht bei der Beurteilung der Hallenkirche von falschen Voraussetzungen aus: Untersucht man das Verhältnis des Bischofs von Lebus zur Stadt Frankfurt in der betreffenden Zeit, so ergibt sich folgender Tatbestand: Nachdem die Mark Brandenburg nach dem Tode des letzten askanischen Herrschers als erledigtes Reichslehen an die Wittelsbacher gefallen war (Ludwig der Bayer), kam es zwischen dem Papst und dem Kaiser zu Unstimmigkeiten. Bei diesem Streit stand Frankfurt auf der Seite des Kaisers, der Lebuser Bischof auf der des Papstes. Nun soll — und diese Annahme läßt sich historisch nicht eindeutig belegen — der Bischof von Lebus den König Johann Lokietek von Polen zu Hilfe gerufen haben, um gegen die kaisertreue Stadt Frankfurt mit Gewalt vorzugehen. Die Bürger jedoch konnten in aller Eile ein eigenes Heer organisieren und die eindringenden Feinde vor den Toren der Stadt siegreich schlagen (bei Tzschetzschnow, heute Güldendorf). Durch diesen Erfolg ermutigt, und um an dem hinterlistigen Bischof Rache zu nehmen, zogen die Frankfurter 1326 zu seiner Göritzer Residenz und vernichteten sie samt Dom. Seit jener Zeit nun erhob der Bischof den Anspruch, die Frankfurter Marienkirche als Ersatz für seine zerstörte Kathedrale zu erhalten. Als der Kaiser von diesem Anliegen hörte, wandte er sich in sehr scharfer Form dagegen. Soweit die historischen Vorgänge. Welche Schlußfolgerungen können nun hieraus für den Bau der Marienkirche gezogen werden? Die von Kunath vorgeschlagenen auf keinen Fall. Es ist unter den gegebenen Umständen nicht anzunehmen, daß eine Handelsstadt vom Range Frankfurts ihre Hauptpfarrkirche dem verfeindeten Bischof zur Verfügung gestellt hätte. Auch der Kaiser als oberster Landesherr hatte an einer solchen Manipulation wenig Interesse. So sah er sich 1330 gezwungen, sein Veto in aller Form — auch im Interesse der Bürgerschaft — dagegen einzulegen. Das Frankfurter Patriziat stand zur damaligen Zeit treu an der Seite des Kaisers, denn erhielt es doch von ihm Schutz und Unterstützung in allen Fragen des Handels. Dagegen war die Freundschaft mit dem Bischof nicht so entscheidend. Selbst ein auf sein Betreiben hin ausgesprochener Bann hatte nur geringen Einfluß auf Handel und Geschäft.

In Anbetracht der bestehenden Feindschaft — der Bann wurde erst 1354 aufgehoben — und der gegensätzlichen Interessen von Stadt und Klerus, dürfte der Vorschlag von Kunath, daß bereits um 1330 St. Marien als Bistumskirche umgebaut wurde, wenig Überzeugungskraft besitzen²⁶.

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß es erst rund 100 Jahre später, nachdem sich das Bistum Lebus wirtschaftlich und politisch gestärkt hatte, zum Neubau eines Domes in Fürstenwalde kam (1446 unter Bischof Johann von Dehr)²⁷.

Die hier vorgetragenen Zweifel an der historischen Begründung der These Kunaths kehren in gleicher Weise bei der stilistischen Beweisführung wieder. Er sieht den Giebel auf dem nördlichen Querschiffsarm als Beweis für die Entstehung der Kirche um 1330 an. Nun hat sich aber bei einer genaueren Untersuchung dieses Bauteils gezeigt, daß der Giebel nicht mit der Nordwand des Querschiffs gleichzeitig entstanden ist, sondern einer späteren Bauphase angehört. Heute, nachdem durch die Kriegsschäden der Kern des Baues von allen späteren Zutaten und auch teilweise von den vielen Putzschichten befreit ist, erkennt man deutlich, daß die Querschiffswand einmal in späterer Zeit erhöht

wurde. Dabei ist auch gleichzeitig der Schaugiebel aufgesetzt worden. Es kann also auf Grund dieser Beobachtung gesagt werden, daß eine Datierung der kreuzförmigen Hallenkirche mit Hilfe des Schaugiebels zu Fehlschlüssen führen mußte. Allein die Formen des Lang- und Querhauses bieten dafür sichere Anhaltspunkte. Hier sind es besonders die Fenstermaßwerke des ersten Turmobergeschosses, die Gewölbe im Innern des Turmunterbaues und die Wandvorlagen und Pfeiler des Langhauses, die eine zeitliche Begrenzung ermöglichen. Kunath schreibt in seiner Arbeit, daß der Turmunterbau und das Langhaus in zwei verschiedenen Bauphasen entstanden seien. Der Turmunterbau wird als Rest der alten, 1253 errichteten Kirche angesehen, während das Langhaus nach seiner Meinung erst 1330 entstanden ist. Diese Feststellung läßt sich aus dem heutigen Bauzustand leicht widerlegen, denn die zum Langhaus gehörenden Halbpfeiler und Wandvorlagen an der Ostwand des Turmes zeigen sehr deutlich, daß sie mit diesem im Mauerverband stehen. Daraus geht eindeutig hervor, daß beide Bauteile zu gleicher Zeit entstanden sind.

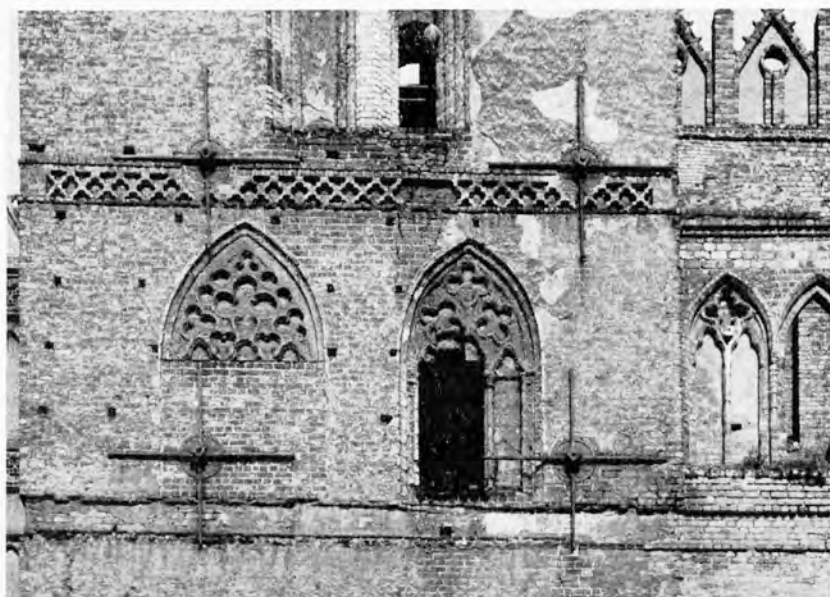


Schnitte zweier Langhauspfeiler in St. Marien, Frankfurt/Oder

Vergleichbare Formen für die Fenstermaßwerke des ersten Turmobergeschosses im Bereiche der norddeutschen Backsteinarchitektur finden sich in den Ostteilen der Choriner Klosterkirche, die zwischen 1275 und 1280 errichtet wurden²⁸. Die Turmfassaden anderer Kirchen in der Mark Brandenburg, aber auch der Altmark und der norddeutschen Küstenstädte weichen von der Gliederung der Frankfurter Fassade ab. Vor allem fehlt ihnen der Reichtum an Formen, die nahezu an Vorbilder aus dem Hausteingebiet erinnern. In dieser überaus reichen Gliederung der Turmmaßwerke dürfte deshalb der Einfluß der Choriner Bauhütte als sicher vorausgesetzt werden. Vergleicht man zum Beispiel die Maßwerkfüllung der Choriner Zelebrantennische im Chor mit dem südlichen Fenster in der Westfront des Frankfurter Nordturms, so ist hier eine Übereinstimmung festzustellen. Nicht nur in der allgemeinen Auffassung gleichen sich diese, sondern auch in den Einzelheiten. Die äußeren Kanten des Fensters und der Nische werden durch einen einfach gekehlten Stein gebildet, und die Maßwerke unter-



Frankfurt/Oder, St. Marien. Ostwand des Turmunterbaues (heutiger Zustand)



Frankfurt/Oder, St. Marien. Außenansicht des Westbaus mit den Maßwerkfenstern des 1. Obergeschosses (Aufnahme Ursel Buchholtz)



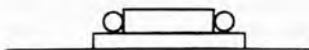
*Frankfurt/Oder,
St. Marien.
Pfeilerbasis,
um 1260*

teilen das Innere in drei langgezogene Spitzbogenblenden, über denen sich drei Vierpässe befinden. Diese weitgehende Übereinstimmung des Gewändeprofiles und der Figuration des Maßwerkes scheint nicht unabhängig voneinander entstanden zu sein, sondern deutet doch vielmehr auf eine Abhängigkeit hin. Da die Datierung der Choriner Ostteile für die Zeit um 1275/80 gesichert ist, würde man für Frankfurt ein ähnliches Datum erhalten. Die Entstehungszeit des Turmunterbaus könnte danach in die beiden letzten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts datiert werden. Aber nicht nur die Maßwerke gehören in diese Zeit, sondern auch das Bandrippengewölbe im Untergeschoß des nördlichen Turmes. Die frühesten Gewölbebauten der Mark Brandenburg (Kloster Lehnin, St. Marien und St. Nikolai in Treuenbrietzen und die Klosterkirche in Dobrilug) zeigen in den weniger wichtigen Raumteilen dieses Bandrippengewölbe, so daß man das der Frankfurter Marienkirche gleichfalls der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zuschreiben müßte²⁹. Diese so gewonnene Datierung des Turmunterbaus gestattet nun auch auf Grund des Zusammenhanges mit dem Langhaus dessen Datierung. Geht man davon aus, daß in der Regel die mittelalterliche Kirche im Osten begonnen wurde, so müßten die Chorteile, das Querhaus und die drei Längsschiffe vor dem Turmunterbau fertig gewesen sein. Da sich die Bauzeit aber meist — und in dieser frühen Zeit war es immer so — über mehrere Jahrzehnte erstreckte, muß die hier beschriebene kreuzförmige Halle die erste nach 1253 begonnene Stadtpfarrkirche der neu gegründeten Stadt Frankfurt gewesen sein. Diese allein vom Turmunterbau her gewonnene zeitliche Festlegung der kreuzförmigen Hallenkirche wird auch durch die stilistische Stellung der Pfeiler und Wandvorlagen im Querhaus bekräftigt.

Die vier vollständig erhaltenen Langhauspfeiler bestehen aus einem kreuzförmigen Kern, der von 8 Säulen mit Basis und Kapitell umstanden ist. Oberhalb der Säulenkapitelle ruht eine Deckplatte, auf der die Scheidebögen aufsitzen. Diese klare Gliederung in Kern und Säule ist für die Zeit um 1250 charakteristisch, denn sie zeigt den Übergang von der klaren tektonischen Gliederung der Romanik zu der mehr dekorativen Auffassung des Pfeilers in der Gotik. Die einzelnen Glieder der Frankfurter Pfeiler haben noch bestimmte statische Funk-

tionen. Der Kern über einem kreuzförmigen Grundriß trägt die schweren Scheid- und Gurtbögen der Gewölbe, während die Säulen die einzelnen Gewölberippen aufnehmen. Einen Vergleich zu diesen schönsten frühgotischen Pfeilern der märkischen Backsteinarchitektur kann man in dieser Zeit schwerlich finden, da die meisten Bauten jener Zeit Basiliken waren und einfache Pfeiler auf quadratischem, rundem oder kreuzförmigem Grundriß zeigen. Die nächsten Parallelen zu Frankfurt finden sich erst im Bereich der westfälischen Hallenarchitektur, wo die Pfeiler in gleicher Weise durch einen kreuzförmigen Kern mit 8 umstehenden Säulen gebildet werden (Dome zu Paderborn und Minden)³⁰.

Kann für die Langhauspfeiler kein datiertes Vergleichsmaterial im Bereich der Backsteinarchitektur herangezogen werden, so ist dies jedoch bei den Wand- und Eckvorlagen der Seitenschiffe und des Querschiffes möglich. Die Wandvorlagen zeigen in ihrem Aufbau, genau wie die Pfeiler, ein logisch und konstruktiv durchdachtes System. Auf einer flachen Grundplatte ist ein schmalerer Pilaster aufgesetzt. Die durch die Breitendifferenz von Vorlage und Pilaster entstehenden Rücksprünge sind durch zwei Säulen ausgefüllt, die wieder die gleiche Form und Funktion haben wie die Säulen an den Pfeilern. Während der Pilaster, durch einen Kämpfer nach oben abgeschlossen, die Gurtbögen zwischen den einzelnen Gewölbefeldern trägt, dienen die beiden Säulen zum Abfangen der Rippen. Diese Form der Wandvorlagen, wie sie bereits in der romanischen Baukunst zu finden ist, läßt sich auch in den Backsteinkirchen von St. Marien und St. Nikolai in Treuenbrietzen nachweisen. Deren Entstehungszeit ist zwischen 1250 und 1270 anzusetzen, so daß das Frankfurter Langhaus auf Grund der Übereinstimmung dieser Formen ebenfalls der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehören muß.



Seitenschiff, Wandvorlage

Anmerkungen:

- ¹ Zu den Kriegsverlusten zählen so bedeutende Bauwerke wie die Marienkirchen in Neubrandenburg, Prenzlau, Beeskow, der Dom in Fürstenwalde und St. Nikolai in Berlin.
- ² N. Zaske: Herkunft und Bedeutung der Architektur Hinrich Brunsbergs. Phil. Diss., Greifswald 1954. — G. Schade: Die Stadtpfarrkirche St. Marien in Frankfurt/Oder und ihre Stellung innerhalb der märkischen Architektur. Dipl.-Arbeit, Humboldt-Universität Berlin 1957.
- ³ W. Jung: Die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Frankfurt/Oder, Berlin 1912. Spezielle Literatur zur Baugeschichte der Nikolaikirche gibt es noch nicht, so daß bis heute das Inventar immer noch die beste Information darstellt.
- ⁴ E. Müller-Mertens: Untersuchungen zur Geschichte der Brandenburgischen Städte, Teil I bis IV. In: Wiss. Zs. der Humboldt-Univ. Berlin, 1956/57. In dieser großangelegten Arbeit konnten auch keine weiterführenden Erkenntnisse zur frühen Frankfurter Siedlungsgeschichte angeführt werden. Alle ältere Literatur dort zitiert.
- ⁵ A. Riedel: Codex diplomaticus Brandenburgensis, A XXIII, S. 1.
- ⁶ H. I. Kramm: Frankfurt/Oder — Eine historisch-geographische Studie. In: Wiss. Zs. der Pädagogischen Hochschule Potsdam 4, 1958 — R. Schönebeck: Die wirtschaftliche Entwicklung von Frankfurt/Oder in seinen beiden ersten Jahrhunderten von 1250 bis 1450. Jur. Diss., Hamburg 1925.
- ⁷ F. Schilling: Die erste Einwanderung und Ansiedlung von Deutschen in Frankfurt/Oder. Frankfurt/Oder 1926, und P. Andrißen: Die Entstehung der evangelischen Kirchengemeinden in Frankfurt/Oder. Frankfurt/Oder 1918.
- ⁸ Zur lebhaften Diskussion um die Echtheit der überlieferten Urkunden und den Auswertung besonders der lateinischen Fassung hinsichtlich des Alters von St. Nikolai vgl. Krabbe: Die Stadtgründungen der Markgrafen Johann I. und Otto III., in: Archiv f. Urkundenforschung 4, 1912, S. 273 ff. — Ferner die Anm. 7 zitierte Arbeit von Schilling sowie F. Timm: Die Entstehung von Frankf./O., in: Zs. f. Ostforschung 3, 1955, und E. W. Huth: Führer durch das Bezirksmuseum und die Geschichte von Frankfurt/O., 1964.
- ⁹ Der entsprechende Mauerrest befindet sich an der Nahtstelle von Langhaus und Umgangschor und ist nur oberhalb der Gewölberippen des südlichen Seitenschiffs zu erkennen. Wahrscheinlich gehörte er ursprünglich zur südlichen Wand eines langgestreckten Chores, die beim Umbau zu Beginn des 16. Jahrhunderts in ihrem unteren Teil als Chorpfeiler verwendet und im oberen gleichzeitig die Widerlager für die neuen Gewölbe ergab.
- ¹⁰ Vgl. hierzu vor allem die Anm. 7 genannten Arbeiten.
- ¹¹ F. Adler: Die Backsteinbauten des preußischen Staates, Berlin 1869. Bereits seit der baugeschichtlichen Darstellung Adlers in seinem auch heute noch unentbehrlichen Werk gab es nie Zweifel an diesem Zusammenhang.
- ¹² Die Kreuzform der Kirche wurde bisher in der gesamten Literatur anerkannt, nur wurden die einzelnen Teile verschiedenen Bauzeiten zugeschrieben. Die Frage des Ostabschlusses wurde noch nicht diskutiert.
- ¹³ M. Säume: Hinrich Brunsberg, ein spätgotischer Baumeister. In: Baltische Studien 1926 — W. Clasen: Hinrich Brunsberg und die Parler. In: Festschrift für Julius Baum, 1952 — G. Schade: Der Hallenumgangschor als bestimmende Raumform der bürgerlichen Pfarrkirchenarchitektur in den Brandenburgischen Städten. Phil. Diss., Halle 1963.
- ¹⁴ Friedrich Adler hat als erster den zerstörten Chor der Gramzower Klosterkirche auf Grund einer Zeichnung von D. Petzold und einer Beschreibung eines Pfarrers Hoppe rekonstruiert. In: Backsteinbauten des preußischen Staates. — Neue Lit. J. A. Schmoll, gen. Eisenwerth: Das Kloster Chorin und die askanische Architektur in der Mark Brandenburg, Berlin 1961. Des weiteren: N. Zaske (Dissertation 1954).
- ¹⁵ Zu Rathenow: Inventar d. Bau- u. Kunstdenkmäler des Kr. Westhavelland. Bd. II, Teil 1. Die dortige Baugeschichte ist aber im wesentlichen überholt; vgl. auch N. Zaske. — Zu Berlin: E. Reinbacher: Die älteste Baugeschichte der Nikolaikirche in Alt-Berlin (= Schriften d. Inst. f. Vor- u. Frühgesch. d. dt. Ak. d. Wiss., Bd. 15, 1963). Dort alle weitere Literatur zu den erfolgten Grabungen.
- ¹⁶ G. Fait: Die erste Marienkirche in Prenzlau. In: Wiss. Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald IX, 1959/60, Nr. 4/5. Die Grabungsergebnisse der Granseer Marienkirche sind bisher noch nicht publiziert.

- ¹⁷ H. Ehl: Norddeutsche Feldsteinkirchen, Braunschweig 1926. — R. Haupt: Kurze Geschichte des deutschen Ziegelbaus bis durchs 12. Jahrhundert, Heide 1929.
- ¹⁸ R. Haupt: Die ältesten Dome u. ihre Anfänge im Bereiche der Nordmark, Heide 1936.
- ¹⁹ F. Rörig: Die europäische Stadt und die Kultur des Bürgertums im Mittelalter, Göttingen 1955.
- ²⁰ Zur Baugeschichte der Marienkirche im Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler der Freien und Hansestadt Lübeck, Lübeck 1906, W. Paatz: Die Marienkirche in Lübeck, Burg 1929.
- ²¹ N. Zaske: Gotischer Backsteinbau Norddeutschlands, Beiträge zur Architektur und Sozialgeschichte der Haupttypen dreischiffiger Choranlagen von 1200—1500. Habilitationsschrift, Greifswald 1960. — S. Thurm: Norddeutschlands Backsteinbau. Gotische Hallenkirchen mit dreiapsidalem Chorschluß, Berlin 1935.
- ²² Riedel, A XXIII, S. 6.
- ²³ Ebenda, S. 11, 18.
- ²⁴ Ebenda, S. 26.
- ²⁵ G. Kunath: Die mittelalterlichen Siedlungstypen Norddeutschlands und das Stadtbild Frankfurt/Oder, 1939. (Nur als Manuskript im Frankfurter Stadtarchiv vorhanden.)
- ²⁶ Auch Zaske kommt in seiner Dissertation (s. Anm. 2) zu einer ähnlichen Darstellung. Er nimmt an, daß im Zusammenhang mit dem kaiserlichen Brief von 1330 der Neubau des Quer- und Langhauses begonnen wurde und dementsprechend um 1350 fertig gewesen sein mußte. Dieses Datum gewinnt Zaske aber nicht aus den Formen der entsprechenden Bauteile, sondern aus dem nachträglich aufgesetzten Giebel der Nordwand des nördlichen Querschiffes.
- ²⁷ Baudenkmäler der Provinz Brandenburg IV/1, Kr. Lebus, S. 74: „Primarius lapis huius Lubucensis ecclesiae hic sub secunda columpna praesenti positus et conservatus est una cum toto fundamento maxime pro summo altari hic in Fürstenwaldis per reverendum in Christo patrem dominum Johannem de Dehr episcopum Lubucensem anno CCCCXLVI 12 Aprilis.“
- ²⁸ Vgl. W. Schleier: Kl. Chorin. In: Arbeiten d. uckermärk. Museums- u. Geschichtsvereins, H. 9, 1928, und die Anm. 14 genannte Arbeit von Schmoll.
- ²⁹ R. Hamann: Die Baugeschichte der Klosterkirche zu Lehnin, Marburg 1923. Dort Abbildungen der genannten Gewölbe.
- ³⁰ Die Pfeilerformen der Hallenkirchen gegen Ende d. 13. Jh. und danach, wie in Frankfurt/Oder (St. Nikolai), Neubrandenburg (St. Marien), Berlin (St. Nikolai) und auch noch in Prenzlau (St. Marien), zeigen eine wesentlich andere Auffassung. Bei ihnen sind der Pfeilerkern und die umstehenden Säulen nicht mehr so tektonisch voneinander getrennt. Auch das Verhältnis zueinander hat sich geändert.

Die Wälder der früheren Herrschaft Baruth gegen Ende des 16. Jahrhunderts

Die rückschauende Betrachtung unserer Wälder und überhaupt der heimischen Landschaft in die zurückliegenden Jahrhunderte hinein ist in erster Linie eine Frage der Quellen. In Brandenburg setzen genauere Waldbeschreibungen und Waldkarten im allgemeinen erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein, als die damals beginnende moderne Forstwirtschaft eine erste eingehendere Inventur der Wälder in Angriff nahm. Aus dem davor liegenden Jahrhundert (1650—1750) ist die Zahl auswertbarer Unterlagen für den brandenburgischen Raum bereits außerordentlich gering, und über die noch weiter zurückliegende Zeit urteilte der Berliner Historiker Berthold Schulze¹: „Es gibt keine Karten oder hinreichend genaue Zustandsschilderungen des Kulturzustandes der Fluren aus der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege.“ Derselbe Autor zieht dann aus dieser Situation für Brandenburg den Schluß: „Es ist unmöglich vom Stande kritischer Wissenschaft aus, die frühere Aufteilung des Bodens in Acker- und Waldland und die Veränderungen dieser Aufteilung über die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges hinaus zu verfolgen.“

Auf Grund der Auffindung bisher in Brandenburg noch nicht bekannten oder nicht beachteten Karten- und Aktenmaterials durch den Verfasser, sind wir jetzt in der Lage, für ein kleines Teilgebiet von Brandenburg eine sehr genaue Zustandsschilderung der Landschaft und insbesondere der damaligen Verteilung von Wald und Freiland bereits für das ausgehende 16. Jahrhundert vorzulegen. Dieses Teilgebiet ist die rd. 260 km² große, 40 km südlich von Berlin am Nordostrand des Niederen Fläming gelegene ehemalige Herrschaft Baruth.

Die aufgefundenen Quellen verdanken ihre Entstehung sämtlich dem Wirken des Markscheiders *Matthias Öder*, der von 1586 bis zu seinem 1614 erfolgten Tode im Auftrage der sächsischen Kurfürsten eine großangelegte Landesvermessung von Kursachsen ausgeführt hat.²

Die Ergebnisse dieser Landesaufnahme, einer für die damalige Zeit ganz einzigartigen Leistung, sind sehr genaue Karten im Soll-Maßstab von 1 : 13 333 (sog. *Ur-Öder*). Durch Verkleinerung dieser Konzept- bzw. Aufnahmeblätter durch Öders Neffen Balthasar Zimmermann auf ein Viertel der Längen entstanden daraus die sog. *Öder-Zimmermannschen Karten* im Maßstab 1 : 53 333. Von dieser Kartierung wurde auch die Herrschaft Baruth erfaßt, die bis zum Wiener Frieden 1815 zu Kursachsen gehörte. Die Vermessung erfolgte hier in den Jahren 1594 und 1595.

Für die vorliegende Arbeit haben wir im wesentlichen nicht die umfangreichen und schwer überschaubaren Karten des *Ur-Öder*, sondern die deutlichere Verkleinerung des *Öder-Zimmermann* herangezogen, die uns in eine Fotokopie zur Verfügung stand. Blatt V hiervon enthält das Gebiet der Herrschaft Baruth mit den darin liegenden Ortschaften (1 Stadt und 12 Dörfer) sowie die ebenfalls im Lehnbesitz der Inhaber der Herrschaft Baruth befindlichen, jedoch zur Niederlausitz gehörenden Dörfer Zesch und Mahlsdorf, den Grenzen und, was die Karte nun für unsere Zwecke so besonders wertvoll macht, den innerhalb des

Herrschaftsbereiches gelegenen Waldungen. Mehr oder weniger andeutungsweise sind dann noch die der Herrschaft Baruth benachbarten Orte und einige weitere Einzelheiten verzeichnet. Daß die Wälder der Herrschaft Baruth so genau und ganz offensichtlich auch vollständig aufgenommen sind, stellt innerhalb des Öderschen Kartenwerkes einen Sonderfall dar. Als ausgesprochenes Grenzkartenwerk enthalten die Öderschen Karten nämlich, was die Waldverbreitung anbelangt, sonst nur die unmittelbar landesherrlichen Waldgebiete, während die Wälder des Vasallenbesitzes nur andeutungsweise und oft auch nur entlang der Grenzsäume dargestellt sind. Ein solches Bild bietet z. B. das zweite brandenburgische Gebiet betreffende Kartenblatt des Oder-Zimmermann, die Karte des Amtes Belzig. In Baruth erklärt sich der Ausnahmefall daher, daß Oder einen privaten Auftrag des damaligen Herrschaftsbesitzers für eine zusätzliche genaue Ausmessung der Wälder seiner Herrschaft erhalten hatte. Mit derartigen Sonderaufträgen wurde Oder während seiner Arbeit an der großen Landesaufnahme immer wieder vom Landesherrn und auch vom Adel bedacht³. Er hat sich dagegen stets gesträubt und 1607 sogar eine ausführliche Eingabe geschrieben, da er seine eigentliche Arbeit, das große Kartenwerk, immer wieder unterbrechen mußte und die Fertigstellung zu seinen Lebzeiten schon damals in Frage gestellt war.

Die Verzeichnisse über die Ausmessung der Waldungen der Herrschaft Baruth durch Matthias Oder bilden nun die zweite Quelle für unsere Darstellung. Die Ergebnisse der Ausmessung befinden sich heute im Landeshauptarchiv Magdeburg⁴. Es sind drei in einem Aktenstück vereinigte Aufstellungen, von denen zwei bis auf abweichende Orthographie und einige zusätzliche Randbemerkungen miteinander übereinstimmen, so daß wir es insgesamt nur mit zwei Verzeichnissen zu tun haben. Das zeitlich erste, im Aktenstück aber als letztes ein-



Blick vom Mühlenberg auf Baruth

geheftete Verzeichnis ist betitelt: „Verzeichnis der Geholtze so des 93. Jahres im Monat Augusto unndt September zu Baruth seindt außgemessen worden...“. Es enthält zunächst eine Aufstellung der „treugen Heiden“ und anschließend ein „Verzeichnis der Nassenholzer“. Die Angaben in diesen Aufstellungen sind leider nur sehr kurz und beschränken sich auf die Größe (in Acker und Quadrat-ruten⁵⁾) und den Namen des Waldstückes sowie auf einige gelegentliche Lagebezeichnungen. Der Gesamtflächeninhalt der 1593 ausgemessenen Waldstücke beträgt 12 411 Acker 109 $\frac{1}{2}$ Ruten (6868,5 ha); es handelt sich dabei im wesentlichen um die in der nördlichen Sanderzone und die im Urstromtal gelegenen Waldungen. Aus dem Jahre 1594 stammt das die Akte eröffnende „Vorzeichnis der Holtzer so Ich Matthes Oder Marscheider auff dem Rittergueth Baruth außgemessen habe. Nach der Leipzigschen Rutten denn Acker vor dreyhundert Rutten gerechnet“. Wie erwähnt, ist dieses Verzeichnis im Aktenstück noch in einer zweiten Ausfertigung enthalten, wobei dort vor dem Titel auch die Jahreszahl 1594 verzeichnet und der Verfassername als „Oder“ wiedergegeben ist. Es enthält außer einigen restlichen Waldstücken des Sandergebietes und des Urstromtales im wesentlichen die Waldbestände auf dem Fläming. Erfreulicherweise beschränkt sich dieses Verzeichnis nicht nur auf Waldnamen und Größenzahlen, sondern enthält auch vielfach Angaben über Holzarten und Bestandesstruktur.

Die Ausmessung der Baruther Wälder ging also der Kartenaufnahme zeitlich um ein bis zwei Jahre voraus. Die Kartenaufnahme erfolgte, wie Oder selbst bemerkte, nachdem er „mit den einzlichen stücken Holtz ferdig“ geworden war. Oder hat dann sicher die Waldvermessungen gleich für das Kartenwerk mit benutzt, und daher kommt es wohl, daß die einzelnen Stücke so genau eingezeichnet sind, was sonst nur bei den landesherrlichen Waldungen der Fall ist. Somit besitzen wir in der Öderschen Kartenaufnahme der Herrschaft Baruth und in der sie auf das Wirkungsvollste ergänzenden Waldvermessung und -beschreibung eine wald- und landschaftsgeschichtliche Quelle ersten Ranges, wie sie in Brandenburg für diesen frühen Zeitraum wohl kaum für ein anderes Gebiet vorliegen dürfte.

Der eigentlichen Darstellung der Baruther Waldungen am Ende des 16. Jahrhunderts und dem abschließenden Vergleich des damaligen Landschaftszustandes mit dem der Gegenwart soll zunächst, zum besseren Verständnis der Zusammenhänge, ein kurzer Überblick über geologische Situation, natürliche Vegetation und historische Verhältnisse des Untersuchungsgebietes vorausgeschickt werden.

*

A. Das Untersuchungsgebiet

1. Oberflächengestalt und Boden

Das Untersuchungsgebiet zeigt eine deutliche Gliederung in drei sich scharf voneinander abhebende Naturlandschaften (Karte 1). Der ganze Norden wird ausgefüllt von einer letzteiszeitlichen Endmoränen- und Sanderlandschaft, dem südlichsten Abschnitt der mittelbrandenburgischen Hochflächen. Die Endmoränen des Brandenburger Stadiums verlaufen, vom Sperenberger Schloßberg (80 m) herkommend, in einer zusammenhängenden Kette in westnordwestlich-ostsüdöstlicher Richtung am Nordrand des Untersuchungsgebietes entlang. Einzelne Kuppen dieses Endmoränenzuges sind der Motzen-Berg südlich Lindenbrück (71,3 m), der Brauers-Berg westlich des Großen Zesch-Sees (60,4 m), der Zescher Weinberg (93,2 m), der Klappschläger-Berg (93,2 m), die Scheeren-Berge (64,8 m) und der Wacholderberg (86,8 m) in der Teupitzer Heide. Eingebettet in das Mosaik der Endmoränenhügel ist eine Vielzahl von Seen und Mooren, von denen der Große und der Kleine Zesch-See und die Leber-Seen und -Moore noch im unmittelbaren Untersuchungsgebiet liegen.

An diese seenreiche Endmoränenlandschaft im äußersten Norden schließt sich nach Süden hin ein 3—4 km breiter Sanderstreifen an, eine ziemlich ebene, schwach nach Süden zu geneigte trockene Sandfläche in einer Höhenlage zwischen 70 und 50 m, die vielfach ohne merklichen Übergang in die randlichen Talsandflächen des Urstromtales ausmündet.

Den mittleren Teil des Untersuchungsgebietes nimmt das Baruther Urstromtal ein, das hier eine Breite von 4—5 km besitzt. Bei Baruth verengt es sich bis auf 2 km. Seine Höhenlage bewegt sich zwischen 50 und 56 m. Der größte Teil der Niederung wird von nacheiszeitlichen Torfböden ausgefüllt. Vielfach eingeschaltete Ablagerungen von Raseneisenerz wurden in früheren Zeiten in großem Umfange ausgebeutet und lieferten den Rohstoff für eine Reihe von Eisenhämmern. Der Anteil der Talsandflächen ist dagegen nur gering. Diese ziehen sich teils in mehr oder weniger zusammenhängenden, schmalen Streifen an den Rändern des Urstromtales entlang, teils bilden sie kleinere Talsandinseln inmitten der Moorflächen. Die weithin flache Niederungslandschaft des Baruther Tales wird unterbrochen von zahlreichen kleineren und größeren Dünenzügen, die sich bis zu 12 m über das Talniveau erheben. Mit seinen vielen, den verschiedensten Formengruppen angehörenden und oftmals sehr markanten Dünenzügen gehört das Gebiet um Baruth zu den klassischen Binnendünenlandschaften des mitteleuropäischen Flachlandes. Die ausgedehntesten Dünenflächen finden sich an den Rändern des Urstromtales, vor allem im Norden bei Horstwalde (Schlage-, Kessel- und Tütschen-Berge) sowie im Südosten bei Glashütte und Friedrichshof, wo das Dünengebiet der Mittelheide sich im Windschatten der Flämingberge zungenförmig in das Baruther Tal hineingestreckt hat. Von den inmitten der Niederung gelegenen Dünenzügen sind vor allem die Lange-Horst-Berge hervorzuheben, eine fast 10 km lange, aber nur wenige Meter breite Strichdüne. Insgesamt bietet sich das Baruther Urstromtal als eine typische Niederungslandschaft mit Vorherrschen von grundwassernahen und grundwasserbeeinflussten Standorten dar. Trotz mannigfacher, bis in das 18. Jahrhundert zurückreichender Entwässerungsanlagen trägt dieses Gebiet bis heute auf weite Strecken hin



Dorfteich in Kemnitz

noch ausgesprochenen Sumpfcharakter, der aber durch die tiefgreifenden Meliorationen der letzten 15 Jahre jetzt mehr und mehr zurückgedrängt wird⁶. Der in unser Untersuchungsgebiet fallende Teil des Baruther Tales besitzt keine durchgehende Entwässerung. Die Einengung des Tales bei Baruth bildet zugleich eine Wasserscheide. Der westliche Abschnitt entwässert über das Hammerfließ (Goila) und dessen Nebenzuflüsse Mückendorfer Graben, Horst-Graben und Bieber-Graben westwärts der Nuthe. Für den Ostteil bildet der Buschgraben, früher auch Landgraben genannt, den Vorfluter zur unmittelbar an der Ostgrenze des Untersuchungsgebietes vorbeifließenden Dahme. Die meisten dieser Gräben dürften erst künstlich angelegt worden sein.

Im Süden grenzt das Baruther Urstromtal an die saaleiszeitliche Hochfläche des Niederen Fläming, eine Grundmoränenplatte mit aufgesetzten Endmoränen⁷. Zunächst ganz allmählich und nur bei Baruth von Anfang an steil steigt das Gelände nach Süden hin an bis zu dem sich plötzlich schroff über die Hochfläche hinaushebenden Endmoränenzug der Niemecker Staffel, der seinen höchsten Punkt in dem unmittelbar am Westrand des Untersuchungsgebietes gelegenen Golm-Berg (Hoher Golm) mit 178 m erreicht. Im übrigen eine Höhenlage zwischen 120 und 160 m einhaltend, bildet dieser Stauchmoränenkomplex eine stark bewegte Moränenlandschaft, die vom tief gelegenen Urstromtal aus gesehen wie ein kleiner Gebirgszug den Horizont begrenzt. Im Süden geht das Endmoränen-
gelände nach Süden hin in eine flachere Grundmoränenlandschaft mit einer Höhenlage zwischen 110 und 150 m über. Überwiegend aus Sanden mit nur örtlichen Lehm- und Geschiebemergelinseln aufgebaut, ist die Hochfläche des Fläming in diesem Abschnitt, wie auch sonst zumeist, außerordentlich wasserarm. Seen und Bäche fehlen völlig, einige wenige, meist als Dorfteiche benutzte Pfühle und 2 kleine, nach kurzem Lauf wieder im Boden versickernde Quellen am Nordfluß des Hohen Golm und bei Johannismühle sind die einzigen Gewässer des Baruther Fläming. Bemerkenswert sind jedoch einige tiefeingeschnittene Trockentäler (Rum-

meln) am Flämingrand bei Baruth und Mahlsdorf, von denen die „Wolfsschlucht“ bei Baruth eine Länge von rd. 3 km erreicht.

Die Niederschläge sind im Untersuchungsgebiet relativ gering und liegen meist zwischen 530 und 550 mm (Baruth 536 mm), nach Süden hin steigen sie leicht an (Petkus 589 mm). Die mittlere Jahrestemperatur bewegt sich bei 8° C. Die Januartemperatur bei -1° und die Julitemperatur zwischen 18 und 19°. Mit um durchschnittlich 1° geringeren Werten weisen die Flämingberge eine von der Umgebung abweichende, etwas kühlere Temperatursituation auf.

2. Natürliche Vegetation

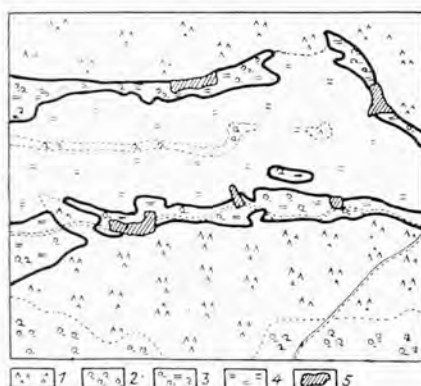
Die natürliche Vegetation des Untersuchungsgebietes besteht aus Kiefernwäldern, Traubeneichenwäldern, Stieleichen-Birkenwald, Stieleichen-Hainbuchenwald, Erlen-Eschenwald und Erlenbruchwald. Einen großen Anteil am natürlichen Waldbild haben Kiefernwälder, und zwar der Flechten-Kiefernwald (*Cladonio-Pinetum*) auf sehr armen und trockenen, der Blaubeer-Kiefernwald (*Myrtillo-Pinetum*) auf etwas besseren Sanden. Die Baumschicht wird von der Kiefer bestimmt, Mischhölzer sind Sand-Birke, Stieleiche und in den besseren Ausbildungsformen auch vereinzelt die Traubeneiche. Das natürliche Areal der Kiefernwälder erstreckt sich auf die weiten Sanderflächen im Norden, die trockenen Dünenstandorte sowie arme und trockene Hochflächensande im Fläminggebiet, vor allem südlich von Lynow und Schöbendorf.

Auf den besseren, oftmals lehmbeeinflussten Moränenstandorten des Fläming und vereinzelt auch des Brandenburger Stadiums sind Traubeneichen-Mischwälder weit verbreitet gewesen. Der anspruchsvollere Winterlinden-Traubeneichen-Hainbuchenwald (*Tilio-Carpinetum*) dürfte dabei im Untersuchungsgebiet nur kleinflächig auf besonders reichen und lehmigen Standorten in Erscheinung getreten sein. Weitere Verbreitung hatten ärmere Traubeneichenwälder, vor allem der Kiefern-Traubeneichenwald (*Pino-Quercetum*). Auf kühlfeuchten Lokalstandorten am Nordabhang des Hohen Golm kommt kleinflächig auch der subatlantische Rotbuchen-Traubeneichenwald (*Fago-Quercetum*) vor.

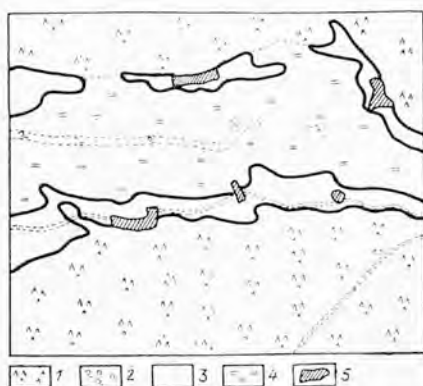
Stieleichen-Birkenwald und Stieleichen-Hainbuchenwald, oftmals in engem Kontakt miteinander auftretend und durch mannigfache Übergänge miteinander verbunden, beherrschten die grundwassernahen Talsandstandorte des Urstromtales. Die ärmeren Standorte nahm dabei der feuchte Stieleichen-Birkenwald (*Quercus-Betuletum molinietosum*) mit Stieleiche, Sand-Birke, vereinzelt auch Rotbuche, Winterlinde und Kiefer in der Baumschicht und Pfeifengras, Adelfarn, Blaubeere, Schattenblümchen und Sauerklee in der Bodenschicht ein. Auf reicheren, vor allem durch günstigere Grundwasserverhältnisse bedingten grundwassernahen Standorten siedelt der Stieleichen-Hainbuchenwald (*Quercus-Carpinetum stachyetosum*) in verschiedenen Ausbildungsformen. Er ist eine sehr artenreiche Waldgesellschaft, an deren Baumartenzusammensetzung sich vor allem Stieleiche, Hainbuche, Spitzahorn, Winterlinde und Flatterulme, in den nasseren Ausbildungsformen ferner Esche und Erle, in den trockeneren auch Rotbuche und Sand-Birke beteiligen. Eine Strauchschicht aus Haselnuß, Pfaffenhütchen, Kreuzdorn und Traubenkirsche sowie dem Jungwuchs der Bäume ist vielfach stark entwickelt. Die Krautschicht wird von mesophilen Stauden be-

stimmt und zeigt einen ausgeprägten Frühlingsaspekt hauptsächlich aus Busch-Windröschen, Leberblümchen, Moschuskraut, Scharbockskraut, Goldnessel, Sternmiere und Bingelkraut.

Der Stieleichen-Hainbuchenwald zeichnet sich durch eine besonders hohe Siedlungsgunst aus. Die im Zuge des Urstromtales gelegenen, wahrscheinlich ältesten Siedlungen des Untersuchungsgebietes sind sämtlich im Bereich des Stieleichen-Hainbuchenwaldes angelegt worden, der auf diese Weise schon frühzeitig zurückgedrängt wurde. Gerade das Untersuchungsgebiet bietet besonders typische Beispiele für die Rolle des Stieleichen-Hainbuchenwaldes als Siedlungsgebiet. Hueck⁸ hat diese Verhältnisse für das Meßtischblatt Paplitz näher dargestellt (Karten 2 und 3).



Karte 2: Die natürliche Vegetation
1 = Kiefernwald
2 = Traubeneichenwald
3 = Stieleichen-Hainbuchenwald
4 = Erlenbruchwald
5 = heutige Ortschaften



Karte 3: Die heutige Vegetation
1 = Kiefernforsten
2 = Stieleichen-Hainbuchenwald
3 = Acker
4 = Erlenbruchwald und Wiesen
5 = Ortschaften

Der Erlen-Eschenwald (*Pruno-Fraxinetum*), ein hochstaudenreicher auenwaldartiger Niederungswald auf reicheren Überschwemmungsstandorten mit Esche, Erle und Traubenkirsche hat im natürlichen Waldbild des Untersuchungsgebietes nur sehr kleine Flächen entlang der Dahme und vielleicht auch an einigen Stellen am Hammerfließ eingenommen. Die beherrschende Waldgesellschaft der Naßstandorte des Urstromtales mit meist tiefgründigen Torfböden ist vielmehr der Erlenbruchwald (*Carici elongatae-Alnetum*) in dem die Erle dominiert. An Untergesellschaften treten im Untersuchungsgebiet sowohl der arme und nasse Moorbirken-Erlenbruchwald mit Moorbirken und mächtigen Weißmoos-Bulten als auch der reichere Schwarzwurz Erlenbruchwald mit hochwüchsigen Sumpfstauden auf, dessen trockenste Ausbildungsform mit einzelnen Stieleichen und Eschen bereits zu dem anschließenden Stieleichen-Hainbuchenwald überleitet.

3. Historische Verhältnisse

Zu der Herrschaft Baruth gehören die Stadt Baruth und die Dorfgemeinden, Schönefeld, Horstwalde(Neuhof), Mückendorf, Radeland, Dornswalde, Fried-

richshof, Glashütte, Klasdorf, Klein-Ziescht, Groß-Ziescht, Kemnitz, Paplitz, Schöbendorf, Merzdorf und Lynow sowie die bis 1952 einen selbständigen Gutsbezirk bildende Forst Baruth. Von diesen Orten sind Horstwalde (Neuhof), Glashütte und Friedrichshof erst im 18. Jahrhundert gegründet worden und haben zur Zeit der Öderschen Landesaufnahme noch nicht bestanden (vgl. hierzu Abschnitt C). Angeschlossen waren die Dörfer Zesch und Mahlsdorf, zwei Niederlausitzer Rittergutsdörfer, die der Besitzer der Herrschaft Baruth später angekauft hat, die aber de jure ihr niemals einverleibt worden sind. Die Gesamtfläche dieses Gebietes beträgt 26 050 ha⁹.

Inhaber der Herrschaft Baruth waren im 13. Jahrhundert die Herren von Baruth, dann bis 1582 die Herren von Schlieben. 1582 wurde die Herrschaft an den Obersten Hans v. Buch veräußert, der sie aber schon 1596 an die Grafen von Solms weiter verkaufte. Letztere saßen bis 1945 in Baruth.

Bis 1815 gehörte die Herrschaft Baruth zu Kursachsen und unterstand dem Amt Schlieben. Durch den Wiener Frieden gelangte sie an die preußische Provinz Brandenburg und bildete darin den Ostteil des Kreises Jüterbogk-Luckenwalde. Erst die Verwaltungsreform von 1952 hat diese Einteilung gesprengt. Von dem Gebiet der früheren Herrschaft Baruth gelangten die Dörfer Schönefeld, Merzdorf und Lynow an den Kreis Luckenwalde, das Dorf Friedrichshof mit einem Teil des Revieres Rietze an den Kreis Lübben und Mahlsdorf an den Kreis Luckau. Die übrigen Dörfer bilden nunmehr den Südteil des Kreises Zossen. Neben der Zusammenlegung einiger Gemeinden wurde damals auch der Gutsbezirk Forst Baruth aufgelöst und stückweise den benachbarten Gemeinden zugeschlagen. Das frühere Rittergut Baruth war schon 1945/46 im Zuge der Bodenreform enteignet und seine landwirtschaftlichen Nutzflächen an Neusiedler vergeben, die standesherrliche Forst in Staatseigentum überführt worden¹⁰.

B. Das Gebiet der Herrschaft Baruth gegen Ende des 16. Jahrhunderts

1. Die Waldverteilung

Die Verteilung des Waldes im Bereich der Herrschaft Baruth und einiger unmittelbar angrenzender Randgebiete um das Jahr 1595 ist auf der Karte 4 dargestellt. Sie ist eine Umzeichnung der Oder-Zimmermannschen Karte auf der Grundlage der heutigen Meßtischblätter. Die dadurch bewirkte Entzerrung und Umorientierung der im Original nach Süden ausgerichteten alten Karte ermöglicht einen unmittelbaren Vergleich mit dem modernen Kartenmaterial. Die Orts- und Waldnamen sowie die sonstigen Inschriften der alten Karte sind in der Originalschreibweise wiedergegeben. Zwei oder drei Bezeichnungen wurden zusätzlich anhand der Waldbeschreibung hinzugefügt, ebenso die Eintragung „Baruther Freibusch“, der in den auf Oder zurückgehenden Quellen nicht genannt wird. Die Begrenzung der Karte haben wir so vorgenommen, daß die von Oder nicht mehr kartierten Gebiete außerhalb der Herrschaft Baruth ausgeschlossen wurden. Dabei mußten auch einige Vorsprünge der Herrschaft Baruth fortgelassen werden, und zwar die Orte und Teile der Gemarkungen Schönefeld im Westen, Zesch im Norden und Mahlsdorf und Groß-Ziescht im Süden des Kartenblattes. Für das Gesamtbild der Baruther Landschaft sind diese randlichen Zipfel nicht von Belang. Auf diese sowie auf weitere auf der Öderschen Karte außerhalb

unseres Kartenausschnittes enthaltene Einzelheiten wird im Text hingewiesen werden.

Wenden wir uns nunmehr dem Karteninhalt selbst zu. Ein erster Überblick zeigt uns die Verteilung der Waldfläche. Dabei fällt auf, daß sich größere Waldgebiete fast durchweg an den Grenzen des Herrschaftsgebietes entlangziehen, während der mittlere Teil um Baruth viel stärker entwaldet ist und nur noch einige kleinere Waldreste enthält. Diese kranzförmige Anordnung der Wälder ist sehr wahrscheinlich historisch bedingt und geht auf alte Grenzwälder zurück, in deren Mitte eine Siedlungskammer liegt. In landschaftsgeschichtlicher Hinsicht handelt es sich um Restwälder und Waldreste. Es sind Waldflächen auf Standorten mit geringer oder mangelnder landwirtschaftlicher Eignung, auf nassen Sumpfstandorten in den Niederungen und trockenen Sandstandorten in den Sander- und Dünengebieten sowie auf steilhängigen Moränenstandorten. Dem Reliktcharakter der Waldflächen entspricht die vielfach starke Zerstückelung des Waldareals und der unregelmäßige Verlauf der Waldgrenzen. In zahlreichen Buchten und Zipfeln schiebt sich das Freiland in den Wald hinein vor, und selbst innerhalb der geschlossenen Waldflächen gab es damals mehr oder minder zahlreiche Ackerstücke und sonstige Freiflächen. Auch waren Wald und Freiland keineswegs so scharf geschieden wie es heute der Fall ist, sondern durch fließende Übergänge miteinander verbunden, so daß an einigen Stellen keine genaue Grenze zu ziehen war. Derartige Verhältnisse bereiteten bei der Vermessung der Waldfläche große Schwierigkeiten, wie in den Waldbeschreibungen mehrfach berichtet wird. Besonders im Bereich der Niederungswälder waren solche undeutlichen Waldgrenzen anscheinend häufig. Auch die Bestockung des Waldes war, soweit es die vorliegenden Beschreibungen erkennen lassen, sehr ungleichmäßig. Besser bestandene Partien wechselten ab mit stark verlichteten, oft nur buschartigen Charakter aufweisenden Waldteilen. Leider enthalten die vorliegenden Beschreibungen keine Angaben über die Art der Waldnutzung. Daß damals aber landwirtschaftliche Nebennutzungen, vor allem Waldweide, sehr verbreitet waren, wird außer durch einige diesbezügliche Flurnamen durch gleichzeitige Angaben aus dem angrenzenden Stülper Gebiet¹¹ wahrscheinlich gemacht. Insgesamt bietet also die Baruther Landschaft gegen Ende des 16. Jahrhunderts das typische Bild einer frühneuzeitlichen Kulturlandschaft.

Diesem allgemeinen Überblick über die Waldverhältnisse lassen wir nunmehr die Aufzählung und Beschreibung der einzelnen Waldteile folgen. Die Reihenfolge richtet sich dabei, abweichend von den Öderschen Waldbeschreibungen, nach den drei großen Landschaftszonen Endmoränen-Sandergebiet, Urstromtal und Fläming. Innerhalb dieser Zonen schreitet die Aufzählung jeweils von West nach Ost fort. In Anführungszeichen gesetzte Worte und Sätze sind den Akten bzw. der Karte wörtlich entnommen.

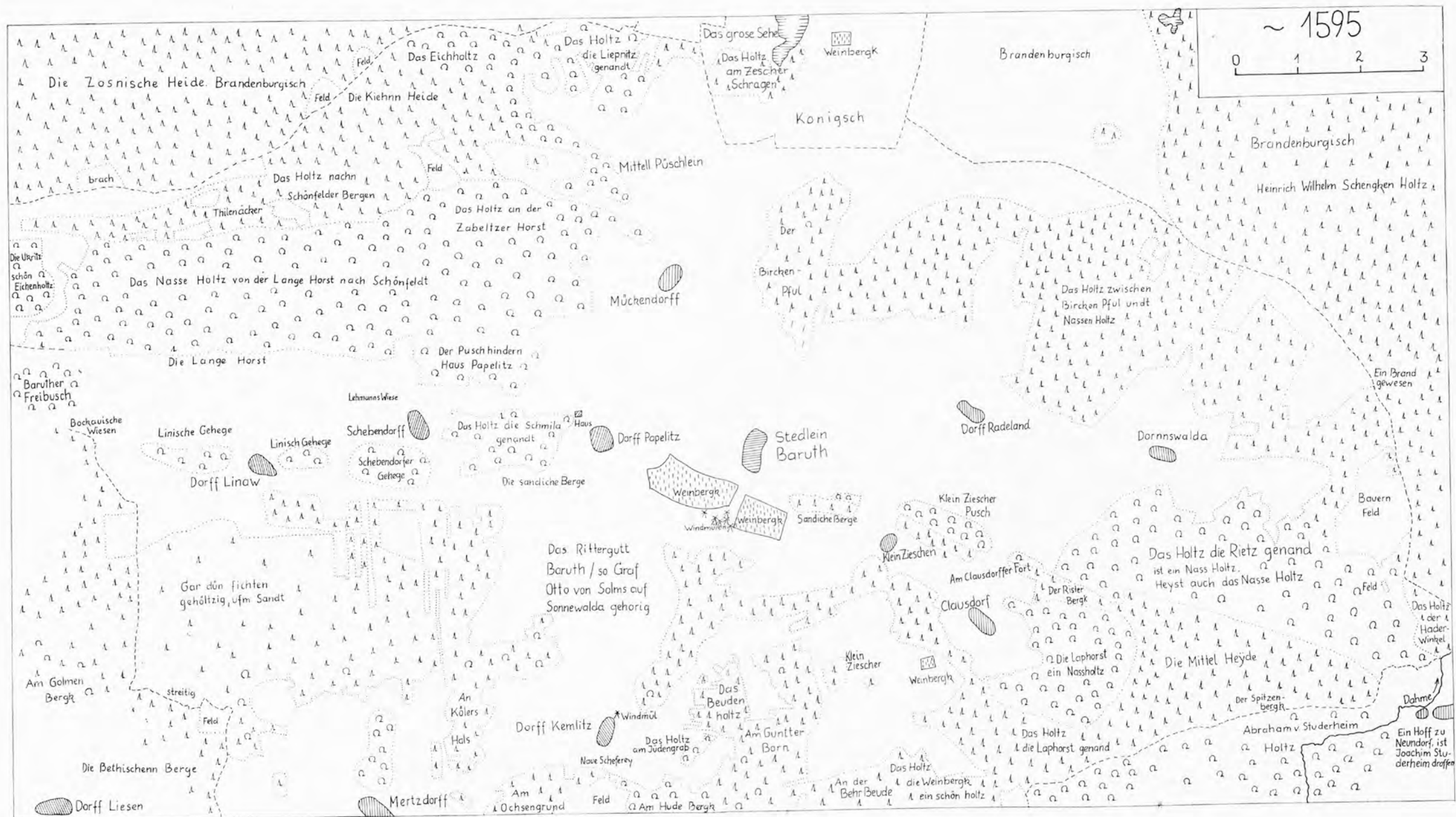
a) *Endmoränen- und Sandergebiet:* Das Sander- und Dünengebiet im Nordwesten der Herrschaft Baruth zwischen Urstromtal und Herrschaftsgrenze war zum größten Teil von Wald überzogen. Der westlichste Abschnitt dieses Waldgebietes trägt auf der Karte den Namen „Das Holtz nachn Schönfelder Bergen“. Es dürfte identisch sein mit dem in der Beschreibung aufgeführten Waldstück „Daß Holtz so anns Naßa Holtz stoßt, so ausgemeßen worden ist, biß ann die Wildbann, beyrn Dorffe Schonnfeldt gelegen“. Dieses Holz hatte eine Größe von

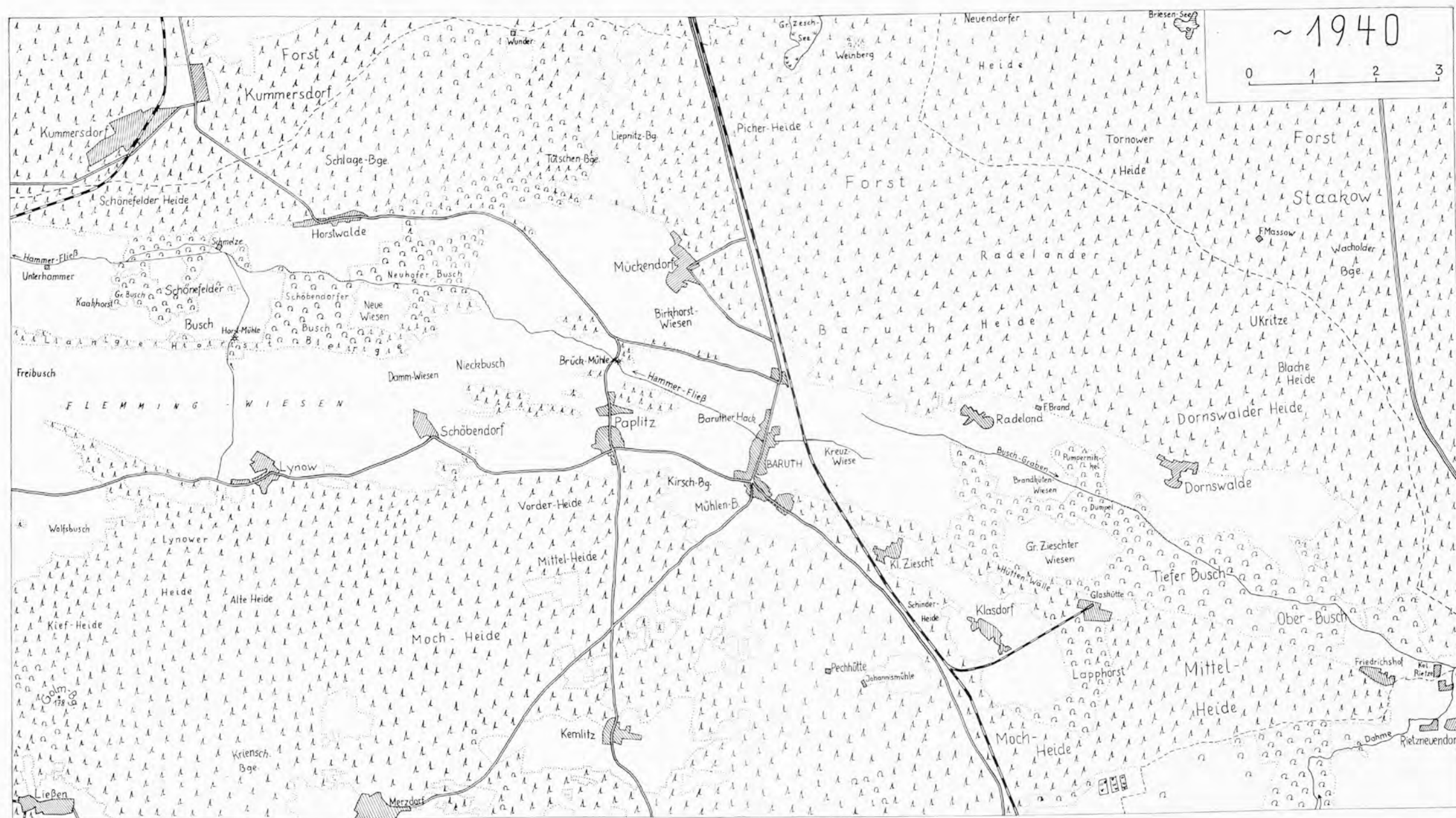
215 Acker 250 Ruten (119,4 ha), es entspricht den heutigen Schlage-Bergen. Im Osten geht dieses Waldstück über in die „Kiehn-Heide“ mit einer Größe von 1620 Acker 33 Ruten (896,5 ha). Der nördlichste Winkel der Kienheide, bei der heutigen Revierförsterei Wunder, trägt auf der Karte den Namen „Das Eichholtz“. Diese Bezeichnung fehlt in der Beschreibung, offenbar ist dieser Forstort in der Kienheide mit einbegriffen. Der Name Eichholz ist auch noch in der Gegenwart bekannt; die Forstkarte von 1924 nennt ein „Eichholzgestell“. In den Randzonen dieses Waldgebietes lagen verschiedene Ackergrundstücke, von denen einige auf der Karte näher als „Thilen äcker“ gekennzeichnet sind. Angaben über die Bestockung werden leider nicht gemacht, doch deutet der Name Kienheide auf das Vorherrschen der Kiefer hin, ebenso der Name Eichholz auf Eichenbestände. Beides entspricht völlig den standörtlichen Gegebenheiten.

Interessant ist, daß der östliche Teil des Dünengeländes, die heutigen „Tütschen-Berge“, damals größtenteils unbestockt war. Wir werden uns dieses Gebiet als ein offenes Flugsandgelände mit Silbergrasfluren und vereinzelt Kiefern- und Birkenanflug vorzustellen haben.

Östlich an das Eichholz schloß sich die „Liepnitz“ an, ein unregelmäßiges Waldstück mit verschiedenen tief in den Wald hineingreifenden Freilandkeilen. Ebenso wie das Eichholz stockt die Liepnitz auf grundwassernahen Sandstandorten in einer Ausbuchtung des Urstromtales, die natürliche Vegetation dürfte aus Stieleichen-Hainbuchenwald und Stieleichen-Birkenwald bestanden haben. Der Name Liepnitz (von slaw. lipa = Linde) läßt überdies auf ein reichliches Vorkommen der Linde in früherer Zeit schließen. Leider enthält die Ödersche Beschreibung keine Holzartenangaben, es heißt nur „Daß Holtz die Liepnitze, hatt an etzlichen Orttenn sehr geringe und dünnes Holtz, ann dem Holtz die Kleine Bahne gelegen. Hatt 191 Acker 159 Ruten“ (106 ha). Die Liepnitz war also 1594 recht verlichtet. Mit der „Kleinen Bahn“ ist offenbar eine Wildbahn gemeint.

Nicht weit östlich von Liepnitz begann die Feldmark des Dorfes Zesch, das, wie schon erwähnt, zur Niederlausitz gehörte, welche damals dem Königreich Böhmen (bis 1635) unterstand. Die auf der Karte von Oder-Zimmermann innerhalb der Feldmark Zesch angebrachten Inschriften „Königsch“ und „Königischer Boden“ weisen ausdrücklich auf diese staatliche Zugehörigkeit hin. Der Karte zufolge war die Gemarkung Zesch gegen Ende des 16. Jahrhunderts bis auf zwei kleine Waldstücke völlig entwaldet. Diese beiden Waldstücke waren das Holz am Zescher Schragen „hindernn Altten Teich, am großen sehe“, also im Süden des Gr. Zesch-Sees, „ein gar dünn Fichtenn Holtz“ mit einer Größe von 104 Acker 103 Ruten (57,7 ha), und „das Holtz die Zescher Berge“ nördlich von Zesch am Gr. Möglin-See, ebenfalls „ein sehr dünn Fichten Holtz“, d. h. ein stark verlichteter Kiefernbestand, mit 171 Acker 82 Ruten (94,7 ha). Von diesen Waldflächen durch ein breites waldfreies Gebiet getrennt, begann östlich Mückendorf ein weiterer Waldkomplex, der sich bis an die Ostgrenze der Herrschaft erstreckte und dort in den zur angrenzenden Herrschaft Teupitz gehörenden Waldungen seine Fortsetzung fand. Auch hier handelte es sich um kein geschlossenes Waldgebiet, sondern um mehr oder weniger lose miteinander zusammenhängende Restwälder, die durch tiefe Freilandeinschnitte und verschiedene im Walde selbst gelegene Ackerstreifen zerstückelt waren. Leider erfahren wir von allen diesen Waldteilen nichts über die Bestockung, aus der Beschreibung geht nur hervor,





daß sie zu den „treugen Heiden“ gehörten. Es besteht aber kein Zweifel, daß auch damals die Kiefer vorherrschte, der die Birke in mehr oder weniger hohen Anteilen beigemischt war. Der westliche Teil dieses nordöstlichen Waldkomplexes war der „Birken Phuhl“, der seinen Namen von einem kleinen hier gelegenen Moor ableitet. Der Name ist auch heute noch geläufig, die Forstkarte von 1924 verzeichnet an dieser Stelle ein „Birkenpfuhl-Gestell“. 1594 hatte dieses Waldstück eine Größe von 359 $\frac{1}{2}$ Acker 136 $\frac{1}{2}$ Ruten (199,2 ha). Alle östlich davon gelegenen Waldstücke werden unter der Bezeichnung „alle dieß geholtze von der Birken Phuhl biß an das Nasseholtz“ zusammengefaßt; sie hatten eine Gesamtgröße von 2982 $\frac{1}{2}$ Acker 65 Ruten (1650,6 ha). Von diesen Waldflächen durch ein „Bauern Feld“ getrennt, lag im äußersten Ostzipfel der Herrschaft Baruth der „Haderwinkel“, der seinen Namen sicher von früheren Grenzstreitigkeiten bekommen hat. Der Haderwinkel, die heutigen Abteilungen 14—17 des Reviers Rietze, hatte damals eine Größe von 153 Acker 23 Ruten (84,7 ha).

b) *Urstromtal*: Im westlichen Abschnitt des Urstromtales war der nördliche Teil zwischen den Langen-Horst-Bergen und den Schlage- und Tütschen-Bergen noch von großen zusammenhängenden Bruchwäldern ausgefüllt, während im südlichen Teil nur noch kleine Waldreste vorhanden waren. Südlich des Dorfes Schönefeld lag, wohl auf Dünenstandorten, ein kleines isoliertes Waldstück, das auf der Karte als „Das Holtz die Grabe“ bezeichnet ist. Der Name dürfte zurückgehen auf slaw. grab = Hainbuche. Im Text der Waldbeschreibung wird dieser Name nicht genannt. Offenbar ist dieses Waldstück aber identisch mit dem „Holtz, die Schönefeldter Schragen, beym Dorffe Schonfelte, ist ein dünn Fichtenn Holtz“. Seine Größe betrug 36 Acker 205 Ruten (20,3 ha). Ein weiteres isoliertes Waldstück war die Ukritz östlich von Schönefeld, auf der Karte als ein „schön Eichenholtz“ charakterisiert. Offenbar handelte es sich um Stieleichen-Hainbuchenwald auf grundwassernahem Talsand. Die Ukritz hatte eine



*Wiesenflächen im
Schönefelder Busch.
Zahlreiche Baumgruppen
und Einzelbäume
geben der Landschaft
ein parkartiges Gepräge*

Größe von 128 Acker 53 Ruten (70,9 ha). Von ihr durch einen schmalen Streifen Freiland, wohl Wiesen, getrennt, begann dann östlich das ausgedehnte „Nasse Holtz an der langen Horst nach Schonfeldt“, dessen Größe 2836 Acker 16^{1/2} Ruten (1569,5 ha) betrug. Die Beschreibung enthält auch hier keine Bestockungsangaben, doch besteht kein Zweifel, daß es sich um einen Erlenbruchwald handelte. Im Osten schloß sich „Der Pusch hindern Haus Papelitz“ an. In der Beschreibung fehlt dieser Name. Dafür wird dort ein „Holtz ann der Langenn Horst gelegen, nach den Wiesen zu“ aufgeführt. Dieses war ein „Naß Holtz“ und hatte „schön Ellernn Holtz“. Die Länge dieses Waldstückes „an der Langenn Horst lanngk“ betrug 988 Ruten (4248 m), es war „an etzlichen Orttenn schmall, und ann etzlichen Orttenn breitt“, so daß eine genaue Flächenberechnung nicht möglich war. Es ist ungewiß, ob dieses Waldstück mit dem genannten „Pusch hindern Haus Papelitz“ identisch ist; möglicherweise handelt es sich auch um einen schmalen Waldstreifen an der Südseite der Langen-Horst-Berge. Die Karte von Öder-Zimmermann verzeichnet einen derartigen Waldstreifen entlang der Langen-Horst-Berge, die als kleine Hügelchen eingetragen sind, allerdings nicht, so daß am ehesten eine Identität mit dem „Pusch hindern Haus Papelitz“ in Frage kommt. Der Nordostzipfel des zusammenhängenden Waldgebietes, nahe bei Mückendorf, trägt auf der Karte den Namen „das Holtz an der Zabeltzer Horst“. Hier liegt offenbar ein Schreibfehler vor, denn in der Beschreibung heißt es „daß gehege ann der Pabelitzer (d. h. Paplitzer) Horst“. Es war ein „Naß Holtz ann ellernn schlagk Holtz“ mit einer Länge von 200 Ruten (859 m). Die Breite war sehr ungleich, das Waldstück spitzte sich „gar zu“, so daß ebenfalls keine genaue Flächenberechnung erfolgen konnte.

Nördlich dieses Waldstückes lag, von diesem durch einen damals unbewaldeten Dünenstreifen getrennt, „daß Mittel Püschlein“, gleichfalls ein „Naß Holtz“. Es hatte eine Größe von 103 Acker 176 Ruten (57,3 ha) und stand durch einen schmalen Waldstreifen in Verbindung mit dem schon oben genannten „Holtz die Kleine Bahn genannt“, d. h. dem Ostteil der Kienheide.

Südlich der Langen-Horst-Berge gab es 1594 keine größeren zusammenhängenden Waldbestände mehr, sondern nur kleinere Waldreste. Unmittelbar an der Grenze zur Herrschaft Stülpe lag, wie wir aus anderen Quellen¹¹ wissen, der Freibusch, der im Gegensatz zu dem Freibusch bei Holbeck auch „Baruther Freibusch“ genannt wurde. Er bildete eine Quelle ständigen Streites zwischen den Herrschaften Baruth und Stülpe¹². Die in der Anmerkung geschilderte weitere Entwicklung der Grenzstreitigkeiten läßt erkennen, daß die alte Auffassung von der Zugehörigkeit des Freibusches zu Baruth sich späterhin durchgesetzt hat. Um 1600 muß aber die besitzrechtliche Situation völlig im Unklaren gelegen haben, so daß sowohl die Ödersche Karte als auch die Waldbeschreibung auf dieses Waldstück nicht eingehen. Verwunderlich bleibt, daß Öder den unklaren Grenzverlauf nicht ausdrücklich gekennzeichnet hat, was er sonst stets tut, es sei denn, man sieht den in der Nähe des Golm-Berges angebrachten Vermerk „streitig“ für den Gesamtbereich der Baruth-Stülper Grenze als verbindlich an. Wir haben jedenfalls auf Grund der Angaben in der Stülper Chronik diesen Baruther Freibusch, soweit er in unseren Kartenausschnitt fällt, unter Verwendung der späteren Ur-Meßtischblätter andeutungsweise in unsere Karte mit aufgenommen. Bemerkenswert sind übrigens auch die verschiedenen Angaben über die Nutzung dieses Waldstückes, die umso mehr interessieren, als die Öderschen

Waldbeschreibungen keine derartigen Angaben enthalten. Der Baruther Freibusch diente nicht nur der Bau- und Brennholzversorgung, sondern unterlag auch der Behütung; ferner erfahren wir, daß Teile dieses Waldstückes zu Wiesenland gerodet worden sind. Sicher unterlagen viele Waldstücke im Bereich der Herrschaft Baruth zu dieser Zeit einer ebensolchen Nutzung.

Östlich des Baruther Freibusches gab es schon damals weite Wiesenflächen, die Fläming-Wiesen, schon 1609 als „Flämische Wiesen“ bezeichnet. Erst nordwestlich und östlich von Linow gab es wieder zwei kleine Waldstücke, die auf der Karte jeweils als „Linische Gehege“ bezeichnet sind. Der Name Gehege deutet darauf hin, daß es sich um eingehetzte, d. h. von der Hutung verschonte und lediglich der Holzversorgung dienende Waldstücke handelte. Hierzu heißt es in der Waldbeschreibung: „Daß Lynoische Gehege, am sehe, auch gar ein naß geholtze, klein gestrüpp und schlagkholtz, uff der einen Seiten gemeßn, ist 215 Ruten langk“ (924 m). Die Breite war sehr unterschiedlich; sie schwankte zwischen 15 Ruten (64 m), 25 Ruten (107 m) und noch anderen Breiten, so daß eine genaue Flächenberechnung auch hier nicht möglich war. Ebenso hatte das „Schobendorffer gehege“ südwestlich von Schöbendorf, ein nasser Bruchwald mit Erlen und Kiefern-Schlagholz, eine sehr unregelmäßige Gestalt. Es war „uff beiden Seiten gar Eckicht“ und dort nicht sehr breit, wohl aber in der Mitte, wo es eine Länge von 500 Ruten (2148 m) maß. Eine genauere Größenangabe ließ sich auch hier nicht geben.

Unmittelbar östlich von Schöbendorf erstreckte sich bis kurz vor Paplitz „das Holtz die Schmilla genandt“. Es war ebenfalls ein nasses Holz und bestockt mit Eichen, Erlen, Birken und „Fichten“ (Kiefern). Seine Größe betrug 256 Acker 151 Quadratruten.

Der mittlere Abschnitt des Urstromtales um Baruth war völlig waldfrei. Erst östlich von Dornswalde begann wieder Niederungswald. Von hier bis zur Grenze erstreckte sich „Das Holtz die Rietz genandt“. Es wird gleichfalls als ein „Naß Holtz“ bezeichnet, was ja noch heute zutrifft. Die Größe der Rietze betrug 1458 Acker 107½ Ruten (807 ha). Im Süden grenzte es an die „Mittel-Heyde“ oder das „Mittelholtz“, eine „treuge Heide“ auf dem dreieckförmigen Dünengelände östlich von Klasdorf mit einer Größe von 1057½ Acker 70 Ruten (585,3 ha). Im Westen ging die Mittelheide über in „die Laphorst“, ein nasses Holz in der feuchten Klasdorfer Niederung zwischen dem Dünengebiet der Mittelheide und dem Fläming. Die Laphorst war 562½ Acker 40 Ruten (311,3 ha) groß und von der Rietze durch einen Dünenstreifen getrennt, den heutigen „Hüttenwällen“ bei Glashütte. Auf der Karte von Öder-Zimmermann heißt dieses Gelände „Der Rister Bergk“, in der Waldbeschreibung aber lediglich „Der Bergk zwischen den beiden nassen Holtzern“. Der hier stockende Wald war 64 Acker 10 Ruten (35,4 ha) groß. Ein hiervon zipfelförmig nach Westen vorspringendes Waldstück trägt auf der Karte den Namen „Am Clausdorffer Fort“. Mit „Fort“ dürfte wohl eine Furt gemeint sein. Im Süden grenzte die Laphorst ebenfalls an ein bewaldetes Dünengelände, die heutige Mochheide. In der Beschreibung wird dieses Waldgebiet bezeichnet als „Das Holtz über der Laphorst stoßt mit einer Ecken an die Weinberge, unndt mit der anderen Ecke an Clausdorf“. Auf der Karte führt das 522 Acker 80 Ruten (289,0 ha) große Gebiet den etwas irreführenden Namen „Das Holtz die Laphorst genandt“.

Nördlich von Klein-Ziescht gab es schließlich auf und an dem sich hier am Rande des Urstromtales entlangziehenden Dünenzug noch zwei kleine isolierte Waldstücke. Das nordwestlich gelegene trägt auf der Karte den Namen „Sandige Berge“. Es dürfte sich um einen Dünen-Kiefernwald gehandelt haben. Das andere nordöstliche Waldstück ist auf der Karte ohne Bezeichnung. Es bestand offenbar aus zwei Teilen, einem Dünenwald im Süden und einem Bruchwald am Rande der sich nördlich anschließenden Talniederung. Dieser Bruchwald bildete den „Klein-Zieschter Pusch“, der nach der Beschreibung aus „klein gestrüppich und schlagkholtz“ bestand. Seine Länge betrug 558 Ruten (rd. 2400 m). Öder beschreibt ihn als „gar ein winklicht unnd eckicht Holtz. Hatt kegen denn Wiesen gar eine ungleiche Breite, ist an etzlichen Orten 10 Ruten (43 m) breit, an etzlichen ortten 20 Ruten (86 m) unndt in der Mitte in die 60 Ruten (258 m) breit“. Eine genaue Flächenberechnung war wegen der ungleichen Gestalt nicht möglich.

c) *Fläming*: Auf dem zur Herrschaft Baruth gehörenden Abschnitt des Fläming gab es gegen Ende des 16. Jahrhunderts neben verschiedenen kleineren Waldstücken zwei größere zusammenhängende, wenn auch vielfach stark zerstückelte und von Ackerflächen durchlöchernde Waldgebiete. Die westliche dieser Waldflächen begann westlich des Dorfes Kemnitz und erstreckte sich von hier bis an die Grenze der Herrschaft Baruth, dort in die Waldungen der angrenzenden Herrschaft Stülpe übergehend. Sie bestand aus verschiedenen, jedoch sämtlich miteinander in Verbindung stehenden Forstorten. Öder schildert es in folgender Weise: „Das Holtz am Kellerhalß (auf der Karte „An Kölershalss, Forstkarte 1924: „Keller-Hölzer“) und das Holtz am Hasenn-Kirch, ein jungk Eichen unnd Fichtenn Holtz, auch das Holtz nach Schebendorff, welches auch gar viel bestanden Holtz hatt, auch an etzlichen ortten auch gar sehr dünne gehöltzick, auch daß gepuschicht nach dem Bukischbergk zu, welches ann etzlichen Ortten jungk Eichenn Holtz hatt, darnach das dünne gepuschicht nach der Landtgrenzte zu, nach dem Golmenbergk, unndt nach dem Dorff Lynow, hatt es gar sehr geringe gepuschicht ann etzlichen Ortten, hatt es vol dicke strimen (Streifen) Holtz, Ist doch alles sehr gemengett. Diese oben vorgezeichnetenn geholtze stoßt alles ann einand, ist gar ein sehr gemenget Holtz. Helt alles mitteinand insich 2658 Acker 172 Ruten“ (1471,2 ha). Der ganze nordwestliche Abschnitt dieser Waldungen in Größe von rd. 500 ha („in die 900 Acker“) war jedoch nur sehr locker mit niedrigen Kiefern bestockt („Eytell gar geringe gehöltzig unndt gestrüpp“). Auf der Karte ist dieser Teil mit einer abweichenden Signatur dargestellt und durch die Inschrift „Gar dün fichten gehöltzig, vfm Sandt“ gekennzeichnet.

Südlich von diesem zusammenhängenden Waldkomplex lag nördlich Merzdorf „Das Mertzdorffer gehege“, ein lichtetes Eichengehölz „uff den Bergenn“ mit 55 Acker 30 Ruten (30,5 ha) Größe.

Weitere kleinere Waldstücke befanden sich in der Gemarkung Kemnitz. „Die Eychen am Dorffe Kemnitz, seindt Mast Eychen“ nahmen eine Fläche von 4 Acker 258 Ruten (2,7 ha) ein. Daneben gab es „Die Eychen das Kemnitzer Gehege, im Kemnitzer Felde gelegen“ mit einer Größe von 6 Acker 120 Ruten (3,5 ha). Dazu kam noch das bereits 1593 vermessene „Kemnitzer gehege holtz“ mit einer Fläche von 60 Acker 24½ Ruten (33,2 ha). Leider sind diese drei Wald-

stücke auf der Karte nicht namentlich verzeichnet. Sehr wahrscheinlich ist aber das zweite identisch mit dem östlich von Kemnitz gelegenen „Holtz am Jüdengrab“. Auf dem Ur-Meßischblatt von 1841 wird diese Flur „Judenplan“ genannt, auf der Forstkarte von 1924 „Judenwinkel“.¹³ Das Kemnitzer Gehege werden wir in dem nördlich von Kemnitz in Richtung auf die Baruther Windmühlen sich erstreckenden schmalen Waldstreifen zu suchen haben.

Diese Waldstücke leiten bereits über zu dem südlich und östlich von Kemnitz beginnenden und sich von hier in östlicher Richtung bis an den Flämingrand erstreckenden zweiten größeren Waldgebiet auf der Fläming-Hochfläche. Noch stärker zersplittert und von Feldflächen durchsetzt als das westliche, bestand es wie dieses aus einer Anzahl von einzelnen, oft nur durch dünne Waldsäume miteinander verknüpften Waldstücken. Oeder schildert dieses Waldgebiet wie folgt: „Das Holtz die Huttberk hinder dem Dorffe Kemnitz, hatt jungk Eichen Holtz auch an etzlichen Orten auch gar sehr dünne gepuschicht. Item die geholtze nach dem Holtze die Weinberge genannt, Item das Beudennholtz genannt, auch die Enzelichen Gepusche, so ann dem Kemnitzer gehege stoßt, auch das Holtz nach Klein Ziescht, unnd das dünne gepuschicht nach dem Dorffe Claußdorff. Diese obenn vorzeichneten geholtze, stoßt alles ann einand, ist ann etzlichen Ortten bestanden Holtz, auch an etzlichen Ortten dün gepuschicht, ist aber alles vormenget. Heltt alles mitteinannd insich 1604 Acker 26 Rutten (887,7 ha). In dieser teilweise summarischen Aufzählung werden nicht alle Forstorte dieses Gebietes namentlich aufgeführt. Weitere auf der Karte enthaltene Forstorts-Namen sind „Am Ohsengrund“ südwestlich von Kemnitz, „Am Gunter-Born“ und „An der Behr-Beude“. Den östlichen Teil dieses Waldgebietes bildete „Das Holtz die Weinberge“, das bereits 1593 vermessen worden war. Es war „ein schön Holtz“ und hatte eine Größe von 608½ Acker 75 Rutten (336,8 ha).¹⁴

Im Süden grenzten an das Weinbergholz „Die Eychen und das dünne gepuschicht uff den Sandigen Bergen, bey dem Dorff Malßdorf gelegen“. Es waren ein schmales, nach Mahlsdorf zu in zwei Zipfeln auslaufendes Waldstück sowie ein daneben gelegenes, ebenfalls unregelmäßig geformtes Wäldchen. Beide Waldstücke nahmen zusammen eine Fläche von 73 Acker 178 Rutten (40,7 ha) ein. Abseits von dem zusammenhängenden Waldgelände gab es südlich von Gr. Ziescht „Das Ziescher Gehege“, ein etwa 4 km langes, aber nur einige hundert Meter breites Waldstück am Südrand der Groß-Zieschter Gemarkung. Auf einer Karte vom Anfang des 20. Jahrhunderts ist dieses Gelände als „Schmalmathen-Heide“ bezeichnet. „Das große Zieschtdorffer Gehege“, wie es in der Waldbeschreibung genannt wird, war ein „Fichten Holtz“ mit einem angrenzenden „Birkicht“. Seine Größe betrug 255 Acker 217 Rutten (141,5 ha).

Zusammenfassend können wir für das Baruther Fläminggebiet feststellen, daß auch hier der Wald durchaus ansehnliche Flächen einnahm, wobei es sich aber durchweg um stark zerstückelte Restwälder und kleinere Waldreste mit vielfach lückigen und niedrigen, buschreichen Waldbeständen handelte. Neben der Kiefer spielte in diesen Wäldern auch die Eiche eine große Rolle, daneben wird auch einmal ein Birkenbestand genannt. Die natürliche Waldvegetation des Fläminggebietes mit Traubeneichen- und Kiefernwäldern tritt zu dieser Zeit also noch sehr deutlich hervor. Die vielen verlichteten und niederwaldartigen Wald-

bestände deuten auf eine weitverbreitete und tiefgreifende Waldweidenutzung hin. Sicher hat in der damaligen Zeit bereits die Schafzucht im Fläming eine große Rolle gespielt, was auch durch die „Naue Schäferey“ südlich von Kemnitz direkt belegt wird. Überhaupt dürfte das Fläminggebiet zu dieser Zeit vielfach den Charakter einer Heidelandschaft mit Calluna-Fluren, Ginstergebüsch, Wacholdergruppen und schütterem Buschwald aus Eichen, Birken und Kiefern getragen haben, wie er uns heute noch relikthaft in den nahe südlich des Gebietes gelegenen Naturschutzgebieten „Wacholderheide“ und „Wacholderschluchten“ bei Schenkendorf und Hohendorf¹⁵ entgegentritt.

Rechnen wir schließlich sämtliche Flächenangaben von Öder zusammen, so ergibt sich eine Gesamtgröße der vermessenen Waldungen von 10 053,9 ha. Dieser Zahl ist noch die Größe derjenigen Waldstücke hinzuzufügen, die sich durch ihre unregelmäßige Gestalt und ihre fließenden Grenzen einer genauen Flächenberechnung durch Öder entzogen hatten. Unter Zugrundelegung der Öderschen Längen- und Breitenangaben sowie unter Berücksichtigung der Größenverhältnisse dieser Waldstücke auf der Karte ergibt sich für alle zusammen eine Fläche von rd. 100 ha. Insgesamt errechnet sich somit eine Gesamtgröße der Baruther Waldungen von rd. 10 150 ha. Bei einer Gesamtfläche der Herrschaft Baruth von 26 050 ha ergibt sich somit für das Ende des 16. Jahrhunderts ein Waldanteil von 39 0/0.

Neben diesen der Herrschaft Baruth zugehörigen Wäldern gibt die Karte mehr oder weniger andeutungsweise auch die an die Herrschaftsgrenzen anstoßenden Waldungen wieder. Ganz im Westen ist südlich des spitz auslaufenden Zipfels der Gemarkung Schönefeld die „Münnicher Heide“ verzeichnet, womit die zum ehemaligen Kloster Zinna gehörenden Waldungen, die spätere Forst Woltersdorf, gemeint sind. Nördlich dieses Zipfels lag als ein kleines isoliertes Waldstück „Ein naß Holtz, heißt die Dümel“. An den nordwestlichen Teil der Baruther Wälder grenzte die „Zosnische Heyde, Brandenburgisch“, die spätere Forst Kummersdorf. Im Nordosten setzten sich die Baruther Waldungen fort in der Teupitzer Heide, die hier aber nur als „Heinrich Wilhelm Schengken Holtz“ bezeichnet wird. Bemerkenswert ist, daß eine unmittelbar an der Baruther Grenze gelegene Fläche durch aufgelockerte Baumsignatur und die Inschrift „Ein Brand gewesen“ als Waldbrandfläche gekennzeichnet wird. Waldbrände waren in diesem trockenen Kiefernwaldgebiet eine seit jeher nicht seltene Erscheinung, und noch heute trägt das hier auf Baruther Seite gelegene Revier den Namen „Brand“. Südlich der Mittelheide wird an einer Stelle zwar nicht durch Waldsignatur sondern lediglich durch die Inschrift „Abraham v. Studerheims Holtz“ auf angrenzende Waldflächen hingewiesen. Es handelt sich um heute noch vorhandene auwaldartige Waldstreifen entlang der Dahme, die damals wohl noch eine größere Ausdehnung besaßen. Weiterhin sind im Fläminggebiet westlich der Herrschaftsgrenze die „Bethischen Berge“ und das Gebiet „Am Golm Bergk“ als Waldflächen eingetragen, die zur Herrschaft Stülpe gehörten. Die verwendete Signatur läßt jedoch auf stark verlichtete, niedrige Bestände schließen, wie sie ja auch im angrenzenden Baruther Gebiet an dieser Stelle weit verbreitet waren.

2. Sonstige landschaftliche Gegebenheiten

Außer den Waldgebieten enthält die Karte von Öder-Zimmermann im Bereich der Herrschaft Baruth sowie in dessen unmittelbarer Nähe noch eine Reihe wei-

terer landschaftlicher Gegebenheiten, auf die hier, wenigstens in Kürze, ebenfalls hingewiesen werden soll.

An *Ortschaften* sind außer den auf unserem Kartenausschnitt enthaltenen selbstverständlich auch die weiteren zur Herrschaft Baruth gehörenden Dörfer „Schönfeldt“ und „Groß Zieschen“ sowie „Malsdorff“ und „Zesche“ enthalten, wobei die beiden letzteren entsprechend ihrer staatsrechtlichen Sonderstellung jeweils mit dem Zusatz „ist Graff Otto von Solms“ gekennzeichnet sind. An Ortschaften außerhalb der Herrschaft Baruth enthält die Karte: im Westen „Dorff Stülpe ist Christoph von Hacken, zum Erzstift Magdeburg“ und neben dem Dorf das „Haus“, d. h. das Schloß Stülpe, ferner das „Dorff Dundde czum Ertzstift Magdeb.“;

im Norden „Dorff Jachenbrück, ins Ampt Zossen“ und „Stedtlein Deupitz leid gar im wasser / wonet Heinrich Wilhelm Schengk allda ist Brandenburgisch“;

im Südosten „Ein Hoff zu Neundorff ist Joachim Studerheim droffe“.

Östlich davon verzeichnet die Karte „Dorff Wuda“, wohl das heutige Waldow. Dann folgen im Süden „Stedlein New Golsen, wonen die von Studerheim drinne“, „Alten Golsen ist denen von Studerheim“, „Schengkendorff“, „Petkus ist Christoph Hacken mit Ober- und Erbgerichte / Dem Churf. zu Sachsen aber seind Volge und Steuer zustendig ins Ampt Schlieben“, „Dorff Kolhausen Stiff-tisch“ (unmittelbar bei Petkus), „Dorff Liesen ist Christoph Hacken dem Eldern“. Auf die Ortschaften innerhalb der Herrschaft Baruth soll nicht näher eingegangen werden. Bemerkt sei nur, daß alle Orte damals an derselben Stelle lagen wie heute. Damit wird die in den „Ergebnissen der Standorterkundung“¹⁰ wiedergegebene Meinung, die Dörfer Klein-Ziescht und Paplitz hätten bis zum Dreißigjährigen Kriege auf dem Fläming gestanden und wären erst nach Zerstörung in diesem Kriege an ihre jetzigen Plätze gerückt, nicht bestätigt. Doch liegt dieser sich auf mündliche Überlieferung gründenden Meinung wohl insofern ein realer Vorgang zugrunde, als hier offenbar Ortsverlagerungen während des Mittelalters vorgenommen worden sind. An die ursprüngliche Lage dieser Dörfer erinnern die noch heute lebendigen Flurnamen „Alt-Paplitz“ und „Alt-Kleinziescht“ für 2,5 km südlich von Paplitz bzw. 3 km südlich von Baruth gelegene Feldstücke¹⁷. Ferner ist auf das rd. 300—400 m nordwestlich von Paplitz eingezeichnete „Haus“ hinzuweisen, womit nach damaligem Sprachgebrauch ein Schloß gemeint ist. Dieses Schloß ist heute nicht mehr vorhanden, Befestigungsreste sind nicht mehr feststellbar, doch trägt die Stelle noch den Flurnamen „Schlößchenberg“ und „Schleßken“.¹⁸ Auffällig ist nun, daß das Schloß in Baruth auf der Karte von Oder-Zimmermann nicht enthalten ist. Damit gewinnt die Angabe bei Berg-haus¹⁹ an Wahrscheinlichkeit, der berichtet, daß die v. Schlieben als frühere Besitzer der Herrschaft Baruth (bis 1582) ihren Sitz auf dem Schloß in Paplitz hatten und erst im 16. Jahrhundert zwei Bürgerstellen in Baruth kauften, um darauf eine Burg zu bauen. Dieser Bau scheint aber zur Zeit der Aufnahme der Karte noch nicht fertig gewesen zu sein, er wäre sonst sicher verzeichnet worden.

An *Einzel-siedlungen* und gewerblichen Bauten enthält die Karte innerhalb der Herrschaft Baruth außer der schon erwähnten Schäferei bei Kemnitz eine „Ziegelscheune“ südlich von Paplitz sowie eine Anzahl von Windmühlen, und zwar sechs auf den Bergen südlich von Baruth und je eine bei Kemnitz und Merzdorf. Weitere Windmühlen sind außerhalb der Herrschaft Baruth bei Rietzneuendorf und Petkus verzeichnet, bei Petkus überdies auch eine weitere Schäferei. Un-

mittelbar jenseits der westlichsten Spitze der Gemarkung Schönefeld lag der „Nietzschen Hammer, wonet Ditterich von Hack droffen“. Mit diesem Hammer ist offenbar der alte Gottower Eisenhammer gemeint, der schon 1397 in einer Zinnaer Urkunde erwähnt wird. Bemerkenswert ist jedoch, daß die drei Eisenhämmer in der Herrschaft Baruth, der Oberhammer bei Paplitz (die spätere Brück-Mühle), die Schmelze und der Unterhammer bei Schönefeld nicht auf der Karte verzeichnet sind; sie sind demnach erst später angelegt worden. Auch die späteren Wassermühlen, die Horstmühle an den Langen-Horst-Bergen und die Johannismühle bei Klasdorf, sind noch nicht vorhanden. Ebenso fehlt die Glashütte bei Klasdorf, die erst 1715 errichtet wurde.²⁰ Die Angabe bei Berghaus, daß schon die Herren von Schlieben hier eine Glashütte betrieben hätten, ist offenbar unrichtig. Auch Teeröfen hat es damals noch nicht gegeben, von denen in späterer Zeit im Bereich der Herrschaft Baruth deren sechs vorhanden waren, und zwar je einer bei Lynow, Kemnitz, Klasdorf (Johannismühle) und Zesch sowie zwei nordwestlich von Mückendorf (Pfundts Pechhütte und Brückmanns Pechhütte).²¹

An *Gewässern* sind auf der Karte von Öder-Zimmermann nur die Seen bei Zesch sowie zwei kleinere in den Kl. Zesch-See führende Gräben enthalten. Die beiden Zescher Seen sind bezeichnet als „Das Grose Sehe“ und „Das Kleine Sehe“. Beide wurden auch mit vermessen. Der große war 78 Acker 11 Ruten (43,2 ha), der kleine 55 Acker 156 Ruten (30,7 ha) groß. Auch der hart an der Grenze gelegene Große Möglin-See ist auf der Karte eingetragen mit der Beschriftung „Ein See heißt die grose Mögelin, dem Churf. zu Brandenburg“. Östlich davon sind drei weitere kleinere Seen verzeichnet, die aber nur jeweils die Inschrift „See“ tragen. Es handelt sich dabei um die drei Leberseen, von denen die beiden süd-



Blick vom Feuerwachturm auf dem Mühlenberg über die Fläming-Hochfläche südöstlich Baruth. Links eine der beiden 1964 noch vorhandenen, jedoch nicht mehr in Betrieb befindlichen Windmühlen

*Alte Stieleiche auf
den Lange-Horst-Bergen
an der Horstmühle*



lichen heute nur noch als Moore vorhanden sind. Ein weiterer „sehe“ wird in der Waldbeschreibung am Lynower Gehege genannt. Wahrscheinlich handelte es sich hierbei um einen Fischteich, der heute verschwunden ist.

Über den Charakter der Freiflächen werden nur in wenigen Fällen Angaben gemacht. Daß damals die waldfreien Standorte im Urstromtal zum größten Teil mit Grünlandflächen — Mähwiesen und Hutungen — bedeckt waren, dürfte außer Zweifel stehen. Wiesen werden mehrfach als angrenzend an nasse Bruchwälder genannt. Auf der Karte sind nur an zwei Stellen ausdrücklich Wiesen verzeichnet, und zwar die „Lehmans Wiese“ nördlich Schöbendorf und die „Bockauischen Wiesen“ westlich Lynow an der Stülper Grenze. Mit den „Bockauischen Wiesen“ sind sicher Wiesen des Dorfes Buckow, 12 km von dieser Stelle entfernt auf dem Fläming gelegen, gemeint. Schon damals also haben die wiesenlosen Flämingdörfer ihre Wiesen im Urstromtal gehabt. Der Name „Fläming-Wiesen“ (Flemming-Wiesen) für diese Wiesenflächen ist auf der Karte nicht vermerkt, war aber schon damals, wie das 1609 ausgefertigte Stülper Erbbuch ausweist, geläufig. Sehr wahrscheinlich waren die Wiesenflächen mehr oder weniger stark von Baumgruppen und Einzelbäumen durchsetzt, wie es noch heute an einigen Stellen der Fall ist.

Ebenso werden auch die Äcker nur an wenigen Stellen ausdrücklich als „Äcker“ oder als „Feld“ gekennzeichnet. Auf dem trockenen Gelände dürfte es damals neben den eigentlichen Ackerflächen auch ausgedehnte Brachländereien von heideartigem Charakter gegeben haben. Eine genauere Differenzierung der Freiflächen wird aber auf der Karte von Oder-Zimmermann nicht vorgenommen, infolgedessen fehlen auch jegliche Angaben über die Flureinteilung. Lediglich einige Dünenzüge werden durch besondere Hügelsignaturen und gelegentlich durch die Inschrift „Sandiche Berge“ besonders hervorgehoben, so etwa die langgezogene

Dünenkette der Langen-Horst-Berge, für die bereits der Name „die Lange Horst“ angegeben wird.

Eine einzige Ausnahme freilich besteht hinsichtlich der landwirtschaftlichen Nutzflächen, und zwar betrifft diese die *Weinberge*. Sie sind mit eigener Signatur versehen und ebenso wie die Wälder genau und sorgfältig auf der Karte verzeichnet. Besonders ausgedehnte Weinberge von zusammen rd. 180 ha gab es südlich von Baruth an den Abhängen des Fläming. Der Weinbau spielte in Baruth eine große Rolle, und noch heute führt die Stadt Baruth einen Weinstock mit vier blauen Trauben und fünf Blättern im Wappen. Kleinere Weinberge lagen weiterhin südlich von Zesch, südwestlich von Klasdorf, bei Mahlsdorf sowie außerhalb der Herrschaft Baruth südlich von Petkus. Auf vordem vorhandene und damals bereits aufgelassene Weinberge deutet der Forstortsname „Die Weinberge“ für das oben näher beschriebene Waldstück südwestlich von Klasdorf hin.

Schließlich muß noch auf die *Grenzen* aufmerksam gemacht werden, die, soweit es sich um die äußeren Grenzen der Herrschaft handelt, mit äußerster Präzision eingetragen sind. Gemarkungsgrenzen innerhalb der Herrschaft Baruth werden nicht dargestellt. Die damaligen Grenzen haben sich bis in die jüngste Gegenwart hinein in ihrem alten Verlauf erhalten. Damit wird die hohe Konstanz der Gemeindegrenzen, auf die Bönisch anhand anderer Kartenblätter der Öderschen Landesaufnahme aufmerksam gemacht hat,²² auch für das Gebiet der Herrschaft Baruth erneut bestätigt.

C. Damaliges und heutiges Landschaftsbild

Es liegt nahe, das Bild der Baruther Landschaft vom Ende des 16. Jahrhunderts mit dem der Gegenwart zu vergleichen. Für diesen Vergleich stehen uns insbesondere die um 1940 ausgegebenen letzten Auflagen der Meßtischblätter der preußischen Landesaufnahme zur Verfügung. Anhand dieser Meßtischblätter wurde Karte 5 entworfen, die genau denselben Ausschnitt wie Karte 4 wiedergibt. Da die seit 1940 erfolgten Änderungen des Landschaftsbildes nach eigenen Beobachtungen und Angaben Ortseingesessener nur geringfügig sind, kann dieses Kartenbild auch als repräsentativ für die unmittelbare Gegenwart dienen.

1. Veränderungen des Waldes

Die auffälligste Veränderung seit dem Ende des 16. Jahrhunderts ist zweifellos die starke Zunahme der Waldfläche auf den trockenen Hochflächen bei gleichzeitigem Waldrückgang auf den Naßstandorten des Urstromtales. Damit wird auch hier eine Entwicklungstendenz bestätigt, wie sie in weiten Teilen Brandenburgs wirksam war und auch schon mehrfach, z. B. für das Gebiet des Stifts Neuzelle, den Spreewald und den Kreis Guben näher belegt worden ist,²³ wenn auch meist nur bis zum 18. Jahrhundert zurück. Im einzelnen ergeben sich im Untersuchungsgebiet folgende Veränderungen der *Waldflächen* seit 1595:

Im Endmoränen- und Sandergebiet nördlich des Urstromtales hat der Wald nahezu von dem gesamten Gelände Besitz ergriffen und reicht in geschlossener

Fläche bis unmittelbar an den Rand des Urstromtales. Auch das 1595 waldfreie Höhengelände der Gemarkung Schönefeld ist heute ebenso bewaldet wie die Mehrzahl der damals im Walde gelegenen Äcker, die fast waldfreie Gemarkung Zesch, die Höhenfeldmark von Mückendorf und die weit in das damalige Waldland hineinspringenden Freilandkeile bei Radeland und Dornswalde. Waldfrei sind in diesem Raum heute nur einige kleinere Ackerflächen auf grundwasserbeeinflussten Standorten in der Liepnitz, die 1595 noch nicht vorhanden waren, sowie der westlich des Kleinen Zesch-Sees gelegene Teil der Gemarkung Zesch.

Ganz ähnlich ist die Entwicklung im Fläminggebiet. Die verschiedenen stark zerzipfelten und von Ackerstücken durchsetzten Restwälder und die kleineren Waldreste haben sich heute zu großen zusammenhängenden Waldkomplexen zusammengeschlossen, die größere Feldfluren nur in unmittelbarem Anschluß an die Ortschaften frei lassen und im Norden bis dicht an den Talrand heranreichen. Insbesondere ist die große Freifläche des Rittergutes Baruth zwischen Baruth, Paplitz und Kemnitz bis auf einige letzte Feldreste nahezu völlig verschwunden. Auch die 1595 überwiegend waldfreien südlichen Teile der Gemarkungen Groß-Ziescht und Merzdorf sind heute in weitgehendem Maße mit Wald überzogen, ebenso der Nordteil der Gemarkung Mahlsdorf. Ein Rückgang des Waldes zugunsten von Freiflächen ist im Fläminggebiet an keiner Stelle nachweisbar.

Ein wesentlich anderes Bild bietet das Urstromtal. Kleineren Waldzunahmen stehen größere Rückgänge des Niederungswaldes gegenüber, die hier freilich längst nicht so hohe Ausmaße erreicht haben wie in anderen Teilen des Baruther Urstromtales, z. B. im Oberspreewald. Auch heute noch sind bei Baruth größere zusammenhängende Flächen von Niederungswäldern erhalten.

Eine Waldzunahme erfolgte im Urstromtal vor allem auf den Dünenzügen und auf einigen höheren Talsandflächen. Diese Standorte waren im 16. Jahrhundert nur zum Teil bewaldet, zumeist dürften sie damals offene Viehtriften getragen haben. An einer Stelle können wir aber auch eine nicht unbedeutende Zunahme des Niederungswaldes verzeichnen. Es handelt sich dabei um den westlichen Ausläufer des „Tiefen Busches“ nördlich und westlich der Groß-Zieschter Wiesen. Diese miteinander zusammenhängenden Waldstücke tragen auf dem Meßtischblatt (Blatt Baruth, Ausgabe 1938) die Namen „Erlenbruch“, „Werft“ (beide südlich von Radeland), „Pumpnickel“ (zwischen Radeland und Dornswalde) und „Dümpel“ (südwestlich Dornswalde). Auf der Karte von Öder-Zimmermann sind sie nicht enthalten; das betreffende Gelände trug damals offenbar Wiesen, was auch durch die Angabe, daß der Klein-Zieschter Busch an Wiesen angrenze, unmittelbar bezeugt wird. Auf der Schulenburgschen Karte aus der Zeit um 1780 sind diese Waldflächen schon in ungefähr demselben Umfange wie heute verzeichnet. Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, die Entstehung dieser Waldteile auf die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges zurückzuführen. Zwar stehen uns für die Herrschaft Baruth selbst keine genaueren Nachrichten zur Verfügung, doch müssen wir aus den sehr hohen Verlusten in den westlich angrenzenden Landstrichen²¹ schließen, daß es hier ebenfalls zu einem starken Rückgang sowohl der Bevölkerung als auch des Viehbestandes gekommen sein muß. Die ortsfernen Grünlandflächen wurden jahrelang nicht mehr genutzt und gingen relativ schnell über ein Gebüschstadium wieder in Wald über. Für ein

langanhaltendes Gebüschstadium spricht der Forstortsname „Werft“ für Teile dieser Waldflächen. Sehr wahrscheinlich sind als Folgeerscheinung des Dreißigjährigen Krieges auch an anderen Stellen der Herrschaft Baruth derartige sekundäre Verwäldungen aufgetreten. Soweit sie Niederungswälder betrafen, dürften sie nach Normalisierung der Verhältnisse wieder rückgängig gemacht worden sein.

An den übrigen Stellen ging der Niederungswald von 1595 bis heute ständig zurück. Den größten Rückgang betraf das Waldgebiet im Nordosten. Von ihm ist der ganze östliche Teil einschließlich des Mittelbusches bei Mückendorf und des „Busches hinterm Haus Paplitz“, dem späteren Nieckbusch, verschwunden. Auch an der Westseite dieses Waldkomplexes rückte das Freiland vor, hier ist heute u. a. die ganze Ukritz entwaldet. Der verbliebene Mittelteil selbst ist durch Wiesen und randliche Ackerflächen stark zerstückelt und besteht im wesentlichen nur noch aus drei, zum Teil noch lose zusammenhängenden Einzelteilen (Schönefelder Busch, Schöbendorfer Busch und Neuhofer Busch). Völlig verschwunden sind die kleinen Waldsplitter, die Schmila bei Paplitz und das Schöbendorfer und die Lynower Gehege. Insgesamt dürfte hier nur noch ein Viertel der Niederungswälder von 1595 vorhanden sein.

Geringer ist der Rückgang der Niederungswälder im Ostabschnitt des Urstromtales. Hier verzeichnen wir Waldabnahme eigentlich nur an den beiden nördlichen Zipfeln des Rietz-Busches bei Dornswalde, am Westrand der Lapphorst und an der Ostgrenze bei Friedrichshof. Der Kern des alten Rietz-Busches blieb im wesentlichen bis heute erhalten und hat sich sogar, wie oben dargestellt wurde, nach Westen hin nicht unbeträchtlich vergrößert.

Wie wir der um 1780 entstandenen Schulenburgschen Karte sowie den um 1840 aufgenommenen Urmeßtischblättern und verschiedenen Separationskarten der gleichen Zeit²⁵ entnehmen können, ist der größte Teil der Waldflächenveränderungen im Untersuchungsgebiet erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, ja zu meist erst seit 1840 erfolgt. Ursache hierfür war die Intensivierung der Landwirtschaft, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann und zur Gegenwart hin weiter fortschritt, sich von den extensiven Nutzungsformen des Mittelalters abwandte und zu einer intensiveren Bodenbenutzung überging. Die nicht mehr rentablen Grenzertragsböden wurden nach und nach aufgegeben und gingen durch natürliche Wiederbewaldung oder planmäßige Aufforstung in Waldland über. In der Viehzucht wandte man sich der Stallhaltung zu; die dadurch nicht mehr benötigten Hutungsflächen wurden zu Ackerland umgebrochen oder ebenfalls aufgeforstet. Andererseits wuchs der Bedarf an Gras und Heu und führte zu einer Ausdehnung der Wiesenflächen auf Kosten des Niederungswaldes. Außerer Anlaß für diesen Umwandlungsprozeß war vielfach die sogenannte Separation, eine tiefgreifende Flurbereinigung im Zuge der Stein-Hardenbergschen Reformen, durch welche die Besitzverhältnisse am Boden neu geregelt und darüber hinaus die vielen Nutzungsrechte und Weide- und Holzungsrechte abgelöst wurden.

Im Jahre 1860 war dieser Umwandlungsprozeß noch in vollem Gange. Damals waren innerhalb der Herrschaft Baruth 11 990 ha = rd. 46 % von Wald bedeckt.²⁶ Heute ist der Prozeß auf dem Höhenland so gut wie beendet, in der Niederung durch die Fixierung der Besitzverhältnisse zumindest vorerst abge-

schlossen. Die Waldfläche hat sich seitdem weiter auf 17 750 ha²⁷ vergrößert und nimmt damit heute 68 $\frac{0}{0}$, d. h. rd. $\frac{2}{3}$ der Gesamtfläche des Untersuchungsgebietes ein.

Zeitpunkt	Waldfläche in ha	$\frac{0}{0}$ der Gesamtfläche
1595	10 150	39
1860	11 990	46
1963	17 750	68

Neben einer Veränderung der Waldfläche erfolgte aber auch eine *Veränderung der Waldzusammensetzung*. Zur Zeit der Öderschen Landesaufnahme können wir, wie die einzelnen Angaben erkennen lassen, noch mit einer überwiegend natürlichen bzw. naturnahen Holzartenzusammensetzung rechnen, wenn auch die Waldstruktur durch Waldweide und andere Eingriffe schon vielfach verändert war. Einschneidende Umwandlungen brachte freilich erst die intensivere Forstwirtschaft der letzten zwei Jahrhunderte. Die Aufforstung der vielen Freiflächen erfolgte überwiegend mit der Kiefer, wodurch die vielen Kiefernreinbestände entstanden, die heute den größten Raum der Hochflächen einnehmen. Im Fläminggebiet stocken diese Kiefernforsten vielfach auf Standorten des natürlichen Traubeneichenwaldes. Auch die 1594 noch verschiedentlich vorhandenen Reste des Traubeneichenwaldes selbst sind heute bis auf wenige kleine Flächen (z. B. Revier Johannismühle, Abt. 150) stark zusammengeschmolzen, sie wurden ebenfalls durch Kiefernforsten ersetzt. Dieser Verdrängungsprozeß wird durch Angaben der Stülper Chronik¹¹ für das unmittelbar angrenzende und auf unserem Kartenausschnitt noch enthaltene Gebiet des Hohen Golm unmittelbar belegt. Der Hohe Golm und seine nähere Umgebung waren noch zu Ende des 18. Jahrhunderts mit Traubeneichenwald bestockt, 1798 wurden dort 33 030 alte Eichen gezählt. Nachdem durch die Separation infolge Ablösung der bäuerlichen Waldgerechtsame alle diesbezüglichen Beschränkungen für den Besitzer gefallen waren, ließ dieser die Eichen sämtlich einschlagen, um durch den Erlös seine Schulden abzutragen. An die Stelle des natürlichen Traubeneichenwaldes traten überwiegend Kiefernforsten vom Typ des Drahtschmielen-Kiefernforstes. Weniger tiefgreifend war der Holzartenwandel auf den Niederungsstandorten. Hier haben die ausgedehnten Erlenbruchwälder ihre natürliche Holzartenzusammensetzung im großen und ganzen bis heute bewahrt. Stärkere Eingriffe erfolgten vor allem an den randlichen Abschnitten im Bereich des Stieleichen-Birken- und des Stieleichen-Hainbuchenwaldes. Die seit dem 18. Jahrhundert vorgenommenen und in der neuesten Zeit besonders intensiv betriebenen Meliorationsarbeiten⁶ haben zu mehr oder weniger umfangreichen Grundwasserabsenkungen geführt. Diese wirkten sich besonders auf den grundwassernahen Sandstandorten aus, deren Nährstoffverhältnisse im wesentlichen durch das Grundwasser bestimmt werden. Die Folgen sind Standortsveränderungen in Richtung auf zunehmende Trockenheit und Verarmung. Durch diese Veränderungen gefördert, sind große Teile des ursprünglichen feuchten Stieleichen-Birkenwaldes in Kiefern- und z. T. in Fichtenforste umgewandelt worden. Selbst die trockenen Ausbildungen des Stieleichen-Hainbuchenwaldes werden in ähnlicher, wenn auch nicht in gleich umfangreicher Weise betroffen. Die geplante Weiterführung der Meliorationsarbeiten dürfte weitere derartige Veränderungen nach sich ziehen.

Insgesamt haben sich also im Bereich der früheren Herrschaft Baruth vom Ende des 16. Jahrhunderts bis heute bedeutende Veränderungen des Waldbildes vollzogen. Sie bestehen vor allem in einer starken Zunahme der Waldfläche auf dem Höhengelände und einem geringeren, stellenweise aber doch beträchtlichen Waldrückgang in der Niederung des Urstromtales. Von einem Holzartenwandel wurde insbesondere der natürliche Traubeneichen-Mischwald der Moränenstandorte erfaßt. Der Prozeß der Wald-Feldverschiebung ging im wesentlichen erst in den letzten 150 Jahren vor sich, bedingt durch die Umstellung der landwirtschaftlichen Wirtschaftsweise und vielfach ausgelöst durch die Veränderungen der agrarrechtlichen Verhältnisse, welche die Separation mit sich brachte. Vielfach trug dieser Prozeß den Charakter einer Entmischung. Das mittelalterlich-frühneuzeitliche Landschaftsbild mit seinen vielen Waldstücken und Restgehölzen und fließenden Grenzen zwischen Wald und Freiland wurde umgewandelt in die heutige Kulturlandschaft mit ihren meist baumarmen Acker- und Grünlandflächen und den durch scharfe Grenzen von diesen geschiedenen, großen zusammenhängenden Waldkomplexen.

2. Sonstige kulturlandschaftliche Veränderungen

Anhangsweise sei in aller Kürze noch auf weitere augenfällige Veränderungen des Landschaftsbildes seit 1595 hingewiesen.

Bemerkenswert ist vor allem die Vermehrung der Siedlungen. Im Untersuchungsgebiet wurden seit 1595 drei Dörfer und eine Anzahl von kleineren Einzelsiedlungen angelegt, wobei ein Teil der letzteren aber schon wieder verschwunden ist. Die drei Dörfer sind Horstwalde, Friedrichshof und Glashütte, sie entstanden sämtlich im 18. Jahrhundert. Horstwalde wurde 1721 unter dem Namen Neuhoof begründet, 1938 in Horstwalde umbenannt, um Verwechslungen mit dem benachbarten Neuhoof bei Zossen zu vermeiden. Um die gleiche Zeit dürfte auch Friedrichshof entstanden sein. Glashütte wurde 1715 als Glashüttensiedlung angelegt. Die damals gegründete Glashütte ist noch heute in Betrieb, wenn auch vielfach umgebaut und modernisiert. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgte der Betrieb mit Holzfeuerung, hierfür wurden um 1850 jährlich 4000 bis 5000 Klafter verbraucht¹⁹. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts war der Betrieb wegen Holzmangels zeitweilig eingestellt²⁸. Nebenbetriebe der Glashütte waren zwei Pottaschesiedereien, von denen eine bei Horstwalde lag, die aber schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts wieder eingingen. Daneben wurden im Untersuchungsgebiet nach 1595, wahrscheinlich erst nach dem Dreißigjährigen Kriege, 3 Eisenhämmer, 6 Teeröfen und 3 Wassermühlen errichtet, die allesamt nicht mehr in Betrieb sind. Die auf Holzbasis arbeitenden Eisenhämmer²⁹ und Teeröfen wurden um die Mitte des 19. Jahrhunderts, die Wassermühlen in der jüngsten Vergangenheit stillgelegt. Ein Teil der Gebäude ist erhalten und dient heute anderen Zwecken. Auch die Windmühlen, deren Zahl sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf 14 erhöht hatte, haben ihren Betrieb eingestellt und sind zum größten Teil aus dem Landschaftsbild verschwunden³⁰. Schon auf der Karte von Oder-Zimmermann ist südlich von Paplitz eine kleine Ziegelei verzeichnet. Ähnliche Anlagen entstanden später noch südlich von Schöbendorf und nördlich von Kemnitz, auch sie bestehen nicht mehr. Im Zusammenhang mit der Einführung einer geregelten Forstwirtschaft wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Reihe von Forsthäusern

errichtet, die z. T. mit kleineren Waldarbeiterkolonien verbunden waren, so die Förstereien Neuhoof, Wunder, Merzdorf, Johannismühle, Brand und Rietze. Bei Baruth entstanden einige Sägewerke und andere holzverarbeitende Betriebe, vor allem in der Nähe des Bahnhofes. Die Orte selbst vergrößerten sich mehr oder minder durch Aus- und Erweiterungsbauten, am stärksten die Stadt Baruth, die sich im Norden und Süden recht beträchtlich über ihr altes Areal ausdehnte. Außerdem wurde kurz vor Beginn des 2. Weltkrieges mit dem Bau einer Landhauskolonie in der Radelander Heide begonnen. Diese Gründung blieb aber in den Anfängen stecken und kam über einige laubenartige Häuschen nicht hinaus. Außerhalb des eigentlichen Untersuchungsgebietes, aber noch auf dem Kartenausschnitt enthalten, wurde schließlich 1875 im Zusammenhang mit der damaligen Einrichtung eines Artillerie-Schießplatzes die Siedlung Kummersdorf-Schießplatz angelegt, die vor 20 Jahren in Kummersdorf-Gut umbenannt wurde.

Öder verzeichnet auf seinen Karten keine Verkehrswege. Wir wissen jedoch aus anderen Quellen, daß seit altersher die Straße von Berlin nach Dresden über Baruth führte, hier das sumpfige Urstromtal an günstiger Stelle überquerend. Der alte Straßenzug verlief, von Mittenwalde her kommend, über Töpchin-Zesch nach Baruth und weiter über Kemnitz-Dahme und Schlieben nach Dresden. Die 1840 erbaute Chaussee Berlin-Zittau, die heutige F 96, folgt der alten Straße nur an der Baruther Übergangsstelle und nimmt im übrigen einen völlig anderen Verlauf. Neben dieser Hauptstraße wurden seit dem vorigen Jahrhundert auch eine Reihe weiterer Wege zu Chausseen ausgebaut, so u. a. die Straße von Baruth über Stülpe nach Luckenwalde. 1875 wurde die Eisenbahn Berlin-Dresden in Betrieb genommen, die ebenfalls den alten Übergang von Baruth benutzte. Zwei weitere Bahnlinien, die 1875 bis zum Schießplatz Kummersdorf und 1897 bis Jüterbogk durchgeführte „Militäreisenbahn“ Zossen-Jüterbogk und die 1900 eröffnete schmalspurige Flämingbahn berühren das Gebiet nur am Rande³¹. Am Ostrand des Untersuchungsgebietes führt die vor 30 Jahren angelegte Autobahn Berlin-Dresden vorbei.

Abschließend wäre noch der Rückgang des Weinbaues zu erwähnen. Weinbau wurde hier noch bis in das 19. Jahrhundert hinein betrieben, wenn auch seine Bedeutung mehr und mehr abnahm. So heißt es schon 1723 über den Zescher Weinberg „Der Wein, der darauf wächst, ist nach hiesiger Landes-Arth sehr schlecht“³². Bald nach 1800 wurden dann die Weinreben allmählich durch Obstbäume ersetzt. Der auf dem heutigen Meßtischblatt südlich von Baruth verzeichnete Flurname „Kirschberge“ für ein früheres Weinbergsgelände ist augenfälliger Ausdruck für diesen Umwandlungsprozeß. Ansonsten hat sich aber gerade der Flurname „Weinberg“ vielfach lebendig erhalten und erinnert heute verschiedentlich an die frühere Nutzung. Lediglich auf dem Zescher Weinberg wurde noch bis 1945 Weinbau betrieben, freilich nur aus einer gewissen Tradition heraus. Jährlich wurden hier bis zu 1000 l Wein gekeltert. Erst die Umwälzungen von 1945 machten diesem Relikt ein Ende. Noch 1957 waren auf dem Zescher Weinberg zahlreiche verwilderte Weinreben zu finden.

So haben sich vom Ende des 16. Jahrhunderts bis heute in der Baruther Landschaft zahlreiche Veränderungen vollzogen. Trotz allem ist freilich dieses Gebiet bis heute geblieben, was es schon zur Zeit Öders gewesen ist: eine ausgesprochene Agrarlandschaft mit vorherrschender land- und forstwirtschaftlicher Nutzung und nur unwesentlicher Industrie.

Anmerkungen:

- ¹ B. Schulze: Weg und Plan des Historischen Atlases der Provinz Brandenburg. In: FBPG 51, 1939, 344.
- ² Vgl. Fritz Bönisch: Matthias Öders kursächs. Landesaufnahme a. d. Zeit um 1600, ihr Wesen und ihre Genauigkeit. In: Kartograph. Nachrichten 13, 1963, 43–47.
- ³ Herr Bönisch, der sich seit Jahren eingehend mit dem Öderschen Kartenwerk beschäftigt, war so freundlich, hierüber noch folgende Einzelheiten zur Verfügung zu stellen: Über die Aufnahme der Herrschaft Baruth durch Matth. Öder sind wir durch die Unkostenbelege Öders (im Landeshauptarchiv Dresden Loc. 7353) zeitlich recht genau unterrichtet (s. a. Bönisch: Die Niederlausitz in der älteren Kartographie. In: Peterm. geogr. Mitt. 106, 1962, 141–150). Es heißt darin: „Im Ampt Schlieben das Rittergut Baruth ausgemessen, wie ich mit den einzlichen stücken Holtz ferdig worden bin. Von den 10. November an bis auf den 18. November gemessen in 94. Item von den 13. Octobris an bis auf den 19. Octobris, duth vf 2 man 36 gr. im 95.“ Das heißt also, Öder benötigte bei dem zweiten Aufenthalt in Baruth vom 13.–19. 10. 1595 nur zwei Hilfskräfte, während ihm sonst 4 zur Verfügung standen. Der Lohn für die Arbeiter betrug lt. Verordnung von 1586 18 Groschen pro Mann und Woche, womit obige 36 gr. übereinstimmen. Beide Vermessungstermine, 10.–18. 11. 1594 und 13.–19. 10. 1595, sind nochmals durch zwei andere, nachträglich von Öder geschriebene Zettel belegt. Der erste lautet: „Ampt Schlieben die Ausmessung gehalten in der Baruthischen des Ritterguts so die Zeit Hans Buch Oberster gewesen...“ 20 gr. Lorentz Becker, 18 gr. Andreus Heynn, 18 gr. Simon Bruckwitz, 15 gr. Donnat Selbel von Baruth wohnhaftig.“ Im Amt Schlieben, wozu Baruth gehörte, war Öder im August 1597 nochmals tätig. Der genannte Hans v. Buch besaß Baruth bis 1596, seitdem Graf Otto v. Solms auf Sonnenwalde, dessen Name auf der Zimmermannschen Verkleinerung des Öder angegeben ist. Das Blatt Baruth des Öder-Zimmermann ist demnach erst nach 1596 gezeichnet, vielleicht nach einer Überprüfung des Ur-Öder 1597.
- ⁴ Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt in Magdeburg, Rep. D, Amt Schlieben, B XI, 2.
- ⁵ 1 sächs. Acker = 0,5534 ha, 1 Leipz. Rute = 4,295 m, 1 Qu. Rute = 18,447 qm.
- ⁶ H. Hermenau: Die Erschließung des Baruther Urstromtales. Meliorationen im Hammerfließgebiet. In: Heimatkal. f. d. Kreis Zossen 1958, S. 75–80.
- ⁷ H. Liedtke: Geologischer Aufbau und geomorphologische Gestaltung im Fläming. In: Ber. z. dt. Landeskunde 26, 1960, 45–81.
- ⁸ K. Hueck: Vegetationskundliche Karte des Deutschen Reiches. Erläuterungen zu Blatt Berlin. Neudamm 1943.
- ⁹ Gemeindelexikon für den Freistaat Preußen, Bd. 3, Prov. Brandenburg. Berlin 1932.
- ¹⁰ Leider ist damals das umfangreiche Archiv der Herrschaft Baruth fast restlos vernichtet worden. Lediglich geringfügige Reste, meist Familienbriefe, gelangten später in das Landeshauptarchiv in Potsdam.
- ¹¹ A. F. A. v. Rochow: Das Schloß Stülpe. Berlin 1868.
- ¹² Schon 1458 hören wir von Grenzstreitigkeiten zwischen beiden Herrschaften. Damals wurden der alte Petkuser Weg bis auf die Lange Horst und weiter der neue Graben als Grenzen festgelegt. In den jenseits der Grenze gelegenen Gehölzen, eben dem Baruther Freibusch, wurden jedoch den Stülper Untertanen Nutzungsrechte eingeräumt. 100 Jahre später, nach Übergang der Herrschaft Stülpe an die Herren v. Hacke (1537), lebten diese Streitigkeiten wieder auf. In einem 1549 geschlossenen Vertrag wurde bestimmt, daß das Holz vom Gohm bis zur Langen Horst zur Herrschaft Baruth gehören sollte. In demjenigen Teile des Baruther Gebietes, auf welchem denen von Stülpe Holz- und Weiderechte zustanden, sollten keine weiteren Rodungen mehr stattfinden. Dieser Punkt wurde aber nicht befolgt, so daß es zu neuen Auseinandersetzungen, ja sogar zu bewaffneten Zusammenstößen kam. 1561 wurde deshalb ein neuer Vertrag geschlossen. Der Besitzer der Herrschaft Stülpe, Christoph von Hacke, gab darin zu, daß er an dem Baruther Freibusch keine Eigentumsrechte, sondern nur bestimmte Holzungs- und Hutungsrechte habe. Es wurde nunmehr festgesetzt, daß die Grenzen an dieser Stelle durch 8 Steine gekennzeichnet werden sollten. Offenbar waren aber zur Zeit von Öders Landesaufnahme die Grenzverhältnisse an dieser Stelle immer noch unklar, denn die auf der Karte sonst überall deutlich als Linie hervorgehobene Grenze der Herrschaft Baruth ist hier nicht eingetragen. Kurze Zeit später kam es dann auch

wieder zu neuen Grenzstreitigkeiten. Als 1609 von Baruther Seite aus umfangreichere Bauholzentnahmen aus dem umstrittenen Waldstück vorgenommen werden sollten, wurden die Baruther durch ein Aufgebot bewaffneter Stülper Untertanen angegriffen und in die Flucht geschlagen, wobei an 50 Schüsse fielen, die aber niemanden verwundeten. In dem 1609 aufgestellten Erbbuch der Herrschaft Stülpe wurde der „Freie Pusch bis an die Flämischen Wiesen und beide Petkussische Wege“ zum Besitz der Herrschaft Stülpe gerechnet, aber vermerkt, daß darüber mit Baruth Streit bestehe. 1701 und 1724 gab es weitere Mißhelligkeiten über dieses Gebiet. Damals fand eine Grenzbegehung statt, wobei auch ein Plan aufgenommen wurde, der im Stülper Archiv vorhanden war. Nach dem Protokoll dieser Grenzbegehung gehörte der Freibusch zu Baruth, Stülpe besaß darin nur Hutungsrechte. Die Holzungsberechtigungen in diesem „Baruther Freibusch“ waren den Stülpeschen Untertanen durch einen im Jahre 1705 geschlossenen Vertrag verloren gegangen, es wurde ihnen aber nunmehr gestattet, gegen Lieferung von 1 Scheffel Hafer von jedem Wirt, das Lagerholz daraus zu entnehmen. Die Hutungsrechte im Baruther Freibusch wurden 1836 im Zuge der Separation abgelöst, die Herrschaft Stülpe erhielt eine Landesabfindung (s. Anm. 11).

- ¹³ Der Name „Judenwinkel“ ist noch heute (1964) in Kemnitz bekannt.
- ¹⁴ Auch der Forstortsname „Die Weinberge“ ist nach frdl. Auskunft des Revierförstlers in Johannismühle noch heute bei Waldarbeitern geläufig.
- ¹⁵ H. Freitag: Wacholderheiden im Niederen Fläming. In: Märk. Heimat 4, 1960, 59–60.
- ¹⁶ O. Gnad und Mitarbeiter: Ergebnisse der Standortserkundung im Staatlichen Forstwirtschaftsbetrieb Luckenwalde. 1. und 3. Hauptteil, Luckenwalde 1960 (Manuskript im Institut für Forsteinrichtung und Standortserkundung Potsdam). Ebenso D. Heinsdorf: Waldgeschichtliches aus dem Niederen Fläming und dem Baruther Tal. In: Archiv f. Forstwesen 12, 1963, 44–76.
- ¹⁷ Eine archäologische Untersuchung dieser Stellen hat noch nicht stattgefunden.
- ¹⁸ J. Herrmann: Die vor- und frühgeschichtlichen Burgwälle Groß-Berlins und des Bezirkes Potsdam. Berlin 1960, S. 120, Nr. 438.
- ¹⁹ H. Berghaus: Landbuch der Mark Brandenburg. Brandbg. 1854, Bd. 1, S. 524 ff.
- ²⁰ R. Richter: Ein Besuch in der Glashütte bei Baruth. In: Heimatkal. Kr. Zossen 1958.
- ²¹ Karte der Herrschaft Baruth von 1838. Im Landeshauptarchiv Potsdam.
- ²² F. Bönisch: Die Zusammenführung einiger alter Fußmaße nach der geographisch-maßanalytischen Methode. In: Ber. z. dt. Landeskunde 24, 1960, 197–206.
- ²³ W. Oelmann: Die Entwicklung der Kulturlandschaft im Stift Neuzelle. (Forschungen z. dt. Landeskunde 52, Landshut 1952); H.-D. Krausch: Wälder und Wiesen im Spreewald in geschichtlicher Entwicklung. In: Wiss. Zs. päd. Hochschule Potsdam, math.-naturw. R. 1, 1955, 121–148; ders.: Wandlungen des Landschaftsbildes im Kreise Guben. In: Gubener Heimatkal. 1959, S. 65–81.
- ²⁴ v. Rochow (vgl. Anm. 11); O. Liebchen: Die Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges auf die Bevölkerungsverhältnisse des heutigen Kreises Jüterbogk-Luckenwalde. In: Heimatkal. f. d. Kreis Jüterbogk-Luckenwalde 1932, S. 40–42.
- ²⁵ Im Landeshauptarchiv Potsdam.
- ²⁶ Ortschaftsstatistik des Reg.-Bez. Potsdam mit der Stadt Berlin. Berlin 1861.
- ²⁷ Nach Angaben der Katasterämter der Kreise Luckau, Luckenwalde und Zossen sowie für den zum Kreise Lübben gehörenden Teil des Reviers Rietze nach dem Wirtschaftsbuch der Oberförsterei Baruth im Institut für Forsteinrichtung und Standortserkundung Potsdam und frdl. Auskunft des Staatl. Forstwirtschaftsbetriebes Luckenwalde.
- ²⁸ A. Schumann: Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungslexikon von Sachsen. 1. Bd. Zwickau 1814.
- ²⁹ Eine eingehende Beschreibung der Baruther Eisenhütten enthält die „Abhandlung von den Eisenhammern und hohen Öfen in Teutschland“ im „Schauplatz der Künste und Handwerke“, Bd. 3, Berlin, Stettin und Leipzig 1764. Zwei Abbildungen daraus in K. Hücke: Geologie von Brandenburg, Stuttgart 1922.
- ³⁰ Von den früheren Baruther Windmühlen waren im April 1964 noch zwei nicht mehr in Betrieb befindliche Mühlengebäude, eine Holländerwindmühle und eine Bockwindmühle, vorhanden.
- ³¹ H. Methling: Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in der ehem. Prov. Brandenburg. In: Jb. brand. Landesgesch. 10, 1959, 62–80.
- ³² Geographische Nachrichten über die Niederlausitz 1723. Deutsches Zentralarchiv, Abt. Merseburg, Rep. 139 I, Nr. 81a.

Die »belebende Idee« des Glienicker Parkes

Der berühmte Gartengestalter Fürst Pückler schrieb unterm 7. November 1831 dem Prinzen Karl von Preußen, dem Besitzer Klein-Glienickes, einen Brief, worin er zu des Prinzen Absichten Stellung nahm, welche die Gestaltung einiger Teile des Glienicker Parkes betrafen. Er äußerte in diesem Zusammenhange etwas von »eigenen Schöpfungen« des Prinzen und lobte dessen Absicht, »das Ganze aus einer belebenden Idee hervorgehen zu lassen«¹.

Welche Idee meint Pückler? Welche Idee wurde maßgebend für die Gestaltung eines unserer schönsten Parke?

Man stelle sich einen Wanderer vor, eine in der damaligen Dichtung und Malerei außerordentlich beliebte Erscheinung, der zu Beginn der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts bewegten Sinnes das uralte gotische Jägertor durchschritten hat und nun mit Erstaunen zur Rechten ein gotisches Gehöft gewahrt, bevor er in die rauschenden Wälder eintaucht. Sein Weg führt an Felsbrocken vorbei, die den Beginn eines Gebirges verkünden. Auf steil ansteigenden Pfaden erreicht er einen Wasserfall, der sich in die Waldesnacht einer tiefen Schlucht stürzt. Die rasenden Wasser haben die Brücke zum Einsturz gebracht. Doch man hat sie mit Bohlen und Ästen notdürftig ausgebessert und unser Wanderer kann erschauernd die Schlucht überqueren, wo er, nach links sich wendend, bald in einen herrlichen Hochwald gerät, einen deutschen Wald, wie Schwind und Richter ihn malen. Bald ist die Höhe des Gebirges erreicht, der Weg senkt sich und führt aus dem Walde heraus, auf eine weite Wiese. Verwundert bemerkt der Pilger an



Jägertor, 1842—43 von Ludwig Persius erbaut. (Sämtl. Aufnahmen vom Glienicker Park: Günter Wollschläger)

*Wiesenartiger Teil
mit Baumgruppen
nahe der
Großen Neugierde*



dieser Stelle ein Haus mit Turm und Pergola überm Wege, wie er es hier nicht vermutet hätte. Und dort, zur Rechten schimmert ja ein größeres Bauwerk mit wuchtigem Turm durch das Gezweig. Bald hat er die eindrucksvoll am Steilufer liegende Burg erreicht. Er wendet sich wieder landeinwärts und gelangt nun in die Gegend des prinziplichen Schlosses. Welche Erinnerungen stürmen auf den Fremden ein! Vor sich, auf der welligen Wiese sieht er Trümmer antiker Pracht, weiterhin eine Villa, wie er sie aus der sonnigen Toskana kennt, die rauschenden Wasserkünste überall, eine Fabbrica, ein italienisches Gehöft im Hintergrund, auf der anderen Seite ein Casino am Meer. Kein Zweifel, er ist in Italien! Er erinnert sich: in den Ländern der Gotik hat seine Reise begonnen; er ist durch die Wälder des Nordens gewandert, er hat das Gebirge erklimmt, die oberitalienische Ebene durchwandert, er hat die Apenninen überschritten, an deren höchster Stelle er ein altes Kastell gefunden hat, und nun findet er sich im Herzland des geliebten Italien wieder.

So etwa erlebten die Zeitgenossen die Anlagen von Klein-Glienicke. Wer es bezweifelt, der betrachte zeitgenössische Gemälde und Holzschnitte, der lese die Dichter jener Epoche und halte sich an die Nachrichten ihrer Schriftsteller!

Der Glienicker Park ist eine Schöpfung des vortrefflichen Gartengestalters Peter Josef Lenné. Zwischen 1816 und 1822 gab er dem von Schloß, Landstraße und Havel begrenzten Teil die Gestalt, die er noch heute besitzt, wobei freilich das Wachsen der Bäume und Sträucher in Rechnung gestellt werden muß. — Erst 1824 gelangte die Besitzung an den Prinzen Karl von Preußen, den Sohn Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise, den Bruder Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I., der sich hier einen Sommersitz anlegte. Die Architekten Schinkel und Persius und später auch noch Arnim und der Parkgestalter Lenné wurden herangezogen. In der folgenden Zeit erfuhr der Park, von dem hier vornehmlich die Rede sein soll, noch einige Vergrößerungen².

Dem aufmerksamen Betrachter der herrlichen Anlage werden einige Unterschiede innerhalb derselben auffallen. Am sinnfälligsten ist die Verschiedenheit des kleineren Südwest-Teiles, welcher auch das Schloß mit seinen Nebengebäu-

den enthält, von dem übrigen Park. Hier finden sich offene Wiesenteile, die von Einzelbäumen und Baumgruppen bestanden und von Baumkulissen umgeben sind; dort durchschreitet man geschlossene, waldartige Partien, die nur gelegentlich von kleineren Waldwiesen unterbrochen werden. Außerdem breitet sich der Park in Schloßnähe auf hinreichend ebenem Gelände aus, während er im Norden und Nordosten für märkische Verhältnisse beachtliche Höhenunterschiede aufweist. Zur Havel hin fällt dieser Teil im Norden und Westen steil ab. Schließlich finden sich ebendort allenthalben große Steinbrocken, die man hierzulande als Findlinge bezeichnet, einzeln und in Gruppen, während im Südteil nur ein einzelner großer Granitblock zu finden ist. — Eine andere Eigenart liegt im Unterschied der Architektur. Das Schloß und seine Nachbarschaft sind in einem Stile errichtet, der unwillkürlich an Italien denken läßt, während sich im Norden ausschließlich gotisierend gestaltete Bauten finden. Der Parkteil, noch zu den waldigen Partien gehörend, welcher die höchste Erhebung oberhalb der großen südlichen Wiese enthält, trennt die nordisch-gotische von der italienischen Bauzone. Hier findet sich, abgesehen von der wohl später angelegten sogenannten Töpferbrücke, einem höchst belanglosen, unkünstlerischen Fahrsteg, nur die ursprünglich als künstliche Ruine erbaute Teufelsbrücke, die unverkennbar alpenländisch aussieht. (Ihr pseudoruinöser Zustand wurde 1938 beseitigt.) Hans Kania vermutet sogar, man habe sich die Teufelsbrücke südlich Göschenen im Kanton Uri zum Vorbild genommen³. In diesem Zusammenhange verdient die folgende zeitgenössische Mitteilung des lebenswürdigen Malers, Dichters und Schriftstellers August Kopisch Beachtung: „Schon damals aber baute Persius nach des Prinzen Ideen über zwei nordwestlich gelegene Klüfte malerische Holzbrücken aus rohen Stämmen nach Schweizerart“⁴; sie sind leider nicht erhalten. Schweizerische Gestaltung war ursprünglich auch für das Matrosenhaus vorgesehen, welches am südlichen Fuße des gleichen Höhenzuges liegt, das aber tatsächlich in der italienisierenden Manier des Schlosses erbaut worden ist. — Eine weder gotische, noch italienische, noch schweizerische Gestalt haben — abgesehen von der viel später errichteten Loggia Alexandra auf dem Böttcherberg — lediglich die beiden weitab an der Ostgrenze des Parkes gelegenen Pförtnerhäuser erhalten, welche am Spiele nicht teilnehmen. Am Spiele! Hierin liegt das Entscheidende.

In der Zeit, in der man auch in Glienicke wiederum tätig war, 1841—42, errichtete Persius im Wildpark bei Potsdam mehrere Gebäude, zu denen der Baumeister folgendes äußert: „In betreff des Baustils, in welchem die drei zur Ausführung gekommenen Förster-Etablissements errichtet werden sollten, ward gewünscht, daß sich derselbe möglichst der Stimmung der angewiesenen Waldgegend anschließen möchte. Wo daher düstere Fichtenwaldung die Baustelle umgrenzte, wählten wir den romantischen, mittelalterlichen Stil; da, wo schöne Buchen und Laubhölzer die Baustelle beschatteten, kam der heitere italienische zur Anwendung. Im allgemeinen haben wir noch bei diesen Förster-Etablissements zu bemerken, daß bei der Kleinheit und geringen Anzahl der erforderlichen Raumbedürfnisse mehr darauf gesehen werden konnte, der ganzen Anlage ein malerisches Aussehen zu geben und die charakteristischen verschiedenen Bedürfnisse unter besondere Dachungen anzuordnen, als die ganze Anlage zu einer Masse und unter ein Dach zu vereinigen. Wir konnten dabei umso freier verfahren, als die aufzuführenden Gebäude, isoliert gelegen, mit keinem anderen Bauwerke in Konflikt zu treten brauchten, und so in gewählten archi-

tektonischen Verhältnissen eine angenehme Täuschung hinsichtlich des Maßstabes zu erlangen war, wodurch die Gebäude größer erscheinen, als sie es dem wirklichen Maße nach sind.“⁵

Zum Wildmeisterhause, der Oberförsterei, bemerkt der zeitgenössische Schriftsteller Karl Ludwig Häberlin genannt Belani: „Der schöne Entwurf von Persius gab das verkleinerte Bild einer alten Feudalburg.“⁶ Diese spielerische Haltung muß als wesentlicher Bestandteil des Lebensgefühles des zur Erörterung stehenden Zeitabschnittes angesehen werden. Der aufmerksame Betrachter wird diesem Phänomen auf Schritt und Tritt begegnen. Es sei hier gleich ein weiteres Beispiel angeführt, das sich wieder auf Gliencke bezieht. Wie Johannes Sievers mitteilt⁷, nannte Prinz Karl das Steilufer dortselbst, die Gegend etwa, an welcher zehn Jahre später die erwähnte Teufelsbrücke Platz fand, La Spezia. Sein Bruder, der Kronprinz, äußerte auf seiner Italien-Reise in einem Briefe, wenngleich mit der ihm eigenen liebenswürdigen Ironie, wie sehr eine wirkliche italienische Küstenlandschaft jener Glienicker Parkstelle ähnele, allerdings „in auf zehn oder zwanzig Fuß verringertem Maßstab“.

Häberlin-Belani weiß zu berichten, „alle diese südlichen Abhänge des Höhenzuges sind teils früher, teils neuerlich zu tiefen Einschnitten in das Berggelände benutzt“ worden.⁸ — Noch 1824 wurde die erwähnte große Schlucht angelegt. Aber erst mit dem 1837–38 erfolgten Bau des Maschinenhauses — jenes Apenninenkastells — kann man an die Anlage eines Wasserfalles gegangen sein. Bestätigt wird diese Annahme dadurch, daß 1838 die Teufelsbrücke errichtet wurde. — Wie die Zeitgenossen diese Partie erlebten, schildert der Lehrer Wagner: „Derselbe Pfad geleitet uns an dem einsamen Felsteich vorüber zum tiefen Einschnitt in das Berggelände, das, mit erratischen Blöcken bekleidet, uns den Absturz aus dem Gebirge zaubert. Die Täuschung wird fast zur Wirklichkeit, wenn der schäumende Gießbach in jähem Sturze über das Gerölle zur Tiefe braust.“ Ähnlich äußert sich Kopisch: „Man versuchte, die *Alpennatur* hervorzubringen, künstliche Steine von allerlei Stoffen zu bilden, kam indessen zuletzt davon zurück und zog ein Unterbauen mit Ziegeln und Rüdersdorfer Steinen



Waldartiger Teil
oberhalb des
Matrosenhauses

und Roman-Zement vor, worauf man größere und kleinere erratische Blöcke türmte und schichtete, bis der gewünschte Effekt wirklich bewundernswürdig erreicht wurde. Die Wasserstürze sind, namentlich wenn der große See geöffnet wird, in der nördlich gelegenen Kluft wahrhaft imposant durch Mächtigkeit und *Naturwahrheit*, welche mittels der dort angebrachten zustimmenden Pflanzungen und durch die kühnen romantischen Überbrückungen noch erhöht werden.“¹⁰ (Hervorhebungen vom Verf.).

Sievers, der dieses Zitat abdruckt, meint dazu: „Mögen wir heute über solche Übertreibungen Kopischs lächeln — Prinz Karl stand zweifellos mit ganzem Herzen hinter diesen Schöpfungen, die er in erster Linie als eigne Leistungen ansprechen konnte.“

Die dekorative Verwendung von Granitfindlingen ist, wie schon kurz erwähnt, im Nordteil allenthalben anzutreffen. „Erratische Blöcke fanden einzeln oder gruppenweise sinnige und ansprechende Verteilung“, berichtet Wagener. — Anders sieht es in der Umgebung des Schlosses aus; „hier lagen unter schattigem Laubdach Pompejis wiedererstandene Bildsäulen und Torsos.“¹¹



Antike Trümmer nahe der großen Neugierde

Von einer zur andern der so verschiedenartig gestalteten Zonen gelangt man, indem man „übers Gebirge“ geht. Man achte einmal darauf, wie häufig in der romantischen Dichtung Wendungen wie „übers Gebirge . . . , hinterm Gebirge . . . , hinter den Bergen“ vorkommen, erstmalig im ‚Wilhelm Meister‘, dem Vorläufer. „Ich komme vom Gebirge her . . .“ beginnt „Der Wanderer“ (!) des Schmidt von Lübeck.

Fassen wir das bisher Dargelegte zusammen, so zeigt sich die ‚belebende Idee‘ des Glienicker Parkes: Deutschland und Italien oder Nord- und Südeuropa, vielleicht noch allgemeiner: Europa. Deutschland und Italien, für diese Auslegung ließe sich eine Fülle von Beispielen in Malerei, Dichtung und Tonkunst der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts finden. Nur eines sei für sie alle genannt, Overbecks Gemälde ‚Italia und Germania‘ (München, Alte Pinakothek), nach jahrelangen Vorstudien und nach Anregungen, die mindestens bis zum Jahre 1812 hinabreichen, 1828 vollendet, also gerade in der Zeit der großen Park-erweiterung in Glienicke. Aber auch das Denken im europäischen Sinne, das unsere Gegenwart erfüllt, findet seine Wurzeln in der Romantik. Die Ansicht, daß die Europäer eine große Nation seien, spricht der (heutzutage nur noch durch sein liebliches Märchen ‚Undine‘ bekannte) Dichter Friedrich Baron de la Motte-Fouqué in seinem 1813 erschienenen Roman ‚Der Zauberring‘ aus, der uns freilich trotzdem heute sehr komisch berührt.

Es bleibt noch ein Wort zum Verhältnis des Amateur-Gärtners Prinz Karl zu dem Parkgestalter Lenné zu sagen. Peter Josef Lenné (1789–1866) gehörte der jüngeren Romantiker-Generation an. Generationsgenossen im engeren Sinne sind z. B. die Dichter Uhland (* 1787), Eichendorff, Rückert (beide * 1788), Schwab (* 1792), die Musiker Weber (* 1786) und Silcher (* 1789), die Maler Pforr (* 1788), Overbeck und Schadow (beide * 1789). — Lennés Gestaltungsgrundsätze waren die der Romantik: wiesenartige Teile, von Baumkulissen eingefast, von Solitairbäumen (einzeln stehenden Bäumen) und Clumps (Baumgruppen) unterbrochen, Wasserflächen, waldartige Teile, diese aber geringeren Umfanges und auswärts gelegen. Die durch diese Mittel erzielte Form stimmt durchaus überein mit der Form der Romantik in Malerei und Grafik und in der Baukunst. Eine Untersuchung der romantischen Form hat für die Malerei Herbert Lehr vorgenommen.¹² Als deren wichtigste Merkmale hat er herausgefunden: abstrakte oder reine Linie und abstrakte, lokalkoloristische Fläche. Die gleichen Merkmale kann man in der romantischen Gartenkunst beobachten. Man darf nun nicht den Fehler machen, den Grundriß eines Parkes für ausschlaggebend zu halten (wiewohl, richtig betrachtet, auch dem Grundriß der entsprechende Formcharakter entnommen werden kann); weit wichtiger ist die dem Auge sich darbietende Erscheinung; denn gerade so ist der Park gedacht, hat er vor dem geistigen Auge seines Schöpfers gestanden. Sofern man nun nicht in naiver Weise einfach nur Bäume und Gras sieht (wogegen an sich nichts zu sagen ist), so findet man, daß es sich um eine flächige Komposition handelt. Die Rasenflächen, Wasserflächen (in Glienicke nicht mehr vorhanden), dagegen ebenfalls als Flächen erscheinende Baumkulissen, darüber der als flächig erlebte Himmel. Man kann aus diesen wenigen dünnen Worten auch ein Gemälde Caspar David Friedrichs erkennen! Bewölkten Himmel wird man auf romantischen Gemälden vergeblich suchen, es sei denn, die Wolken sind rein als flächige Gebilde gesehen, weshalb Morgen- und Abendstimmungen aus formalen Gründen in der Malerei dieser Epoche beliebt sind. Räumlich erscheinende Wolkenballungen, wie wir sie bei den Niederländern beobachten, kennt die romantische Malerei nicht, zumindest nicht in völlig stilreinen Werken; man betrachte daraufhin die Gemälde Friedrichs! Die flächige Komposition romantischer Parke, die ebenfalls am deutlichsten morgens und abends zu erkennen ist, hat zur Folge, daß die romantische Landschaftsgärtnerei mit dem an sich doch sehr wichtigen gärtnerischen Element

der Blume ganz und gar nichts anzufangen weiß. Die Blume besitzt eine gleichsam impressionistische Tendenz, sie steckt Lichter auf, sie zersetzt die Fläche. Dementsprechend verstanden sich die Gärtnerei des Barock und des Rokoko ausgezeichnet zu ihr, während der sogenannte englische Garten oder Naturgarten des 18. Jahrhunderts sie zwar noch verwendete, aber doch bei weitem nicht mehr in so selbstverständlicher Weise, sondern mehr oder weniger isoliert.

Prinz Karl (1801—83) gehörte schon einer anderen Generation an als Lenné, obwohl er nur zwölf Jahre jünger war; es ist die Generation des Biedermeier. Zu ihr gehören u. a. die Baumeister Stüler und Ottmer (beide * 1800), Persius (* 1803), die Dichter Nestroy (* 1801), Hauff (* 1802), Mörike (* 1804) und Stifter (* 1805), die Maler Richter (* 1803) und Schwind (* 1804), sowie die mehr als Schriftsteller bekanntgewordenen Maler Kopisch (* 1799) und W. v. Kugelgen (* 1802); berühmte Musiker finden sich in der engeren zeitlichen Umgebung nicht; Loewe (* 1796), Mendelssohn (* 1809) und Schumann (* 1810) sind die Hauptvertreter des musikalischen Biedermeier, während der 1797 geborene, aber schon 1828 gestorbene Schubert weitgehend zur Romantik zu rechnen ist, aber gegen Ende seines kurzen Lebens, namentlich in der großartigen 7. Sinfonie erkennbar neue Wege einschlägt, woraus sich Robert Schumanns Begeisterung gerade für dieses Werk hinreichend erklärt. — Man darf sich nicht durch das lächerlich klingende Wort ‚Biedermeier‘ beeinflussen lassen. Diese Epoche hat mancherlei Verdienste, und an bedeutenden Geistern war sie nicht arm, wenn sie auch mit dem Höhenflug der vorangegangenen Romantik im ganzen nicht wetteifern kann.¹⁵

Die Romantik fällt in den Zeitraum zwischen 1800 und 1820, wobei aber schon vor 1800 Äußerungen festzustellen sind (Wackenroder, Novalis, Tieck, F. Gilly, Gentz, Koch), während sie erst gegen 1830 ausläuft. Das Biedermeier, welches den Übergang von der Romantik zum Realismus darstellt, beginnt um 1820 und endet seine Alleinherrschaft etwa 1840, braucht aber ebenfalls noch ein Jahrzehnt — also bis gegen 1850 — um abzuklingen.

Kehren wir zum Glienicker Park zurück! Als Prinz Karl ihn 1824 kaufte, war die Romantik bereits im Auslaufen begriffen, das Biedermeier hub an. Lenné, der, wie erwähnt, von 1816—22 schon den Garten am Schlosse angelegt hatte, wurde erneut berufen und auch in der Folgezeit immer wieder herangezogen. Man kann daraus folgern, daß der Auftraggeber zufrieden war. Der eingangs erwähnte Brief Pücklers mag unter diesen Umständen Verwunderung erregen. Pückler vertrat grundsätzlich die Ansicht, der Grundherr solle selbst Künstler sein und sich des Technikers nur bedienen. Vom Prinzen Karl weiß man, daß er von klein auf an gärtnerischen Dingen interessiert war. So konnten Pücklers Ansichten hier Eingang finden. Nun ist ja eine stärkere Einflußnahme des Auftraggebers bei Bau- und Park-Anlagen etwas durchaus Geläufiges, und enge Zusammenarbeit von Bauherr und Baumeister ist gerade in dieser Zeit nichts Seltenes. Es sei an das Verhältnis Friedrich Wilhelms IV. zu seinen Künstlern, namentlich zu Persius und Lenné erinnert. Das Interesse des Prinzen Karl mag groß gewesen sein, ob er, wie sein Bruder, künstlerische Fähigkeiten besessen hat, ist eine Frage, die man schwerlich bejahen wird. Wenn also Pückler schreibt, der Prinz habe „eigene Schöpfungen“ aufzuweisen, also eigene Ideen entwickelt, so dürfte es sich dabei nicht um eine andersartige persönliche Auffassung, als vielmehr um

die Folge eines Generationsunterschiedes handeln. Pückler (1785—1871), welcher der Romantiker-Generation entstammte, scheint als Amateur der Gartenkunst eine Abneigung gegen die berufsmäßigen Landschaftsgärtner gehegt zu haben. Nur so läßt sich seine Forderung verstehen. Formale Unterschiede zwischen seinen Schöpfungen und denen Lennés bestehen nicht. Am besten könnte man das im Babelsberger Park beobachten, wo es vom Augenschein her nicht möglich ist, beider Teile auseinanderzuhalten.

Der Prinz hingegen wollte künstlerisch etwas Anderes. Auf ihn nämlich geht die Idee, den Wasserfall anzulegen, zurück, und es ist höchst bezeichnend, daß hierfür nicht Lenné herangezogen wurde, aber auch nicht Pückler, vielmehr wurde nach „des Landschaftsmalers Professor Schirmers weiteren Anordnungen“ verfahren.¹⁴ Was dort entstanden ist, hat nun mit romantischer Gartenkunst nichts zu tun. Man bemühte sich, ein Stück Alpennatur oder besser gesagt, ein Stück Gebirgsnatur nachzuahmen. Man hielt sich also an anderswo tatsächlich Vorhandenes. Eben das ist aber ein Zeichen realistischer Kunstauffassung. Das Spielrisiko des Gebahrens ist das eigentümlich Biedermeierliche daran.

Die sonstigen nördlichen und nordöstlichen Parkteile machen dieses Spiel nicht mit. Zwar lassen sie gegenüber den Südteilen deutlich eine fremde Einflußnahme erkennen — eben die des Prinzen; hier wird der Charakter eines deutschen Waldes, der von Lichtungen unterbrochen ist, angestrebt. Im ganzen ist aber doch wohl die Meisterhand Lennés nicht zu verkennen, und das bestätigen auch die Nachrichten.¹⁵ Aber es ist nicht dieselbe Stilstufe wie im Südteil, es ist vielmehr spätromantisch mit deutlichen realistischen Einschüssen. Entsprechende Beobachtungen kann man auch in anderen Künsten machen. Es seien nur Namen wie Ludwig Richter, Moritz v. Schwind, Felix Mendelssohn-Bartholdy genannt.

Anscheinend hat Prinz Karl nur eine Stelle selbständig gestaltet, eben die Schlucht mit dem Wasserfall. So mußte er dem bewährten Fachmanne Lenné das Feld überlassen. Geistvoll und begabt, aber nicht begabt genug, um selbst Künstler zu sein (im Gegensatz zu seinem königlichen Bruder, der ein bedeutender Baukünstler war!), mußte er sich auf die Rolle eines Mäzens und Anregers beschränken. Waren seiner Einflußnahme auf Lenné offensichtlich Grenzen gesetzt, so konnte er hinsichtlich der Bauwerke, die den Park beleben, entschiedener seine Wünsche zur Geltung bringen. Wie er das getan hat, geht aus dem eingangs Gesagten hervor.

Warum er gotisierende Bauten verwendet hat, ist leicht zu erklären. Die Gotik wurde seit Goethes Schrift über das Straßburger Münster als urdeutsch und seit den Freiheitskriegen als Symbol des National-Deutschen angesehen. Warum man sich aber an die englische Gotik hielt, das hat formale Ursachen, die ich in meiner Schrift über die sogenannte Neugotik auseinandersetze.¹⁶

Was die italienisierende Architektur der Südteile angeht, so handelt es sich dabei um den spezifischen Normalstil des Biedermeier. „*Den Baustil betreffend wird am häufigsten die heitere Bauweise der Italiener, wie solche während ihrer Blüte im 15. und 16. Jahrhundert, namentlich in Oberitalien und in der Umgegend Roms bei Villen und anderen ländlichen Bauanlagen und selbst bei der anspruchslosen Fabbrica zur Ausbildung und Anwendung gelangt ist, als Vorbild dienen.*“¹⁷ Man ahmte nicht etwa italienische Architektur nach, man sah in ihr lediglich die Legitimation für den eigenen Formwillen, genau wie die Nazarener keineswegs

die Malerei des Quattrocento aufgewärmt haben, wenn das auch behauptet worden ist, sie vielmehr „in Wahrheit nur als Bestätigung eigenen neuen Stilausdrucks“ verehrten.¹⁸

Die Schweizerhaus-Architektur ist bereits als beginnender Folklorismus zu werten, welcher ein Sohn des Realismus und ein Bruder des Historizismus war. Bemerkenswert ist der Fall des Matrosenhauses, das hart südlich des trennenden Höhenzuges liegt, also — im Sinne des Parkprogrammes — südlich der Alpen; es sollte ursprünglich schweizerisch gestaltet werden; Persius hatte bereits den Entwurf geliefert. Offenbar kam man aber darauf, daß es jenseits der Alpen keine Schweizerhäuser gibt, daß also hier schon Italien beginnen müsse. — Das zweite Schweizerhaus, das Forsthaus Moorlake ganz im Norden, steht außerhalb der Parkeinhegung und somit auch außerhalb des Programmes (paßt sich aber, für sich allein genommen, vortrefflich der Umgebung an), und die Schweizerhäuser am Jagdschloß, ganz im Süden, wurden erst in den sechziger Jahren erbaut, also lange nach dem Ende des Biedermeier.

*

Im Vorliegenden wurde der ‚belebenden Idee‘ des Glienicker Parkes nachgegangen. Die Mittel kunsthistorischer Betrachtung müssen Deutung (Interpretation) und Formanalyse sein, wobei diese jene zu unterbauen hat. Der Zweck ist, ein besseres Verstehen des Kunstwerkes zu ermöglichen. Demgegenüber ist die im kunstgeschichtlichen Schrifttum oftmals überbewertete und meist allein aufgezeigte Entwicklung von weit geringerer Wichtigkeit. Nicht das, was den Künstler zur Schöpfung veranlaßt hat, ist erheblich, nicht die Frage, woher er die Mittel genommen hat, sondern einzig und allein das entstandene Werk, dessen geistiger und künstlerischer Bedeutung man mit dem Ziehen von Entwicklungslinien nicht beikommen kann; vielmehr ist es bei letztgenanntem Verfahren unausbleiblich und darum an der Tagesordnung, daß ein schlechtes Werk — vermeintlich — wichtiger werden kann als ein vorzügliches! Man muß K u n s t h i s t o r i k e r sein und nicht K u n s t h i s t o r i k e r ! Die Schöpfungen der Künste sind nicht Illustrationen zur Geschichte, sie sind eigenständige Wesen, die geistig erfaßt sein wollen.

Anmerkungen:

¹ Joh. Sievers: Karl Friedr. Schinkel. Bauten für den Prinzen Karl von Preußen. Berlin 1942, S. 73.

² Sievers, a.a.O., S. 71–74.

³ Potsdamer Tageszeitung Nr. 241, 2. Beil., vom 13. 10. 1937.

⁴ Kopisch: Die kgl. Schlösser und Gärten zu Potsdam. Berlin 1854, S. 192.

⁵ Persius: Die Baulichkeiten im Kgl. Wildpark bei Potsdam. Wien 1844 — Dasselbe in: Allgemeine Bauzeitung 8, 1843.

⁶ Häberlin: Sanssouci, Potsdam und Umgebung. Berlin/Potsdam 1855, S. 233.

⁷ a.a.O., S. 73.

⁸ a.a.O., S. 145.

⁹ H. Wagener: Klein-Glienicke. In: Der Bär 8, 1882, S. 579.

¹⁰ a.a.O., S. 217. Abgedruckt auch bei Sievers, a.a.O., S. 72 f.

¹¹ Wagener, a.a.O., S. 570 u. 578.

- ¹² F. H. Lehr: Die Blütezeit romantischer Bildkunst. Marburg 1924, S. 217–255. Wer dieses Buch nicht gelesen hat, der bilde sich nicht ein, etwas von der Romantik zu verstehen!
Über romantische Architektur: Siegfried Giedion, Spätbarocker und romantischer Klassizismus. 1922 — Hermann Beenken, Schöpferische Bauideen der deutschen Romantik. Mainz 1952.
- ¹³ Auch zum Biedermeier siehe Lehr, a.a.O., S. 252–255.
- ¹⁴ Kopisch, S. 217 — August Wilhelm Ferdinand Schirmer, 1802–66, geboren u. gewirkt in Berlin, gestorben auf einer Reise in Frankreich, war Architektur- und Landschaftsmaler (nicht zu verwechseln mit dem bedeutenderen Düsseldorfer Landschaftler Joh. Wilh. Schirmer, 1807–63).
- ¹⁵ Gerhard Hinz: Peter Josef Lenné. Berlin 1937, S. 78–87 — Hinz, Landschaftsgärtner von Beruf, hat 1937 das getan, was die Generationen vor ihm längst hätten tun müssen, er hat den Umfang des Werkes L.s abzustecken gesucht. Mehr kann und will sein soweit schätzenswertes Buch nicht geben.
- ¹⁶ In Vorbereitung.
- ¹⁷ Ludwig Persius: Architektonische Entwürfe. 1. Lfg., Potsdam 1843, S. 5 f.
- ¹⁸ Lehr, S. 251 — Über die Architektur des Biedermeiers (u. d. Romantik) s. meine demnächst erscheinende Persius-Monographie.



Matrosenhaus, 1840 von Ludwig Persius erbaut. Pergola 1843

Da kriecht ne Spinne, sagt Minne...

Namenneckrufe aus Berlin-Steglitz

1. Die Sammlung

Die Grundlage der folgenden Darstellung bildet eine Umfrage über Spruch, Lied und Spiel der Kinder und Jugendlichen, die ich im Frühjahr 1935 in Volks-, Mittel- und Oberschulen des Bezirkes Berlin-Steglitz halten konnte. Voran ging eine Besprechung von Art und Ziel des Planes mit den Vertretern des Bezirksamts und der Schulen. Dank deren Befürwortung und Unterstützung war die Mitarbeit der Schülerinnen und Schüler, oft auch der Eltern, eine so verständnisvolle und emsige, daß dem Sammelergebnis wohl keine Stadt Vergleichbares entgegensetzen kann.

Aus der Gesamtzahl der beantworteten Bogen sind für diese Untersuchung 1093 so ausgewählt, daß jede der berücksichtigten Schularten vertreten ist: Volksschule 10, Mittelschule 1, 2 und 3 und das Auguste-Viktoria-Gymnasium. Zum Vergleich herangezogen sind schließlich 27 in der 1. Volksschule in Berlin-Pankow beantwortete Fragebogen*.

Von den 34 auf drei Seiten (Din A 4) gestellten Fragen heißt die 7.: „Was kennt man für neckende, aber nicht böse gemeinte Verse über bestimmte Namen? Hedwig, Hedwig, Hedwig u. ä.“ Der Sachverhalt der Frage war für den immer zu Neckerei und Spott aufgelegten Berliner kein unklarer. Obwohl das Wort „Namen“ nicht eindeutig ist, wurden nur selten andere als Vornamen genannt (z. B. *Bolle* ..., *Meier* ...). Durch das Beispiel *Hedwig* waren Zweifel nahezu ausgeschaltet. Es ist freilich zuzugeben, daß jedes Beispiel mit der Hinlenkung und Anregung auch eine Suggestion gibt. Daß das Ergebnis durch das genannte, sehr volksläufige Beispiel nicht wesentlich verändert wurde, geht wohl aus der Tatsache hervor, daß die Angaben zum Namen *Ilse* bei weitem überwiegen (168 *Ilse* : 93 *Hedwig*). Bloße Unterstreichungen des Beispiels *Hedwig* wurde von mir nicht als Aussage bewertet. Sie ist selten. In der ganz überwiegenden Mehrzahl ist der ganze Spruch mitgeteilt, z. B.

*Hedwig, Hedwig, Hedwig,
die Nähmaschine geht nicht.*

Von den 1093 Fragebogen machten 382 keine Angaben oder verneinten. Von den 711 positiv beantworteten Bogen — nahezu zwei Drittel — geben 188 — nicht ganz ein Viertel — zwei oder mehrere Verse, wohl ein Zeichen für angeregte Mitarbeit. Von den 711 beantworteten Bogen machen

je 1 Angabe:	523	=	523	Einzelangaben
je 2 Angaben:	105	=	210	„
3	59	=	177	„
4	15	=	60	„

*) Weiterhin abgekürzt: V 10, M 1, M 2, M 3, AV, P mit dem Zusatz jeweils der Klasse und gegebenenfalls m = Mädchen, k = Knaben; also z. B. M 2/6m = Mittelschule 2, 6. Klasse Mädchen; O 3a = Obertertia Klasse a, U 2b = Untersekunda Klasse b usw.

5	Angaben:	5	=	25	Einzelangaben
6	"	—	=	—	"
7	"	2	=	14	"
8	"	2	=	16	"

Gesamtzahl der mitgeteilten Namenverse: 1025

Zu den oberen Klassen hin steigt der Anteil der Fehlanzeigen. Das Interesse ist geringer, der größere „Ernst des Lebens“ läßt die Frage unwichtig erscheinen, das reifere Alter steigert den Mut, eine nicht streng zur Schule gehörende Aufgabe liegen zu lassen. Alles verständliche Gründe. In der Volksschule 10 wächst die Zurückhaltung mit der 7. Klasse, in der Mittelschule 1 mit der dritten. Die Mittelschule 3 allerdings zeigt ein entgegengesetztes Verhältnis. In der Auguste-Viktoria-Schule jedoch überwiegen die Fehlanzeigen in der O 3a und O 3b und betragen in der U 2a und U 2b fast die doppelte Zahl der positiven Antworten. Schließlich zeigen die Knabenklassen der Mittelschule 1 und 2 eine merklich geringere Mitarbeit. In der 10. Volksschule taten, nach der Handschrift zu urteilen, viele Eltern die Arbeit für ihre Sprößlinge; oft mangelte es an Muße und Geduld, so daß eine oberflächliche Behandlung zum einfachen Strich Zuflucht nehmen ließ. Daß Fehlanzeigen meist aus Flüchtigkeit oder fehlendem Interesse stammen, darf daraus geschlossen werden, daß nur ganz vereinzelt die genaue Verneinung sich findet: „unbekannt“ oder „ich weiß keine“.

2. Die Namenversgruppen

In Gruppen zusammen ordnen wir die (mindestens zwei) Neckverse, die zum gleichen Namen oft mehrere ganz oder nahezu gleich lautende Reimzeilen, nur eine gleichlautende Rufzeile oder mindestens den zum Namen assonierenden gleichen Reim aufweisen. Wie sich zeigen wird, ist der *Namensreim* der eigentliche und fast ausschließliche Beweggrund des Neckrufes, wenn man von den verhältnismäßig wenigen Zitaten aus Operetten, Liedern, Schlagern, Sprüchen oder Spielen absieht (z. B. *Mariechen saß auf einem Stein; Kalle, Kalle, kiek; Laura, der Schutzmann kommt*). Wo der gleichlautende oder nahezu gleiche Ruftypus eines Namens in den Fragebogen öfter erscheint, wird im folgenden die Zahl in Klammer beigesetzt. Wo es nützlich ist, werden Klasse und Schule angegeben. Die Reihenfolge ist das Alphabet der Namen. Diminutiva (*Anneken*), Zusammensetzungen (*Annemarie*) und Mundartformen (*Hanne, Juste, Lene*) gelten als selbständige Namen. Leichte Varianten des gleichen Spruches werden in Klammern gesetzt, z. B.:

*Dorchen, Dorchen, (Dorchen),
bist mein süßes (böses) Mohrchen (2).*

Bei stärker variierenden Zusätzen wird der Hauptspruch durch das Zeichen — ersetzt (s. z. B. unter *Fritz* und *Hedwig*). Die Interpunktion innerhalb der Sprüche habe ich im allgemeinen aus den Aufzeichnungen übernommen, um die Regellosigkeit in dieser Hinsicht zum Ausdruck kommen zu lassen.

*

Tante Anna.

*Tante Anna, Tante Anna,
du bist die schönste Frau der Welt.*

Die zwei letzten Angaben finden sich in der gleichen Mädchenklasse (M 1/4m¹).

Anneken, Anneken hopsasa . . .

*Anneken, Anneken, hopsasa,
Anneken, Anneken, trallala,
einmal hin, einmal her,
ringsherum, das ist nicht schwer.*

Nach dem Kinderreigenlied.

Annemarie,

komm mit in die Laubenkolonie (9). Alle Angaben stammen aus der 2. Mädchenklasse von M 3. Der seltene Fall von „teamwork“? Vielleicht aber gab den Anlaß der Name einer Kameradin. Leichte Abweichungen wie *A. komm in 'ne Laubenkolonie* widersprechen reinem Abschreiben.

Arthur

mit der Haartour (2). *Arthur, Arthur, wie schön ist deine Haartour.*

Auguste s. Juste.

O du lieber Augustin (7). 14 Rufe beginnen mit dem berlinischen „*ach*“, 7 setzen die zweite Zeile hinzu: *alles ist hin*. Zuweilen wird der Name ein- oder zweimal wiederholt. Einmal steht die ganze Strophe:

*O, du lieber Augustin, Augustin,
alles ist hin,
Stock ist hin,
Hut ist hin,
o, du lieber Augustin,
alles ist hin.*

Für Berlin charakteristisch ist der Austausch des süddeutschen *hin* gegen heimisches *weg* (4), obwohl der Namensreim damit verloren geht. Gewonnen wird dafür der Anschluß an die bekannte Berliner Version des ganzen Liedes:

*Ach, du lieber Augustin,
alles ist weg,
Hut ist weg,
Stock ist weg,
Augustin liegt im Dreck.*

Aus M 1/3m¹ kommt zweimal die Strophe:

*Ach, du lieber Augustin,
alles ist weg,
Stock ist weg,
Rock ist weg,
alles ist weg,
und der liebe Augustin
liegt im Dreck.*

Aus 2m¹:

*Ach, du lieber Augustin, Augustin, Augustin,
alles ist weg,
Stock ist weg,
Hut ist weg,
Augustin liegt im Dreck.*

*Ach, du lieber Augustin,
alles ist weg.*

In einer Fassung wird am Schluß der anfangs verlorene Reim wieder gesetzt:

*Ach, du lieber Augustin
alles ist weg,
Geld ist weg,
Mädel ist weg,
Augustin liegt im Dreck.
Ach, du lieber Augustin,
alles ist hin.*

Die Begeisterung für Augustin — bei großer Seltenheit des Namens August an sich — scheint in einigen Klassen sich ausgebreitet zu haben AV/4b (10), M 1/4m² (8), M 1/2m² (4). Die Belege aus M 1/4m² sind gleichlautend; die aus AV/4b variieren. Bemerkenswert ist, wie in diesen Klassen trotz der „Zusammenarbeit“ einzelne süddeutsche *o* (gegen *ach*) erhalten bleiben (2 : 8, 2 : 6, 1 : 3).

*Sei sparsam, Brigitte,
nimm Ullsteinschnitte* (2). Zweimal heißt es — im Sinn der Reklameformel weniger psychologisch — *Brigitte, kauf Ullsteinschnitte* und einmal:

*Sei vorsichtig, Brigitte,
nimm Ullsteinschnitte.*

Den Weg, den manche Sinnzeilen zu reinen Rufzeilen nehmen, finden wir angedeutet in der Formel: *Brigitte, Brigitte, Ullsteinschnitte*.

Charlotte s. Lotte.

*Dorchen, Dorchen, (Dorchen),
bist mein süßes (böses) Mohrchen* (2). Die Belege stammen aus 1m¹ und 3m² der Mittelschule 1.

Elfriede s. Frieda.

Elisabeth,
der Kohl ist fett (6; davon 3 in M 3/3m!). Die Zahl der Hebungen ist die gleiche in der Formel: *Elisabeth macht Klöße fett*. Auch in dem einfachen Neckruf macht sich metrische Gesetzmäßigkeit bemerkbar, wenn der Wiederholung des Namens in der zweiten Hälfte des Rufes vier Hebungen entsprechen:

*Elisabeth, Elisabeth,
mache ja den Kohl recht fett.*

Der Großstadtpötker ist hastig, hat kürzeren Atem, vielleicht will er auch nur rascher zuschlagen. Vier mehrzeilige Formen deuten auf frische Einfuhr vom Land:

*Elisabeth, Elisabeth,
der Kohl ist fett,
die Milch ist dick,
bist ungeschickt.*

*Elisabeth,
der Kohl ist fett,
die Rüben sind gar,
gib mir 'nen Paar.*

*Elisabeth,
der Kohl ist fett,
de Grütt is gor,
de Kohl de kokt
noch nägen Johr.* (Mutter und Großmutter aus Mecklenburg-Strelitz).

*Elisabeth,
der Kohl ist fett,
die Klümp sind gar,
und gib mir' Paar.* (Vater aus Barz, Mutter aus Mecklenburg-Schwerin).

Drei dieser Beispiele stammen aus der Auguste-Viktoria-Schule.

Wenn die Elisabeth

nicht so schöne Beine hätt' (3). Zweimal auch klingen nur die ersten drei Worte des bekannten Schlagers aus den zwanziger Jahren an. Weit öfter formt die Spottlust um: *Wenn die Elisabeth nicht so lange Beine hätt'*; — *dicke Beine* (3), — *krumme Beine* (8). Die 1. Volksschule in Pankow, die allein sechs der genannten Beispiele bringt, gibt einmal die Strophe:

*Wenn die Elisabeth
nicht so krumme Beine hätt,
hätt sie viel mehr Freud
an das neue Kleid.*

Die aus dem Metrum stammende Schreibung des Namens mit *ie* findet sich sonst nur noch einmal. In der M 1 heißt es auch:

*Wenn die Elisabeth
nicht so krumme Beine hätt,
könnte sie wohl tanzen gehn.*

Die in der Frage nicht ausdrücklich verlangte Mundart erscheint einmal in der O3a der AV:

*Wenn die Elisabeth
nicht so krumme Beene hätt.*

Ein unbewußtes metrisches Bedürfnis wird wohl erfüllt, wenn in anderen sechs Beispielen der Name Elisabeth wiederholt wird und wenn mitunter auch in den Nachzeilen ein Ausgleich der Hebungsahl stattfindet:

<i>Elisabeth, Elisabeth,</i>	<i>Elisabeth, Elisabeth,</i>
<i>wie bist du doch so reizend,</i>	<i>wie bist du reizend,</i>
<i>wie bist du doch so nett (4).</i>	<i>wie bist du nett (2).</i>

Ella,

Bella,

Suppenteller (5). Nur einer dieser und aller übrigen Belege gibt die Mundartform *-tella*. Die auch sonst zuweilen anklingende Nähe der Abzählreime wird spürbar:

<i>Ella</i>	<i>Ella</i>
<i>bella</i>	<i>bella</i>
<i>Suppenteller</i>	<i>bautz.</i>

Je einmal finden sich die Formen:

*Ella
leckt die Wurst vom Teller*

und *Ella,
Popella,
ißt die Wurst vom blanken Teller.*

Selten und gegen die Ökonomie des Spottrufs ist es, daß — wie hier — der Name in *zwei* Reimen wiederklingt. Daß der Name selbst durch Vorsetzung eines Buchstabens oder einer Silbe verzerrt wird, geschieht nicht oft. Wenn es sich gerade beim Namen Ella mehrfach einstellt, mag dies am geläufigen Fremdwort bella und daran liegen, daß „Popella“ auch das Mundartwort für Propeller ist. Es wird sogar geschrieben *Ella Popeller*, und zwar von dem Schüler Karlheinz Scheller, dessen Schwester Ella heißt. Ganz in die Gattung der Sprachspielsprüche (s. u.) gerät die Neckstrophe:

*Ella
Popella
Katinka, Katops,
Ella ist ein Mops.*

Einfuhr ist vielleicht: *Ella die Bella die Bettstell knackt*. Vater und Mutter stammen aus Neuruppin und Wittenberg. Die neun Angaben zum Namen Ella stammen aus sieben verschiedenen Klassen. Das beweist ihre Unabhängigkeit, aber auch wohl, daß der Name selten ist und sich deshalb die Formeln nicht „weiter-sprechen“.

*Willste was von der Else ,
schreib se und bestell se*. In der gleichen V 10 heißt es noch einmal: *Willst du was von der Else, dann bestellse*.

Erika, Erika, *brauchst du nicht einen Freund?* Und in V 10: *Erika, hast du einen Freund?* Eine Schülerin ist selber Trägerin des Namens. Zweimal heißt es:

*Erika,
der Lenz ist da.*

Eine Weiterbildung mit Dreierreim:

*Erika,
Amerika,
der Lenz ist da.
Komm runter.*

Dieses Beispiel wie andere deutet darauf hin, daß der Neckvers auch einfach als Anruf dient, als Einladung zum Spiel auf der Straße usw. (Vgl. unter *Veronika*).

Ach *Ernst*, ach Ernst,
was du mir alles lernst. Von 13 Angaben geben 4 den Namen je dreimal, wobei zweimal die Straffung *Ernst, Ernst, Ernst* ohne vorgesetztes *ach* der Schlagfertigkeit dient. Nur in zwei Belegen steht *mich* an Stelle des mundartlichen *mir*. Von den Belegen stammen nur zwei aus derselben Klasse.

Ferdinand, ach *Ferdinand*, *wie schön bist du* (V 10/8a). Zu dieser Kurzform gibt ein Schüler der Nachbarklasse 8b die ganze, vielleicht aus einem älteren Schlager stammende Strophe:

*Ferdinand, wie schön bist du
in der blauen Hose,
jedes Mädchen lacht dir zu.
Ferdinand, wie schön bist du.*

Franz
mit'm Schwanz,
der die Treppe runtertanz.

Franz
mit einem (dem langen) Schwanz
kommt die Treppe heruntergetanzt (2).

Franz
kriegt die Katze beim Schwanz,
hängt sie an den Ofen
und läßt sie wieder losen.

Franz, Franz,
pack die Kuh am Schwanz,
pack sie an den Hinterbein',
schleif' sie durch die ganz' Gemein'.

Die Bezeichnung *Gemein'* im Sinne von Dorf deutet auf Einfuhr. Tatsächlich stammen Eltern und Großeltern dieser Schülerin aus Hessen-Nassau. Der Name Franz ist längst außer Mode, die auf ihn bezogenen Spottverse gingen auf den Namen Hans über.

Solche (so eine) Frieda
wie die da
war noch nie da (4)

aus V 10/7a und 8a. Der bekannte Schlagerreim aus den zwanziger Jahren wird selten mitgeteilt, weil der Name vergangene Mode ist. Eine sinnverändernde Kurzform nennt die Pankower Volksschule:

Frieda
die war noch nie da.

Fritze
mit der Zipfelmütze (24), — mit der Zippelmütze (3), — mit der Pudelmütze (4)
Achtmal wird das berlinische Endungs-e weggelassen:

Fritz
mit der Zipfelmütz,

je einmal davon *Zippelmütz* und *Pudelmütz*. Die Diminutivform nennt nur einmal M 1/2m¹:

Fritzchen
mit dem Zipfelmützchen.

Einmal wird die Strophe notiert:

Fritze
mit der Mütze,
mit den Holzpantin,
geht zum Bäcker und maust Rosin.

Die Eltern kamen aus Leipzig. Aus Pankow stammt die Erweiterung:

Fritz
mit der Mütz,
mit der Zwiebacksnase.

Andere Reime sind selten wie:

(Ach) Fritz
mach keine (nicht soviel) Witze (3).

Von auswärts kommen wohl die Strophen:

*Fritze,
Stiebelitze,
komm mit nach mein Dorf,
da singen die Vögel,
da klappert der Storch.*

*Fritz,
Stieglitz,
dein Vogel ist tot,
ich hab ihn geschossen
zum Abendbrot.*

(Eltern und Großeltern aus der
Provinz Posen).

*Fritz,
Lackritz,
der Vogel ist tot,
liegt im Schrank
und hat kein Brot.* (Eltern und Großeltern aus dem Rheinland und aus Beeskow)

Von den 48 Belegen dieser Fritz-Verse stammt fast die Hälfte allein aus der
Mittelschule 1. Nur in V 10/8a und 8b genannt werden die älter anmutenden
Verse:

*Fritz,
Fratz,
Friederich,
hat'n Kamm
und kämmt sich nicht.*

*Fritz,
Fritz,
Friederich,
deine Frau
ist liederlich.*

Schreibung und die Heimat der Eltern und Großeltern (Westfalen und Thüringen)
deuten auf Zuzug der Strophe:

*Fritz,
Fritz,
Friederich,
deine Frau ist liederlich,
hat in einer Woch
27 Töpf zerbroch.*

Aus älterer Zeitschicht stammen die beiden Beispiele:

*Freu dich, Fritzchen,
freu dich, Fritzchen,
morgen gibt's Selleriesalat.*

*Fritzchen freu dich,
morgen gibt's Sellriesalat.*

Gertrud s. Trude

Gretel,

*Pastetel,
was machen die Gäns?
Die sitzen im Wasser
und waschen die Schwänz.*

Diese Verse sind aus verschiedenen Klassen sechsmal mitgeteilt, zweimal davon
nur die ersten drei Zeilen, einmal mit dem Anfang: *Grete — Pastete*. Die un-
berlinische Mehrzahlbildung deutet auf das Vorbild des Kindergartenliedes, Kinder-
buches oder auch Westdeutschlands. ... *und wackeln mit die Schwänz* heißt die
Schlußzeile bei einer Schülerin, deren Mutter und Großmutter aus Heidelberg und
Hessen stammen. Die Kurzform *Grete — Trompete* (2) und *Grete — die Trom-*

pete neben *Grete mit der Trompete* (2) deutet auf die unter „Brigitte“ bereits erwähnte Neigung zur rufgerechten Kürzung und Raffung. Die volle Form des freilich mit dem Ersten Weltkrieg seltener werdenden Namens *Margarethe* findet keinen Neckvers (vgl. die Namentabelle S. 90).

*G u s t a v , Gustav,
 ärgere dich nicht,
 mach kein Gesicht,
 das schicket sich nicht* (2).

Einmal folgt die dritte Zeile der vierten. Ein dritter Beleg nennt nur die ersten beiden Zeilen. Wie Ferdinand und einige wenige andere gehört Gustav zu den Namen, die keinen Reim finden. S. *Justav*.

<i>H a n s</i>	<i>Hans</i>
<i>kommt die Treppe runtergetantz</i> (33)	<i>mit dem ('nem) Schwanz kommt die Treppe runtergetantz</i> (14)

<i>Hans</i>	<i>Hans</i>
<i>mit dem langen Schwanz</i> — (8)	<i>mit'm langen ledernen Schwanz</i> —

<i>Hans</i>	<i>Hans, Hans</i>
<i>mit dem Lederschwanz</i> —	<i>Lämmerschwanz</i> —

<i>Hans</i>	<i>Kater-Hans</i>
<i>mit 'nem Katzenschwanz</i> —	<i>mit langem Schwanz</i> —

Nur ganz selten wird der Namensanruf verdoppelt: *Hans, Hans* — (5). Mehrmals gibt das Kinderlied den Neckvers her:

*Hänschen klein
 ging allein
 in die weite Welt hinein* (2)

— *im Berliner Turnverein.*

Einmal wird die ganze Strophe mitgeteilt, wohl aber kaum gerufen. Elfmal findet der Mahnspruch Verwendung:

*Hänschen, Hänschen, denke dran,
 was aus dir noch werden kann,*

einmal das Sprichwort:

*Was Hänschen nicht lernt,
 lernt Hans nimmermehr.*

Der Schlager der angeblich goldenen zwanziger Jahre klingt zweimal an:

*Was machst du
 mit dem Knie, lieber Hans?*

Verhältnismäßig wenig Belege (12) gab AV, während der Hans-Vers besonders in V 10, M 1 und M 3 vertreten ist, vielleicht ein Hinweis auf die Beliebtheit des Namens in den entsprechenden Bevölkerungsschichten.

*H e d w i g , Hedwig, Hedwig,
 die Nähmaschine geht nicht* (57),
 — *näht nicht* (10).

Das ist die übliche Neckformel für den bis um 1900 in Berlin häufigen Namen. Zuweilen wird *ach* vorgesetzt oder der Name nur einmal wiederholt. Je zweimal *deine N.* und *meine N.*, nur einmal: — *die Maschine geht nicht*. In zwei benachbarten Klassen der M 1 heißt es: *Hedwig, Hedwig, ach süße Hedwig*. (Diese Beispiele sind in den obigen Gesamtzahlen einbegriffen). Mit gleichbleibenden Vorzeichen wurden in M 1 und M 3 notiert:

<i>Hedwig, Hedwig,</i>	<i>Hedwig, Hedwig, Hedwig,</i>
<i>die Nähmaschine geht nicht,</i>	<i>die Nähmaschine geht nicht,</i>
<i>ich hab die ganze Nacht probiert;</i>	<i>Hab die ganze Nacht probiert,</i>
<i>Hedwig, Hedwig,</i>	<i>hab das ganze Öl verschmiert,</i>
<i>die Nähmaschine geht nicht.</i>	<i>Hedwig, Hedwig.</i>

Hedwig, Hedwig, Hedwig,
die Nähmaschine geht nicht.
Hast die ganze Nacht probiert
und eine Kanne Öl verschmiert.

Einzelangaben sind:

<i>Ach Hedwig,</i>	und: <i>Hedwig, Hedwig,</i>
<i>der Leierkasten geht nicht</i>	<i>die Uhr, die geht nicht.</i>

Der Hauptgruppe gegenüber in Minderzahl, gleichwohl stark vertreten ist der folgende Verstyptus:

<i>(Ach) Hedwig, Hedwig, (Hedwig),</i>	—
<i>was du dir denkst, das geht nicht (4).</i>	<i>wie du dir's denkst, so gehts nicht (2).</i>
	—
	<i>was du verlangst, das geht nicht (15).</i>

Sechs dieser 15 Belege stammen aus M 1/1m¹

was du (da) willst,
das geht nicht (4).

Je einmal heißt es:

<i>Hedwig, Hedwig, Hedwig,</i>	und: <i>Hedwig, Hedwig,</i>
<i>was du nicht willst, das geht nicht</i>	<i>wenn du willst, dann geht's nicht.</i>

<i>Hedwig, Hedwig, Hedwig,</i>	<i>Ach Hedwig, Hedwig, Hedwig,</i>
<i>was sie will, das geht nicht.</i>	<i>mein liebes Kind, das geht nicht.</i>

Auch in Pankow V 10 geben 7 von 27 Fragebogen diesen Namenvers an.

Heinrich,
der Wagen bricht,
ohne Räder fährt (geht) er nicht (11).

Im Grimmschen Märchen „Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich“ beginnt das strophische Zwiegespräch so: „Heinrich der Wagen bricht“, „Nein, Herr, der Wagen nicht...“. Nur einmal ist in den Neckrufen die Formel des Märchens allein, ohne die etwas großstädtisch-platte Schlußzeile genannt. Von ähnlichem Witz ist die Strophe:

Heinrich, Heinrich,
verlier bloß die Balance nicht,
wenn de dir recht feste hältst,
ausgeschlossen, daß de fällst.

Aus M 1/2m² und 2k (Schwester und Bruder?) stammen die Strophen:

*Heini, Heini,
ach, wie ist Heini dumm.
Spielt mit seinen Fingern
im Tintenfaß herum.*

und —
stippt mit allen Fingerchen

Nur einmal:

—
*Ach Heinrich, ach Heinrich,
alle Menschen wundern sich;
was bist du für ein Bösewicht.*

Helene

mit de dicken Beene (2); — *krummen Beene*; — *mit die Semmelbeene* (2); *Semmelbeine*. S. auch *Lene*.

Ist denn kein Stuhl da

für meine Hulda? (33). Aus dem noch heute beliebten Lied von Wilhelm Wolf (s. u. S. 97 Anm. 3).

Die häufige und auffallend einförmige Anwendung des Rufes für einen Namen, der nach 1900 kaum noch gegeben wurde, erklärt sich vielleicht aus dem ansteckenden Humor der Reimsilben. Wo eine Hulda erscheint, auch in Gesellschaft, ist der Spottvers fällig, laut oder leise; aber wohl auch da, wo einfach für eine Dame ein Stuhl gesucht wird. Abweichungen von der Stammformel sind selten und gering (5). Selten auch werden die Reimworte einer oder beider Zeilen wiederholt (3). Einige Fassungen deuten darauf hin, daß der Spruch nicht nur auf der Straße, sondern auch in geselliger Runde vernommen wird:

*Ist denn kein Stuhl da
für unsre Hulda?*

*Ist denn kein Stuhl da
für meine Hulda?
Dreht (seht) euch mal alle um,
es wär doch (und seid nicht) gar zu dumm.
(Ist denn kein Stuhl da
für meine Hulda?).* (2)

*Ist denn kein Stuhl da
für meine Hulda?*

*Ist denn kein Mann da
für meine Wanda?*

Zwei dieser Angaben tragen die Handschrift Erwachsener.

*So eine Ida
wie die da,
war noch nie da.*

Dem ursprünglich dem Namen Frieda gewidmeten Schlager folgen auch die Abkürzungen:

*So eine Ida
war noch nie da*

und: *Ida,
so was war noch nie da.*

In den Pankower Fragebogen kein einziges Mal, sonst aber weitaus am häufigsten genannt wird der Vers auf den Namen *Ilse*.

Ilse-Bilse
keiner (niemand) will se (20).

Selten erscheint das mundartliche *keener* und die Zusammenschreibung *willse*.
Die Regel ist die volle Strophe:

Ilse bilse,
keiner will se,
kam der Koch
(und) nahm se (sie) doch (106).

Je einmal wird die Strophe notiert:

<i>Ilsebill</i>	<i>Ilse, bilse,</i>	<i>kam der Hans,</i>
<i>weiß nicht, was sie will,</i>	<i>keiner will sie,</i>	<i>nahm sie ganz.</i>
<i>kommt der Koch,</i>	<i>kam der Koch,</i>	
<i>weiß sie's doch.</i>	<i>nahm sie doch,</i>	

Der zuerst genannte Vierzeiler wird oft abgeschlossen mit dem Reim:

— — tiefe Loch (2).
steckt sie in das Ofenloch (37).

Einmal heißt es: *steckt sie gleich ins Feuerloch*.

Je zwei Belege aus AV/5b und O 3a:

<i>Ilse, Bilse (Dumme Ilse),</i>	<i>Ilse, Bilse,</i>
<i>niemand will sie,</i>	<i>niemand will sie,</i>
<i>kommt der Koch,</i>	<i>kommt der Koch,</i>
<i>holt (nimmt) sie doch,</i>	<i>nimmt sie doch,</i>
<i>(steckt sie in das Ofenloch),</i>	<i>steckt sie in das Ofenloch,</i>
<i>weil sie so nach Knoblauch roch</i>	<i>wo's nach Schokolade roch.</i>
<i>(weil sie so nach Käse roch).</i>	

Aus vier Schulen stammen die Varianten:

<i>Ilse, Ilse,</i>	<i>Ilse, Bilse,</i>
<i>niemand will sie,</i>	<i>keiner will se,</i>
<i>kam der Meister Koch</i>	<i>kommt der Peter Koch,</i>
<i>und nahm die Ilse doch.</i>	<i>sagt, ich nehm sie doch.</i>

<i>Ilse, Bilse,</i>	<i>Ilse, Bilse,</i>
<i>keiner will se,</i>	<i>niemand will se</i>
<i>kam der Koch,</i>	<i>(die böse Ilse),</i>
<i>Willi Knoch,</i>	<i>da kam der Koch,</i>
<i>und nahm sie doch.</i>	<i>der Peter Bloch</i>
	<i>und nahm se doch</i> (3).

Ilse, Ilse,
niemand willse,
kommt der Peter Ploch,
nimmt sie doch.

Zweimal (in M 1/1m¹) wird gerufen:

Ilse
was will se (wat wilse).

Wie einheitlich sich ein Reimtypus durchsetzt, zeigt die Seltenheit der Ausnahmen: In AV/4b heißt es zweimal fast gleichlautend:

Die Ilse,
(die) ißt gern Sülze,
(wenn sie keine kriegt)
wenn sie keine hat
und keine kriegt,
dann brüllt se.

Einen kurzen Hinweis verdienen die Schreibungen des Namensanrufes. Selten steht der einfache Name (7), häufiger die Dopplung (28). An hundertmal erscheint die Hauptform: *Ilse, Bilse*. Kleinschreibung des zweiten Wortes (10) oder Verbindung durch einen Strich (3) führen zur Komposition: *Ilsebilse*. *Ilse, Hilse* findet sich zweimal. *Ilse, wilse* ist wohl Vorwirkung der zweiten Rufzeile (— *keiner will se*). Die Schreibung *Ilse, Pilse* (16) steht in der Nähe der reduplizierenden Formen *Ilse Pupilse* (2), *Ilse, Popilse* (3), *Ilse pump Ilse* (1). Auch das Silbenspiel *Ilse wiede Bilse* klingt einmal an. — Die starke Ausprägung der Hauptform hat möglicherweise das in Norddeutschland verbreitete Grimmsche Märchen „Von dem Fischer und syner Fru“ (darin der Spruch „Myne Fru de Ilsebill will nich so as ik wol will“) gefördert.

I n g e l e n e mit de Semmelbeene.

(Ach) I r m a , Irma, Irma,
da lacht (dich liebt) die ganze Firma
(verdirbst mir meine Firma) (3).

J o h a n n , spann an. Dieser Ruf mit dem Doppelreim der zweiten Zeile erscheint dreimal als volle Strophe:

Johann,
spann an,
drei Katzen voran,
drei Mäuse vorauf,
(Johann oben drauf)
den Blocksberg hinauf (2).

Die dritte Form stammt aus niederdeutscher Landschaft (Vater: Prignitz; Mutter und Großeltern: Mecklenburg-Schwerin):

Johann
spann an,
de Katten voran,
die Hunn vorup,
geht'n Blocksberg rup.

In benachbarten Klassen der V 10
heißt es zweimal:
Johannes,
(der weiß es)
der kann es.

Herr Schmidt, Herr Schmidt (Schmit),
was bringt (kriegt, kriecht, kricht) denn J u l c h e n mit? (7) — Jule (2).

Einmal wird die Strophe des alten Couplets (s. u. S. 97 Anm. 4) vierzeilig, zweimal mit der Wiederholung der Anfangszeilen mitgeteilt:

*Herr Schmidt, Herr Schmidt,
was kriegt denn Julchen mit,
Herr Schmidt, Herr Schmidt!
Ein'n Schleier und 'nen Federhut,
das steht dem Julchen gar so gut,
Herr Schmidt, Herr Schmidt.*

Julchen-Verse erscheinen durch alle Schularten, auch in Pankow. In der V 10 (Klasse 4 und 7) werden zweimal die Verse genannt:

*Julchen, Julchen, hepp, hepp, hepp,
setz dich auf die Hintertrepp.*

*J u s t a v , Justav,
ärgere dich man nicht,
und mach nicht son Gesicht,
das schickt sich nicht.*

*J u s t e , Juste, Juste,
wenn du nicht willst, dann mußte* (viermal aus M 1/2m²; wohl eine kleine Verabredung)

K a l l e , Kalle, kiek. (4) Ruf aus dem Versteckspiel.

*K a r l e m a n n
hat Hosen an
und hinten und vorne Knöpfe dran
(24 Knöpfe dran)
(und neunundneunzig Knöpfe dran)* (3).

Bei der mundartlichen Form *Kallemann* heißt die Schlußzeile zweimal: *mit hunderttausend Knöpfen dran*; einmal davon in Pankow.

Komme, K a r o l i n e (Karline), *komm Karoline,
wir wollen nach Pankow gehen* (2)

nach dem alten Berliner Bänkellied (s. u. S. 93).

Ein Beleg stammt aus Pankow. Hierher gehört wohl auch der Neckruf:

*Komm Karlieneken,
Karlieneken, komm.*

*K ä t e
Trompete* (2).

*Käte,
blas in die Trompete.*

*L a u r a ,
der Schutzmann kommt,
laß dich nur nicht sehn,
sonst wirst du eingesteckt
und kommst in No. 10* (2).

Die Belege kommen aus V 10/4 und 7b und tragen Erwachsenen-Handschrift.

L e n e mit de (die) *Semmelbeene* (4).
Lene mit de (die) *krummen Beene* (9).

Tante Lene mit die krummen Beene (Pankow).
Lenchen (Lenchen) mit de (die) krummen Beenchen (4).

Lene hat (du hast) krumme Beene (2).
Lene, Lene mit den langen Beenen.

Ein Vierzehnjähriger der M 1 schrieb:

*Das schönste sind die Benekin
bei meinem kleinen Lenekin,*

das einzige liebenswürdige unter den 23 Urteilen über Lenchens Beine! Durch den Reim wird die Mundartform nicht nur im Substantiv, sondern ganz vorwiegend auch im Artikel *de* festgehalten. Die schriftsprachliche Form *Helene* erscheint ganz selten in Neckrufen (s. o.). Von den 27 Pankower Fragebogen nannten fünf den Lene-Vers, M 1 hat ihn achtmal. Der Reim ist aufgegeben im Diminutiv:
Lenchen hat ein langes und ein kurzes Bein.

*L i e s c h e n , Lieschen,
du hast so große Füßchen.*

*Liesche,
streck's Füßche,
aber nit so weit,
sonst platzt dein Kleid* (Eltern und Großeltern aus Hessen-Nassau).

*Ach L o t t e , ach Lotte,
was bist du für 'ne Motte* (3).

*Ach Lotte. Lotte, Lotte,
ach, du bist meine dolle Motte.*

*Lott ist tot, Lott ist tot,
Jule liegt im Sterben.*

*Lott ist dot, Lott ist dot,
Jule liegt im Sterben.
Wer wird nun, wer wird nun
ihre Lumpen erben?*

*Lott ist tot, Lott ist tot,
Jule liegt im Sterben,
wird man wohl, wird man wohl
was erben?*

*Lotte ist dot, Lotte ist dot,
Jule liegt im Keller,
Wat macht se da? Wat macht se da?
Se klappert mit de Scherben.*

Vor dem letzten Wort ist nachträglich *Teller* eingefügt. *Scherben* ist eine Erinnerung an das Reimwort *Sterben*.

*M a r i e , Marie,
so schön warst du noch nie* (2).

Marie, Mara, Maru(t)schkaka (9).

Leichte Entstellungen: *Maria, Mara, Maria, Marutschka*; und zweimal in der gleichen Klasse: *Marie, Mara, Mariemaru(t)schkaka*. Ein Erwachsener zeichnete auf:

*Marie, Marie Maruskaka,
was hast du für ulkige Stiebel an?*

Aus V 10 und AV:

*Marie
Mara
Marutschkaka,
Was macht denn die Frau Großmama?*

—
*was macht die liebe Großmama,
sie sitzt im Bett und fängt die Flöh
und steckt sie in das Portanai.*

—
*was macht denn deine Großmama?
Die sitzt im Bett und fängt die Flöh
und steckt sie alle ins Portjuche!*

Wie zwei der vorhergehenden sind auch zwei folgende Aufzeichnungen von Erwachsenen, einmal mit der Angabe „Pommern“, woher die Großmutter stammt:

*Marie, Mara, Marutschkaka,
sie war die ganze Nacht nicht da,
sie hat gesungen, sie hat gesprungen
mit dem kleinen Schusterjungen.*

—
*hatt gesungen, hatt gesprungen
mit den kleinen Schusterjungen.*

—
*hat gesungen und gesprungen
mit dem kleinen Schusterjungen
(Pommern).*

*M a r i e c h e n ,
du süßes (dummes) (freches) Viehchen (3).*

Dem bekannten Kindergartenlied entstammen:

Mariechen saß auf einem Stein (4).

—
und kämmte sich ihr goldnes Haar (2).

Der ironische Witz des Berliners meldet sich:

*Mariechen saß auf einem Stein
und aß ne Portion Gänseklein (2; in derselben Klasse).*

M a r t h a , Martha, du entschwandest

Obwohl der Name schon um 1900 selten wird (vgl. die Namentabelle S. 90), erfreut sich der Neckvers als Anfang des Liedes aus der Oper „Martha“ (1847) des mecklenburgischen Komponisten Friedrich von Flotow, nach dem in Berlin auch drei Straßen benannt sind, großer Beliebtheit. Elf der Antworten nennen nur den Liedanfang, 23 weitere aber lassen sich die illusionsfeindliche, indes typisch berlinische Fortsetzung nicht entgehen: — *und mit dir mein Portemonnaie*; auch *Portomonaie, Portmonne, Portmanee, Portamonai, Portmoneile* und — öfter — *Portjuchhe*. Ein Kompromiß wird vorgeschlagen:

*Martha, Martha, du entschwandest
und mit dir mein Portmanee.
Gib mir wieder, was du fandest
oder teile es mit mir.*

Der Versuch stärkerer Anlehnung an die Opernarie mißglückt:

—
und mit dir all dein ganzes Portemonnaie.

Zweimal heißt es:

—
und mit dir mein ganzes Geld.

Daß der Martha-Ruf 15mal allein in M 1/1m¹ und 7mal in M 1/2m¹ erschallt, muß besondere Gründe haben.

Mat h i l d e, *Mathilde*

was führst du im Schilde? (2)

—

du führst was im Schilde (2).

Drei Belege aus M 1/5m¹ und einer aus M 1/4m¹!

Mutter

mein M a x, mein Max, mein Max,

Zähne wie Wachs, wie Wachs, wie Wachs,

Lippen so rot wie Blut, wie Blut,

Mutter

dem Maxen bin ich gut.

Ein Fragebogen nennt nur die ersten beiden Verse, drei andere kürzen die Formel:

O du mein Max, mein Max,

hast Zähne wie Wachs, wie Wachs.

Mutter,

der Max, der Max, der Max

hat Zähne wie Wachs, wie Wachs, wie Wachs.

Max, Max

hat Zähne aus Wachs.

Das Lob von Maxens Schönheit verfällt der Ironie wohl schon im ersten Beispiel:

Ach, du mein Max, mein Max, mein Max,

Ogen wie Wachs, wie Wachs, wie Wachs,

Lippen wie Blut, wie Blut, wie Blut,

ach, mein Maxchen,

ich bin dir so gut.

Ach Mutter,

der Max, der Max, der Max

hat Beene wie Wachs, wie Wachs, wie Wachs.

Minna, der Max, der Max

hat Beene wie Wachs, wie Wachs.

Max, Max, Max

hat Ohren wie ein Dachs.

Und dann wieder die Verkürzung zum Ruf:

O, du mein Max,

Beine wie Wachs.

Der Max, der Max

hat Bene wie Wachs.

Zweimal (M 1/1m¹ und 2m¹) findet sich die Schlagerzeile:

Max,

du hast das Schieben raus.

Dreimal — in der V 10/5a und 7b — der Ruf:

Maxe, (Maxe),

komm, wir fahren Taxe.

*Ach Maxe,
du bist ja so pflaumenweich,
und wer dich nicht kennt,
der merkt es gleich.*

Ist hier der seltene Fall, daß eine persönliche Eigenschaft den Ruf bestimmt?
An den Abzählreim „Eene, beene, Tintenfaß“ klingt der Ruf an:

*Max, Klax, Tintenfaß, wenn du was gelernt hast,
geh in die Schul und lerne was, komm nach Haus, erzähl mir das.*

Aus Sachsen, der Heimat der Eltern und Großeltern, stammen vielleicht die Zeilen der Quartanerin in der AV:

*Max,
Dachs,
Ziegelsteen,
kommt die ganze Nacht nicht hem.*

Durch die Herkunft aus vier verschiedenen Schulen ist die Überlieferungsechtheit der Spinne-Strophe dargetan, andererseits macht es ihre anspruchsvolle Form wie die Überlebtheit besonders des ersten Namens erklärlich, daß uns nur fünf Zeugnisse vorliegen: Aus der Sexta der AV stammt die reichste Form von sechs Reimpaaren:

- | | |
|---------------------------------|-------------------------------|
| 1. <i>Da kriecht ne Spinne,</i> | 4. <i>jawollja,</i> |
| <i>sagt M i n n e ,</i> | <i>sagt Olja,</i> |
| 2. <i>laß sie kriechen,</i> | 5. <i>hat sie's Maulchen,</i> |
| <i>sagt Mariechen,</i> | <i>fragt das Paulchen,</i> |
| 3. <i>hat sie Beene,</i> | 6. <i>Vasteht sich,</i> |
| <i>fragt die Leene,</i> | <i>sagt Hedwig.</i> |

Mit ganz geringen lautlichen Änderungen verwenden und ordnen die anderen Zeugnisse die Reimpaare so:

1	1	1	1
3	3	3	3
4	4	4	5
2	6	6	4
6			

Eins der Beispiele stellt das erste Reimpaar um:

*Minne,
da kriecht ne Spinne —.*

So wird der Anruf deutlicher.

Drei Klassen (5b, 4b, O3a) der AV nennen den als Begleitworte zum Kinderzeichen bekannten Vers:

*Vorne rund,
hinten rund,
in der Mitte
wie ein Pfund.*

Dem neuen Zweck entsprechend nennt ein Beispiel den Namen und setzt ihn voran:

*O t t o
ist vorne rund —.*

Paul

halts (halt's) Maul (6; drei davon aus V 10, drei aus M 1/6k). Man weiß, daß das zartere Wort *Mund* in den deutschen Mundarten kaum gefunden wird. Je einmal heißt es:

Paule
mit's große Maule

und: *Paul, Paul, Paul,*
hast ein großes Maul;

ein andermal:

Paule
mit der Wurst im Maule;

oder: *Paul, Paul,*
steckt (steck) die Wurst ins Maul (2).

V 10 reimt einmal *Paule-Maule* und schreibt ein andermal das unfeine Wort so: *Mau*...

Aus drei verschiedenen Klassen kommt die volle Strophe:

Paul, Paul,
steck(t) die Wurst ins Maul,
steck sie nicht zu (so) tief,
morgen kriegst nen (einen) Brief
(kriegst von der Braut einen Brief (3).

In der V 10/5a heißt es:

Paul, Paul,
steck die Wurst ins Maul,

steckse nicht daneben,
sonst bleibt se kleben.

Auch der zweite sich anbietende Reim ist für den Namensträger ungünstig:

Paul, Paul, Paul, Paul, Armer Paul, Der Paul,
du bist faul. bist du aber faul. wie bist du faul. der ist faul.

Alle vier Rufe stammen aus Pankow, wo der Name *Paul* wohl noch gebräuchlicher war (vgl. die Namentabelle S. 90).

Die folgenden Beispiele notierte V 10 (drei davon 8a):

Paul
mit das Sirupmaul.

Paul,
frischrasiert ums Maul. (Erw.-Handschr.)

Paul, Paul,
die Äpfel sind faul,
die Birnen sind süß,
Paul hat ne Mies. (Erw.-Handschr.)

Paulemann
hat Hosen an
mit hunderttausend Knöpfen dran
(und hundertdreißig Flicker dran) (2).

Eltern und Großeltern des Schülers, der die letzte Variante mitteilt, stammen aus der Mark Brandenburg.

Es dürfte nicht Zufall sein, daß von dem außer Gebrauch gekommenen Namen *Paul* 4 Verse aus Pankow (unter 27 Frageb.), 14 aus V 10 in Steglitz und nur 8 aus M 1, 2, 3 und AV zusammen mitgeteilt worden, obwohl letztere vier Schulen fast drei Viertel der Fragebogen (859 : 234) abgaben. Vergleichbar ist das Verhältnis beim Namen *Max*, wo von 15 Belegen 8 auf V 10 und P 1 entfielen.

Rieke,
wenn ich piepe,
dann komm.

Rieke,
wenn ich piepe,
denn kum.
Kennst du meine Piepe nicht,
biste meine Rieke nicht.

Schon die Lautform *kum* verrät die Einfuhr. Der Vater ist geborener Berliner, die Mutter stammt aus Strausberg bei Berlin, drei der Großeltern stammen aus Frankfurt/Oder und aus dem Niederbarnim.

S a b i n c h e n war (ist) ein Frauenzimmer. Die Zeile aus dem bekannten Bänkel-
lied wird zweimal aus AV/4b mitgeteilt. Der Name kam erst langsam wieder in
Mode.

S u s e, liebe Suse,
(was raschelt im Stroh) (2). Aus dem Kindergartenlied. Auch dieser Name kam
damals erst wieder in Aufnahme.

Ach, T h e o d o r, (ach) Theodor,
mach mir (doch) keine Sachen (Flausen) vor (3).

Meine Schwester, die *T h e r e s e*,
hat 'n (einen) Fahrstuhl in der Nase (Neese) (2).

(Die) *T r u d e*,
die kriecht (bekommt) was mit der Rute (2).

V e r o n i k a,
der Lenz ist da (3). Aus dem Schlager der zwanziger Jahre.

Die Reihe schließt mit dem teilweise fragwürdigen Walter:

W a l t e r
sitzt am Schalter
(als wohlbestallter
Bankbuchhalter) (2).

Das einzige Beispiel eines Vierer-Reims.

Mit dem Namen selber (s. u. S. 93) ist wohl der nachstehende Ruf häufiger, als es
die gute Sitte mitzuteilen erlaubte (je einmal):

Walter,
wenn der pupt,
denn knallt er;

oder (in der Handschrift eines Erwachsenen):

Walter,
wenn er hupt, denn knallt er,
steigt er auf die Leiter,
hupt er immer weiter,
geht er in den Keller,
hupt er immer schneller.

3. Namenverse, die nur einmal genannt sind

O du schöne Adelheid,
du bist meines Herzens Freud.

Agathe,
die Beate,
die war wunderschön.

Amalie s. *Male*

Annchen,
warum weinest du,
weinest du so sehr?

Annchen von Tharau ist,
die mir gefällt.

Anne
mit de Pfanne,
mit de Klotzpantin,
geht auf'n Markt
und kauft Rosin.

A e n n i k e n ,
mit den bimmel, bammel, bummel Bennicken (Vater und Mutter aus Sachsen).

A n n e m a r i e jubu,
auf welchem Stein sitzt du? (Vater und Mutter aus Oberschlesien; die sogenannte Butterstulle als „Entenschießen“ bezeichnet).

Annemarie
Scheiden tut weh.

Annemarie
hat's Kind geschlagen.
Annemarie muß Schläge haben.
Annemarie kriegt keinen Mann,
Annemarie ist Schuld daran.

Anne-Marieche,
Hoppapieche,
gehscht in Geiers Garte.
Wart', ich wer's dem Geier saa,
der jaht dich aus dem Garte in de Klee,
aus dem Klee in die Stub',
kochscht a gute Riebelsupp. (Eltern und Großeltern aus Bukow, Mähren, Österr. Schlesien).

Annemarie,
Katzenbrie,
Schweinebraten,
Sellerie. (Vater aus Hessen, Mutter aus Dresden).

August, August.

August, August,
wo sind deine Haare?

August, sollst mal runterkommen,
sollst mal zu Auguste kommen. (Jeder versucht, dem andern den letzten Schlag zu geben. Dabei rufen sie passende Verse).

Brigitte,
die Gitte, Gitte, Gitte.

Bruno,
der raucht soviel Juno.

Eberhard,
der Wagen knarrt.

Eberhard,
die Katze quart.
(Eltern und Großeltern aus Oberschlesien).

Emil, ach du dicker Bengel,
Emil, du Posaunenengel.

Emil
tweemil (V. u. M. Lübeck)

Emil mit sein Doppelkinn
paßt in keine Wiege rin.

Der Erich liebt die Erika.

Ernst
sei doch nicht so ernst.

Franz vom Bahnhof.

Frieda,
wo gehst du hin,
was bringst du mit,
wann kommst du wieder?

Gertrude,
Zuckerbude,
setz dich in die Bohne;
wart ich werd's der Füchsin sagen,
wird dich aus der Bohne jagen. (Vater aus der Bukowina, Mutter aus Mähren).

Grete,
wenn ich flöte,
dann komm. (vgl. Rieke)

Eine alte dumme Grete
saß auf einem Baum und nähte,
fiel herab
und das linke Bein war ab.

Da kam der Doktor Hampelmann
und klebt das Bein mit Spucke an,
wieder gut, wieder gut,
und sie kriegt ein Zuckerhut.

Hannchen,
mein Mannchen,
komm mit mir ins Dorf. (Vater aus Ostpreußen, Mutter aus Pommern).

Hanne
mit de Bratpfanne.

Hannelore
vom Hallischen Tore.

Hann, pan, pan,
kauft ne Maus,
hängt das Fell zum Fenster raus,
kommt der Kaufmann, fragt wie teuer,
Hann pan pann sagt sechs Dreier. (Vater aus Thüringen; Großeltern mütterlicherseits aus Westpreußen und Mecklenburg).

*Hannemann,
geh du voran,
du hast die langen Stiefel an.*

*Hannemann, Hannemann
geht nach Sirup,
Hannemann, Hannemann
geht nach Schmolt.*

*Hannemann hat sein Geld verloren,
kann sich keinen Sirup holen. (Vater aus Ostpreußen, Mutter und Großmutter aus der Neumark).*

*Hans, Hans, du Bösewicht,
das schickt sich nicht.*

*Hans, Hans,
zieh die Kuh am Schwanz.*

*Unser Hans hat Hosen an
und die sind ihm zu klein.
Hört, wie der Wind geht,
hört, wie der Hahn kräht!
Draußen auf der Holderstauden
sitzt ein schöner Fink. (Vater und Mutter aus Pommern).*

*Hänschen,
Stieglitzchen,
zieh mit mir aufs Dorf.*

*Hänschen und Gretchen
spielten im Städtchen.*

Spannenlanger Hansel. (Anfang des süddeutschen Liedes).

*Im Stall ist es dunkel,
all Luken sind zu,
Hans denkt, er küßt Liese,
dabei küßt er die Kuh. (Vater aus Riga, Mutter aus Potsdam; Großeltern ebenso).*

*Johannes, Johannes,
du Perle eines Mannes,
du bist ein kleiner Herzensdieb,
und wer dich sieht, der hat dich lieb.*

Heinerle, Heinerle, hat kein Geld. (Nach dem Lied).

Heinrich, mir graut vor dir. (Gretchens Worte in „Faust I“).

*Oh du mein lieber Heinerich,
von dir lassen kann ich nicht,
ich liebe dich so inniglich,
von dir lassen kann ich nicht.*

*Wenn der Topp aber nu een Loch hat, lieber Heinrich.
Stopp zu, dumme Liese. (Aus dem niederdeutschen Lied).*

*Helmut, Helmut,
bekommst was mit der Rut.*

Henriette,
goldne Kette,
goldne Schuh,
wie alt bist du? (Vater aus Wetzlar, Mutter aus Duisburg).

Henriettchen
lag im Bettchen,
hat sich selber krank gemacht,
kam der Doktor an das Bettchen,
ach, du armes Henriettchen. (Vater aus Ostpreußen, Mutter aus dem Rheinland).

Herrmann,
schlag' Lärm an.
Johann,
spann die Pferde an. (Vater aus Berlin, Mutter aus Bückeburg, Großmutter mütterlicherseits aus Westfalen).

<i>Hilde, Hilde,</i>	<i>Hildegard</i>	<i>Hildegard</i>
<i>die ist so wie ne Wilde.</i>	<i>die Katze quarrt.</i>	<i>bats Geld verscharrt.</i>

Hildegard,
die Ticke blart,
geb' se watt,
denn frett se wat. (Vater aus Schlesien, Mutter aus Sachsen, Großeltern ebenso).

<i>Karl, Karle, guck in Pott.</i>	<i>Karle, Karle,</i>
	<i>die Wurst ist alle.</i>

Karl, Karl, guck mal da,
guck mal die Fontäne,
wenn sie aufgezogen ist,
geht sie ganz alleene. (Vater aus Niederbarnim, Mutter aus Pommern, Großeltern aus Spandau und Schlesien).

Karoline,
bist ne olle Fleischmaschine.

Karlinle, mein Schatz,
hat Haare wie Flachs,
hat Haare wie Seide,
mag's gar gern leiden. (Vater aus Schlesien, Mutter aus Pommern; Großeltern aus Ostpreußen und Pommern).

Klärchen,
krümm dir kein Härchen.

Klaus,
paß auf,
laß die Hühner nicht heraus.

Klaus Klümp
schiet in ne Strümp. (Vater aus Berlin, Mutter aus Schleswig-Holstein; im Niederdeutschen kommt *Klaus Klümp* auch als Name des Weihnachtsmannes vor).

Konrad, sprach die Frau Mama usw. (Aus dem „Struwelpeter“).

*Lene, liebe Lene,
sei doch wieder gut,
bist ja gar nicht scheene,
kommste erst in Wut.*

*Lene, Lene, Lene,
siehste, wennste lachst,
biste ville scheener,
als wenn's ne Flabbe machst.
(Erwachsenen-Handschrift).*

*Liese,
Piese,
kocht der Kohl?*

*Lieschen, Lieschen, komm doch bald,
sonst wird dir der Kaffee kalt.*

*Lore
kriegt die Katze beim Ohre.*

*Lothar,
Pothar,
Hühnerdreck,
frißt die Katze das Frühstück weg. (Vater aus Berlin, Mutter aus Teltow).*

*Lotte von Jüterbog,
das Hemd ist kürzer als der Rock.*

Male, Male, lebt denn meine Male noch?

*Marie, Marie,
zeig mir deine Knie. (Ungelenke Erwachsenen-Handschrift).*

*Mariken, mein Kind,
krup unter det Spind,
da piepen die Muse,
da jetet so duse. (Vater aus dem Bezirk Halle, Mutter aus Gusow a. d. Ostbahn,
Großmutter mütterlicherseits aus Neuhardenberg bei Trebnitz).*

*Marianne,
Kaffeekanne.*

*Nikolaus,
fang die Maus. (Vater aus Berlin, Mutter aus Bayern, Großvater aus der Pfalz,
Großmutter aus Oberfranken).*

*Paul, steh auf
und futter den Schimmel
und liebe deine Frau,
dann kommst du in' Himmel. (Vater aus der Altmark, Mutter aus Posen, Groß-
eltern ebenso).*

*Pauline, ach Pauline,
du bist wie eine Biene.*

*Rieke zieht
und August trägt die Betten. (Vater aus Hermsdorf b. Berlin, Mutter aus Ost-
preußen).*

*In Rixdorf ist Musike, Musike,
da tanzt die olle Rieke
mit ihrem lahmen Bein. (Erwachsenen-Handschrift, nach dem alten Schlagerlied).*

Rosalinde
komm geschwinde,
komm, geliebte Tänzerin.

Rose
mit Butter in der Hose.

Susi, Susi,
du hast ja eine reizende Bluse.

Meine Schwester, die Sybille,
trägt beim Lesen eine Brille,
aber mach ich kille kille,
sitzt die Bylle mit der Brille
nicht mehr stille. (Mutter aus Berlin, Vater aus der Prignitz).

Des Morgens trink ich Tee,
des Mittags ess' ich Reh,
des Abends fahr ich auf der See. (Vater aus Breslau, Mutter aus Berlin. Das Rätsel
auf den Namen *Therese*).

Trudchen, Trudchen, „Trude heißt mein Unterrock.“
Zuckerschnutchen.

Urschel, gib der Kuh!“
„Ach Vater, geh mach' du's“. (Vater aus der Altmark, Mutter aus Posen).

*

Es wurde fast durchwegs verstanden, daß die Frage 7 nicht auf Sprachspiele allgemeiner Art oder auf Rufe aus bestimmten Spielzusammenhängen gezielt war. Wenn sich doch spontan eine Reihe von Hinweisen finden, dann ist damit wohl gesagt, daß die inneren Grenzen von Kinderspruch, -lied und -spiel fließend sind. Einmal — in V 10/2 — heißt es: „Jeder Junge oder jedes Mädchen bekommen irgendeinen Spitznamen. Derselbe wird gefunden aus einer Eigenschaft, Leidenschaft, Neigung, dem Äußeren in Körperform, -haltung, Kleidung etc.“ (Schreibmaschine, also wohl von Erwachsenen).

Ofter sind die bekannten durch Buchstaben- oder Silbenvorsetzung gewonnenen Namensspiele genannt:

Ottel,

Bottel,

Wischkottel. Diese ausdrücklich auf Schlesien (Mutter, Großmutter) bezogene Form wird übersetzt: Otto-Beutel-Wischlappen.

Im ganzen deutschen Sprachgebiet verbreitet sind die Namenscherze mit den Vorsilben pop-, pup-, widew-, widuw-, billew-.

Anna	Erna	Gisela,	Ida
pupanna	poperna	Popisela	popida
	kadinka		katida,
	kadops,		katops,
	Erna ist ein Mops		Ida ist ein Mops.

Ausdrücklich heißt es: „Auf jeden Namen anzuwenden“ bei der Strophe:

Irmchen
Popirmchen
Katinka
Katirmchen

Katinka
Katops,
Irmchen ist ein Mops.

Vereinzelte Silbenspiele sind ferner:

<i>Margarete</i>	<i>Emilie</i>	<i>Inge</i>
<i>widewete</i>	<i>widuwilie</i>	<i>wiedewinge</i>
		<i>wiedewitten kattinge</i>
		<i>wiedewitte katops</i>
		<i>die Inge ist ein Mops.</i>

Ernst,
billewernst
katunkuß, katernst
billewerkuß, katokuß,
katholischer Ernst. (Mutter und Großmutter aus Mansfeld).

Auf jeden Namen anwendbar ist auch der Neckvers:

Dittchen, Dittchen, Dittchen dei,
die Helga hat das Hemd entzwei. (Vater aus Bernau, Mutter aus Berlin, Großeltern aus der Grenzmark und Sachsen).

Hin und wieder ist Bezug genommen auf den Neck- und Strafruf, mit dem der Spielverderber und Petzer verfolgt wird, vielleicht aus Verlegenheit, wenn ein eigentlicher Namensvers nicht gleich zur Hand war:

Trude, Trude
ging in Laden,
wollte für'n Sechser
Knackwurscht haben,
für'n Sechser Knackwurscht gab es nicht,
Trude, Trude ärgert sich.

Lotte
Chmotte
ging in Laden.

Günther, Pinter ging in Laden,
wollt für'n Sechser Käse haben.
Für'n Sechser Käse gab es nicht.
Günther, Pinter schämt sich nicht.

Annele, Bannele geht in Laden,
will für' Dreier Knackwurscht haben.
Für' Dreier gibt es nicht,
Annele, Bannele ärgert sich. (Eltern und Großeltern aus Böhmen und Schlesien).

Annele, Bannele ging in Laden
will für'n Sechser Knackwurscht haben. (Eltern aus Ostpreußen).

Hannelepannele ging in' Laden,
wollt für'n Sechser Würstchen haben,
für'n Sechser Würstchen gibt es nicht,
Hannelepannele ärgert sich. (Die Schülerin heißt Johanna Wustlich. Eltern aus Sachsen und Rostock).

Daß sich das süddeutsche Diminutiv *-le* in Berlin Heimatrecht — in diesem Zusammenhang — geschaffen hat, beweist auch der Spruch: *Emmele, Bemmele, ging in Laden ...*

Selten richtet sich ein Neckruf auf den Familiennamen; so der in Berlin bekannte:

*Fritze Weber
hat'n Keber
an n' Zunge
an de Lunge
an de Leber.*

*Fritze Weber
hat nen Käwer
auf der Zunge,
auf der Lunge,
auf der Leber.*

Einmal wird der nicht sehr liebevolle Vers auch einem Mädchen angehängt, „weil sie schwer verständlich sprach“:

*Frieda Zehler
hat'n Fehler*

*an der Lunge
an der Zunge
in der Kehle.*

4. Allgemeine Bemerkungen

Einem Blick über die mitgeteilten Namenverse ergeben sich eine Fülle von Fragen, für deren einige die Antwort möglich ist. Manches noch werden bessere Kenner von Berliner Spruch und Lied oder der volksnahen Dichtung auf diesem Boden entdecken. Für freundliche Hinweise und Mitteilungen ist der Verfasser dankbar. (1 Berlin 37 (Zehlendorf), Am Fuchspaß 15).

Schon in der Darstellung der Namenverse wurde eine Gruppierung sichtbar, die hier noch deutlicher gefaßt werden soll. Der Übersichtlichkeit halber berücksichtige ich nur Namen, die *z e h n m a l* und öfter genannt werden.

Namen, die nur (oder fast nur) *e i n e* Haupt-Neckform haben: Augustin (34), Ernst (13), Hedwig (93), (He)lene (29 : 1), Hulda (45), Ilse (168), Julchen (12 : 2), Martha (38), Max.

Namen, die eine Haupt- und mehrere Nebenformen haben (H : N): Elisabeth (17 : 18), Fritz (42 : 11), Hans (60 : 14), Heinrich (12 : 4).

Namen, die mehrere ungefähr gleichwertige Neckformen haben: Marie(chen) (30), Max (19), Paul (26).

Reihe der Häufigkeit
eines bestimmten *Vers-Typus*:

Ilse	177
Hedwig 1	79
Hans	60
Hulda	45
Fritz	42
Martha	38
Augustin	34
Hedwig 2	29
(He)lene	29
Marie	19
Elisabeth 1	17
Julchen	14
Ernst	13
Elisabeth 2	12
Hänschen	11
Max	11

Reihe der Häufigkeit
eines *Namens* überhaupt:

Ilse	181
Hedwig	108
Hans	74
Fritz	53
Hulda	45
Martha	38
Elisabeth	35
Augustin	34
Marie	30
Lene	30
Paul	26
Max	19
Heinrich	16
Julchen	14
Ernst	13

Die erste Frage, die sich ergibt, ist: Wurden diese Namen in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg häufig gegeben und waren sie also um 1935 im Bezirk Berlin-Steglitz unter den Schülern bekannt und sozusagen „in aller Munde“ oder wurden sie im Gegenteil deshalb Gegenstand von Neck- und Spottrufen, weil sie nicht mehr modern waren und im allgemeinen Urteil schon einer vergangenen oder vergehenden Zeit angehörten?

Die Vermutung liegt natürlich nahe, daß die in den Neckversen genannten Namen mit Art und Zahl der vom Taufregister oder vom Standesamt ausgewiesenen in Zusammenhang stehen. Durch das freundliche Entgegenkommen der kirchlichen Behörden in Berlin-Steglitz, für das ich hier herzlich danke, konnte ich die Taufbücher der Pfarrarchive einsehen. In der Ev. Matthäuskirchengemeinde¹ zog ich aus den Zeitstufen 1890—92, 1900—01, 1910, 1920—21, 1930—32 je 500 Taufnamen aus und zwar, unserem Thema entsprechend, bei Doppelnamen nur jenen, der durch Unterstreichung als Rufname gekennzeichnet war. Die Einsichtnahme in die Taufbücher des Kath. Pfarramtes Rosenkranz-Basilika, Berlin-Steglitz², beschränkte sich auf je hundert Namen der genannten fünf Jahresstufen. Um die Übersichtlichkeit zu wahren, sind in den nachstehenden Tabellen nur jene Rufnamen aufgeführt, die fünfmal bzw. dreimal und öfter genannt sind. Abgesehen von den Aufschlüssen, die diese Listen über den sich wandelnden Brauch der Namensgebung im allgemeinen zu vermitteln vermögen, bilden sie für uns die tragfähige Grundlage für die nachfolgende Beurteilung der „Lebensverbundenheit“ unserer Neckrufe.

Tabelle I

Übersicht der in den Taufbüchern der *Ev. Matthäuskirchengemeinde* Berlin-Steglitz fünfmal oder öfter genannten (und als solche gekennzeichneten) Rufnamen. Für jede der angegebenen Zeitstufen wurden 500 Rufnamen berücksichtigt in der Reihenfolge der Eintragung im Taufbuch. Nur das Jahr 1910 ergab für sich allein die nötige Namenszahl. Die in unseren Namenversgruppen zehnmal und öfter vorkommenden Namen (vgl. S. 87) sind in der Tabelle durch Kursivsatz hervorgehoben.

Zahl	1890—92	1900—01	1910	1920—21	1930—32
5 —	Alfred	Alfred	—	—	—
	Bertha	—	—	—	Anneliese
	s. u.	s. u.	s. u.	(Char)lotte	Brigitte
	—	—	—	—	Christa
	—	—	Dora	—	Christel
	—	—	—	—	Dorothea
	—	—	Edith	—	Edith
	—	—	Elfriede	Elfriede	—
	<i>Elisabeth</i>	<i>Elisabeth</i>	<i>Elisabeth</i>	<i>Elisabeth</i>	—
	—	Elsbeth	—	—	—
	Eise	s. u.	—	—	—
	—	—	Erika	s. u.	Erika
	Emma	—	—	—	—
	Erna	s. u.	Erna	Erna	—

Zahl	1890—92	1900—01	1910	1920—21	1930—32
	<i>Ernst</i>	s. u.	<i>Ernst</i>	—	—
	—	—	—	—	Erwin
	s. u.	<i>Fritz</i>	Franz	—	—
	Georg	Georg	<i>Fritz</i>	—	—
	—	—	—	—	—
	—	Gerhard	Gerda	s. u.	—
	s. u.	s. u.	s. u.	s. u.	s. u.
	Gustav	—	Günther	Gertrud	—
	—	—	—	s. u.	s. u.
	<i>Hans</i>	s. u.	—	—	Hannelore
	—	—	s. u.	s. u.	—
	—	—	—	—	<i>Hans</i> -Joachim
	s. u.	<i>Hedwig</i>	—	<i>Hans</i> -(Zus.)	<i>Hans</i> -(Zus.)
	s. u.	(<i>He</i>)lene	—	—	—
	—	s. u.	Helmut	—	Helmut
	—	Herbert	Herbert	Herbert	Herbert
	—	Hertha	—	—	—
	s. u.	Hildegard	s. u.	s. u.	Hildegard
	—	—	—	Horst	s. u.
10 —	s. u.	(Char)lotte	s. u.	s. o.	—
	Erich	s. u.	Erich	—	—
	—	—	s. o.	Erika	s. o.
	s. o.	Erna	s. o.	s. o.	—
	s. o.	<i>Ernst</i>	s. o.	—	—
	Friedrich	—	—	—	—
	—	s. o.	Gerhard	s. u.	s. u.
	s. u.	s. u.	Gertrud	s. o.	—
	—	—	—	—	Gisela
	—	—	s. o.	Günther	Günther
	s. o.	s. u.	<i>Hans</i>	<i>Hans</i>	—
	<i>Hedwig</i>	s. o.	—	—	—
	(<i>He</i>)lene	—	Heinz	s. u.	Heinz
	—	s. o.	—	—	—
	—	Helmuth	s. o.	—	Helga
	Hermann	—	—	—	s. o.
	Hildegard	s. o.	Hildegard	s. u.	s. o.
15 —	Anna	—	—	—	—
	(Char)lotte	s. o.	(Char)lotte	s. o.	—
	s. o.	Else	—	—	—
	Frieda	Frieda	—	—	—
	<i>Fritz</i>	s. o.	s. o.	—	—
	—	s. o.	s. o.	s. u.	Gerhard
	—	—	s. o.	Gerda	—
	Gertrud	Gertrud	s. o.	s. o.	—
	s. o.	<i>Hans</i>	s. o.	—	—
	s. o.	s. o.	s. o.	Hildegard	s. o.
20 —	s. o.	Erich	s. o.	—	—
	—	s. o.	s. o.	Gerhard	s. o.
	—	—	—	s. o.	Horst
25 —	—	—	—	—	—
30 —	—	—	s. o.	Heinz	s. o.

Zahl	1890—92	1900—01	1910	1920—21	1930—32
5 —	—	—	<i>Ilse</i>	s. u.	<i>Ilse</i>
	—	—	—	—	Inge
	—	—	—	—	Ingrid
	—	—	Johanna	Irmgard	—
	Johannes	Johannes	—	—	—
	—	—	—	—	Jürgen
	Klara	Klara	—	Käthe	—
	—	—	—	Klaus	s. u.
	Kurt	s. u.	s. u.	s. u.	Kurt
	—	—	—	—	Lieselotte
	s. u.	s. u.	Margarethe	—	—
	s. u.	<i>Martha</i>	—	—	—
	s. u.	<i>Max</i>	—	—	—
	s. u.	s. u.	Otto	—	—
	s. u.	<i>Paul</i>	—	—	—
	—	—	—	—	Peter
	Richard	Richard	—	—	—
	Rudolf	—	—	Rudolf	—
	—	—	Ruth	Ruth	s. u.
	s. u.	s. u.	s. u.	s. u.	Walter
	—	s. u.	s. u.	s. u.	Werner
	s. u.	s. u.	Willi	Willi	—
	—	—	—	Wolfgang	s. u.
10 —	—	—	s. o.	<i>Ilse</i>	s. o.
	—	—	—	Ingeborg	Ingeborg
	s. u.	Karl	—	—	—
	—	Kurt	s. u.	Kurt	s. o.
	—	—	—	Lieselotte	s. o.
	<i>Marie</i>	—	—	—	—
	<i>Max</i>	s. o.	—	—	—
	Otto	Otto	s. o.	—	—
	—	—	s. o.	s. o.	Ruth
	—	—	—	s. u.	Ursula
	Walter	s. u.	Walter	Walter	s. o.
	s. u.	Wilhelm	—	—	—
	s. u.	Willi	s. o.	s. o.	—
	—	—	—	s. o.	Wolfgang
15 —	—	—	—	—	Joachim
	Karl	s. o.	—	—	—
	—	—	—	s. o.	Klaus
	s. o.	s. o.	Kurt	s. o.	—
	<i>Martha</i>	s. o.	—	—	—
	<i>Paul</i>	s. o.	—	—	—
	—	—	—	—	—
	—	—	Werner	Ursula	s. o.
	Wilhelm	s. o.	—	Werner	s. o.
	Willi	s. o.	s. o.	—	—
20 —	Margarethe	s. u.	s. o.	—	—
	s. o.	Walter	s. o.	s. o.	s. o.
	—	Werner	s. o.	s. o.	s. o.
25 —	s. o.	Margarethe	s. o.	—	—
30 —					

Tabelle II

Übersicht der in den Taufbüchern des kath. Pfarramts *Rosenkranz-Basilika* Berlin-Steglitz dreimal oder öfter genannten (und als solche gekennzeichneten) Rufnamen. Für jede der angegebenen Zeitstufen wurden 100 Rufnamen berücksichtigt in der Reihenfolge der Eintragung im Taufbuch. Die in unseren Namensversgruppen zehnmal und öfter vorkommenden Namen sind durch Kursivsatz hervorgehoben.

Zahl	1892—95	1900—01	1910	1920	1930
3	— (Char)lotte s. u. — (He)lene — Klara — Martha Martin — — Wilhelm —	— — s. u. — Frieda s. u. — Johann(es) — s. u. Martha — Richard — — — —	Bernhard — s. u. Erna — (He)lene — — — — — — Walter — —	— — Elisabeth — — Irmgard — — Margarethe — — — Rudolf — — Wolfgang	— — — — — — — — — — — — — Wolfgang
4	— Franz — — Gertrud — — s. o. — — Maria s. u.	— s. u. — — Gertrud — Hedwig (He)lene — — — Paul	— — — — — — s. o. Hildegard — — — —	— — — Gerhard — Hans — — — — — —	Anneliese — Georg — — Hans-(Zus.) — — Karl-Heinz — — —
5	Albert Anna Elisabeth — Karl — —	— — Elisabeth — — — —	— — s. u. — — — Werner	— — s. o. — Karl-(Zus.) s. u. s. u.	— — — Ingeborg — Ursula —
6	s. o. —	s. o. Margarethe	Elisabeth —	s. o. s. o.	— —
7	s. o. —	Franz —	— s. o.	— Werner	— —
8	—	—	—	Ursula	s. o.
11	Paul	s. o.	—	—	—

Der 1935 in den Neckrufen weitaus am häufigsten genannte Name *I l s e* (181) wird um 1910 häufiger und nach dem Ersten Weltkrieg für ein Jahrzehnt beliebt, ohne aber an erster Stelle zu stehen. Katholiken verwenden ihn fast gar nicht. Es scheint also zum guten Teil der lustige Vers selber gewesen zu sein, der den Namen in unserem Zusammenhang nach oben trug. Der Name *H e d w i g* (108) dagegen war besonders unter den Katholiken gebräuchlich (Patronin Schlesiens und der St. Hedwigskirche in Berlin, Unter den Linden), gerät aber auch hier wie bei der evangelischen Bevölkerung schon nach 1900 in Vergessenheit. Wenn er trotzdem am zweithäufigsten genannt wird, war wohl doch das Beispiel in der Fragestellung von Einfluß. *F r a n z* ist vor und nach der Jahrhundertwende ein vorwiegend katholischer Name. Die auf ihn möglichen Reime stellen sich in großer Zahl ein mit dem Aufkommen des Namens *H a n s* (74) im evangelischen Volksteil. Seit 1890 bleibt er beliebt, auch in der katholischen Gemeinde, bis in unsere Zeit. Merkwürdig ist, daß der Name *H u l d a* (45) in den Taufbüchern beider Konfessionen beinahe unbekannt ist. Nur 1890 erscheint er im evangelischen Taufbuch ein einziges Mal als Rufname deutlich gekennzeichnet. Der Neckvers wird 1935 also gerufen bei fehlendem Namen, und es hat — wie oben erwähnt — den Anschein, als nehme er seinen Ausgang von der Gewohnheit, die Hulda zu zitieren, wo immer in einer kleinen oder größeren Gesellschaft für eine Dame eine Sitzgelegenheit gesucht wird (*„Ist denn kein Stuhl da ...?“*). Nicht ein Name, sondern ein Anlaß wäre also der Kern des Rufes.³

Der Name *F r i e d r i c h* ist vor der Jahrhundertwende in evangelischen Kreisen häufig, wird aber schon damals von der Kurzform *F r i t z* (53) überholt. Auch in dieser geläufigen Form wird der Name — vielleicht durch den Einfluß von Kriegs- und Nachkriegszeit — seltener, um erst gegen 1938 wieder aufzuleben. Durch die ganze Zeit aber bleibt *F r i t z* — eben durch das historische Vorbild — einer der volkstümlichsten Namen.

Der Name *A u g u s t* kam schon vor 1900 fast völlig außer Brauch. In unserem Auszug erscheint 1890/1 nur die weibliche Form *Auguste* noch viermal. Es ist offenbar das bekannte Lied vom lustig-liederlichen *A u g u s t i n* (34), das den Namen unter den Neckrufen noch immer eine bedeutende Rolle spielen läßt, — vielleicht auch nur im Gedächtnis der Aufzeichnenden. Auch den Namen *M a r t h a* (38) hat das Opernlied unter den Neckversen lebendig erhalten, während sein Gebrauch als Taufname mit dem Ende des ersten Weltkrieges fast plötzlich erlischt. 1910 steht der Name noch viermal unter 500 evangelischen Rufnamen, 1920/21 fehlt er ganz.

Namen der Vergangenheit sind auch alle folgenden (in Klammern die Zahl der Neckverse): *M a r i e* (30) wird seltener schon um die Jahrhundertwende, *Helene*, *L e n e* (30) etwas später, *E l i s a b e t h* (35) nach dem ersten Weltkrieg. *E r n s t* (13) ist um 1900 große Mode und wird nach 1918 selten, *P a u l* (26) verliert seine Beliebtheit schon um 1900. Das gleiche gilt von *M a x* (19), und *H e i n r i c h* erscheint in diesem Zeitraum überhaupt nicht unter den häufigeren. Ähnlich wie *Martha*, aber noch eindeutiger ist *J u l c h e n* (14) im Neckvers nur durch den Liedtext lebendig geblieben. In unserem Auszug erscheint der Name überhaupt nicht!⁴

Einheitliche Regeln für den Gebrauch der Namen als Neckrufe lassen sich also nicht aufstellen. Es regiert aber auch nicht blinder Zufall. Im ganzen sind es ver-

altete oder abklingende, jedenfalls „unmoderne“ Namen, die der Neckerei und dem Spott verfallen. Längst vergessene werden durch eine volksläufige Redensart oder durch einen populären Liedtext im Gedächtnis erhalten. Aber auch ein in voller Blüte stehender Name wie Hans oder ein eben in allgemeineren Gebrauch kommender wie Ilse sind Ziel der Neckerei, — Beobachtungen, die sich bei den seltener gehörten (oder auch nur genannten?) Neckrufen bestätigen. Für die ausgleichende Wirkung auch der großstädtischen Volkstumslandschaft spricht es, wenn zwischen den Konfessionen nur geringe ins Auge fallende Unterschiede der Namensgebung bestehen. Anna, Maria, Elisabeth, Franz, Paul werden von katholischen Eltern bevorzugt, Friedrich-Fritz und Wilhelm-Willi finden wir häufiger auf der anderen Seite. Horst tritt hier, Ursula dort zuerst in Erscheinung.

Unsere Tabellen zeigen volkstümliche Namen wie Gerhard, Günther, Kurt, Heinz Ingeborg, Lieselotte und besonders auch Ursula und Werner als beliebte Tauf-(Ruf-)namen in der Zeitstufe 1920—21, die in den Neckrufen um 1935 in Erscheinung treten mußten. Wenn es nicht der Fall ist, abgesehen von der einen „Urschel“ nicht einmal unter den Einzelangaben (S. 79 ff.), dann liegt es wohl am Mangel einer literarischen Vorlage, an der Frische dieser Namen (vgl. aber Erika, S. 65) und wohl noch mehr daran, daß ein schlagender Reim wie bei Ilse, Hans, Walter u. a. nicht bekannt war und nicht gefunden wurde. Der erste wie der letzte Grund erklären es wohl auch, daß so beliebte und zugleich veraltete Namen wie Margarethe oder Willi und Wilhelm kein Echo im Neckruf finden. Beim zweiten Namen spielte vielleicht auch die Rücksicht auf den Kaiser eine Rolle.

Warf die Betrachtung des allgemeinen Brauches etwas Licht auf die Wahl der Namen im Neckruf, so muß auch die für einzelne Neckverse schon beantwortete Frage nach Quellen und Vorbildern noch einmal gestellt werden. Zitate aus der hohen Literatur wie aus Goethes Faust (Heinrich) sind selten. Die nachweisbaren Verbindungen gehen ganz vorwiegend auf Volksdichtung und auf volksnahe Großstadtdichtung, wie es die Couplets und Schlager waren und sind. Das Volksbuch von den sieben Schwaben (Hannemann) und der Struwwelpeter (Konrad) klingen an. Das Märchen von dem Fischer und syner Fru gibt den Anfangsvers für die Ilse-Strophe. An ältere Volkslieder werden wir nur selten erinnert (*Wenn der Topp; Karlinle mein Schatz*; wohl auch: *Marie-Mara*), doch gibt das in allen deutschen Landschaften volkstümliche Lied vom lieben Augustin dem entsprechenden Neckvers eine Bedeutung weit über die wirkliche Geltung des Namens hinaus. Erwachsenenhandschrift tragen die Rufangaben: *Ännchen von Tharau; Heinerle, Heinerle hat kein Geld; Hermann, schlag Lärm an*. Das seinerseits aus verschiedenen Literaturschichten stammende Kinderlied liefert Neckverse für Anneke, Gretel, Suse, besonders aber für Lotte (*Lott ist tot*, 4), Hänschen (4) und Mariechen (*Mariechen saß auf einem Stein*, 8). Sprichwort (*was Hänschen nicht lernt*, 1) und Mahnspruch (*Hänschen, Hänschen, denke dran*, 11), Kinderzeichenspruch und Abzählreim leihen Texte für den Neckruf. Großstädtischer Werbeslogan, der mitunter große Volksläufigkeit erreicht, steht hinter den Brigitte- und Bruno-Rufen.

Neben dem alten Bänkellied (Sabinchen) stehen die Gesangstexte der alten Berliner Posse gewiß in viel mehr Fällen Pate zu modernen Namensneckrufen, als hier vorerst nachgewiesen wird. Die Rufe auf Julchen und Karlineken⁵ gehören hierher. Schlager der zwanziger Jahre gaben das Stichwort für Neckreime auf Erika, Hans, Veronika und besonders auf Elisabeth und ihre schönen Beine

(17). Die höhere Musik wird selten bemüht, doch bewährt die Oper „Martha“ von Flotow auch hier ihre Unsterblichkeit (38).

Daß neben solchen Quellen und Vorbildern auch die individuelle und spontane Erfindung fruchtbar wird, beweisen am ehesten viele der nur einmal genannten Verse. Doch widerspricht auch das Allgemeinwerden eines Rufes nicht einem ganz persönlichen Ursprung. Vor allem sind es die parodistischen Um- und Weiterdichtungen (Augustin, Martha, Ilse u. a.), die dem Berliner Boden — reich an Mineralsalzen der Ironie und Satire — entsprossen.

Von anderer Art sind die Namenverse, die aus den deutschen Landschaften nach Berlin kamen zugleich mit den Menschen, deren ständiger Zuzug allein die Großstadt auf die Dauer am Leben hält und ihr Wachstum bewirkt. Die „geborenen Berliner“ sind bekanntlich in der Minderzahl, wenn auch ihr konservativer Einfluß nicht unterschätzt werden darf, wie es von oberflächlichen Berichterstattern oft geschieht. Einfuhr vom Lande nachzuweisen war der Zweck der Fragen auf der ersten Seite des Fragebogens nach der Herkunft der Eltern und Großeltern. Fremde Mundart, überhaupt die Mundartlichkeit als Regel, Mehrzeiligkeit, also Neigung zu kleinen Rufstrophen, Humor, Anschaulichkeit sind Merkmale solcher Einfuhr. Wie ihre Mundart nicht in Jargon fällt, so fehlt ihrem Humor auch die schärfere Würze der Ironie, das Parodistische. Literarische Vorbilder werden in dieser Volksdichtung kaum spürbar. Schon bei den einzelnen Namen wurde auf solche Neckverse und ihre Wanderung hingewiesen. Nieder-, mittel- und ostdeutsche Beispiele überwiegen, aber süddeutsche fehlen nicht ganz, wenn ihre Übernahme auch mitunter, wie beim Augustin, über ein populäres Lied, einen Spruch sich vollzieht.

Dieser landschaftliche Einschlag ist bemerkenswert, erfreulich, im ganzen aber doch selten genau nachweisbar. Angesichts der Tatsache, daß die Mehrzahl der Eltern von auswärts kommen, ist weit eindrucksvoller die fast unbedingte Herrschaft des Berlinischen. Wie aus anderen Kapiteln unseres Fragebogens geht auch aus den Antworten auf Frage 7 hervor, daß gerade im Reich des Kindes, des Schulkindes zumal, die Einschmelzung in Denken, Brauch und Sprache der Großstadt sich rasch und allgemein vollzieht. Berlin wird biologisch von den deutschen Landschaften gespeist, aber die Großstadt ist selbst eine höchst lebendige und aktive Volks-Landschaft. Man mag das, was in der Stadt neu und anders ist, beurteilen, wie man will, es offenbart eine große Kraft der Anverwandlung, die in den einfachen Volksschichten auch den Erwachsenen noch erfaßt. Und wenn die Eltern auch noch bayrisch oder ostpreußisch denken und sprechen, ihre Kinder werden in der Schule, auf der Straße, auf dem Spielplatz Berliner. Dieser Tatsache gegenüber spielt die soziale Schichtung in der Stadt eine geringe Rolle. Hinweise sind bei einzelnen Namen gegeben worden. Es ergeben sich einige Unterschiede je nach Art der Schulen des gleichen Bezirks Steglitz, einige der Beispiele aus Pankow zeigen, daß neben und mit der sozialen Schichtung eine Differenzierung nach geographischen Begriffen (Bezirken) einhergeht. Die Hans-Verse waren besonders zahlreich in der Volksschule 10 und in den Mittelschulen 1 und 3, die Namen Paul und Max scheinen in Pankow länger in Geltung und damit Gegenstand von Neckrufen gewesen zu sein als anderwärts. Eine genaue Vergleichung der Tauf- und Standesregister dort würde wahrscheinlich diese Vermutung bestätigen.

In einigen Zügen wenigstens soll auch eine formale und innere Charakteristik der Steglitzer Namenverse versucht werden. Zum Wesen aller Rufe gehört ein Dreifaches: 1. der Name, 2. der Ruf, laut über die Straße schallend, 3. die Zutat von Spott oder Neckerei, selten nur von Zärtlichkeit. Wenn ein Name das Wesen des „Veralteten“ hat, durch Schlager und ähnlichen Mißbrauch „komisch“ geworden ist, kann er wohl einmal für sich allein stehen (August). Die formale Regel ist die Rufzeile, eigentlich eine Doppelzeile; die erste ruft den Namen auf, die zweite gibt ihn — fast durchweg mit dem Mittel des Reims — mehr oder minder gutmütigem Spott preis. Der Name wird zwei- oder dreimal wiederholt und schon dadurch für den Spott präpariert. Einmalige Nennung des Namens ist häufig bei reichen strophischen Formen. Hier sind es Assoziationen verschiedener Art, eine kleine Szene (Elisabeth, Franz), eine kurze Geschichte (Augustin), die den Namen erst in das beabsichtigte humoristische Licht bringen.

Selten verzichtet ein Neckvers auf das Klangmittel des Reims, notgedrungen etwa bei den Namen Gustav und Ferdinand. Auch dreifacher Reim ist eine Ausnahme, ein vierfacher nur für Walter belegbar. Auf einige Besonderheiten wurde schon hingewiesen wie etwa auf diese: unter den vielen Belegen für den Ilse-Ruf setzt sich ein bestimmter Reimtypus durch; weniger ausschließlich gilt dies auch für andere (Franz, Fritz).

Eine genauere Untersuchung als sie hier beabsichtigt ist, würde auch im Metrischen, wenn nicht Gesetze, so doch Tendenzen feststellen können. Der angestrebte Ausgleich der Hebungen etwa bei den Elisabeth-Versen wurde schon angemerkt. Oft wird aber der Name herausgehoben und wirkungsvoll zum Ruf, indem er allein die erste Zeile bildet (Franz, Hans, Lene). Zuweilen ersetzt die Wiederholung des Namens den zweiten Reim (*Tante Anna, Tante Anna*).

Nicht alle Namenverse sind formal sicher deutbar, da sie manchmal in unvollständigem Wortlaut und mit undeutlicher Zeilentrennung mitgeteilt sind. Immerhin wird man eine Reimzeile als eine neue Verszeile erkennen dürfen, sofern es überhaupt erlaubt ist, diese Ruf-Dichtung sich im Gewand geschriebener metrischer Gebilde zu denken. Eine große Zahl der Schüler tut dies allerdings selber ganz unbefangen. In nicht wenigen Fällen ist die metrische Gestalt des Neckrufs schon durch das literarische Vorbild gegeben.

Auch was den inneren Gehalt unserer Namenverse betrifft, kann hier nur einiges skizziert werden. Die Liste der Rufe selbst gab schon Gelegenheit zu Anmerkungen dieser Art. Der Ruf soll necken, auch spotten. Für freundschaftliche oder gar zärtlich-schmeichelnde Töne sind die Straßen Berlins nicht der rechte Ort. Immerhin gilt auch hier, wie überall, die Maxime: Was sich liebt, das neckt sich. Behäbiger, breiter Humor macht sich eher in den von draußen, meist in Mundart zugebrachten Versen geltend, der Berliner Neckruf drängt, wie schon angemerkt, zur Kürzung und Schärfung. An die Stelle der ländlichen Mundart treten häufig Mischsprache und Jargon. Vor allem ist unverkennbar, daß im Weichbild der Großstadt Posse, Schwank und Satire der volksnahen Bühnen eine erhebliche Rolle spielen. Daher schreibt sich zuweilen die Überdosis an Ironie und vielleicht auch Schnoddrigkeit, eben „Schnauze mit viel Herz“, manchmal auch „Herz mit viel Schnauze“. Nicht zu überhören ist schließlich der Einschlag von unbewußter derber Erotik in dem und jenem Vers (Hans, Hedwig, Ilse, Paul, Rieke, Sybille u. a.). Die Handschrift Erwachsener macht sich hier zuweilen bemerkbar. Im Grunde aber teilen Berliner Lied und Spruch die Zweideutigkeit durchaus mit vielen Bei-

spielen auch der ländlichen Volksdichtung. Bei Spruchdichtung von der Art: „Großpapa und Großmama saßen in der Laube . . .“ bestimmen allein das Alter, die Einstellung und Sinnesart des Hörers, auch äußere Umgebung und Gesellschaft ob etwas harmloser Scherz oder derbe Zote ist. Die Namenneckverse sind kein Privileg des Kindes- und Jugendalters, finden hier aber ihre reichste und zugleich harmlose Entfaltung. Welche Würze die Welt der Erwachsenen dazutut, deuten auch die Beispiele an, die Siegfried *Mauermann* unter dem Titel „Wenn der Berliner reimt“ gab (Deutsche Allg. Zeitung, 1. 8. 1943):

*Ach, du mein lieber Eugen,
Wir woll'n ins Heu gehn.*

*Stubenbohner Franz,
der kann's.*

*O, du mein lieber Ewald,
Komm mit in'n Spreewald!*

*Hedwig, Hedwig, Hedwig,
Die Nähmaschine näht nich.
(Oder: was du verlangst, das jeht nich)*

*Mariechen,
Du süßes Viehchen.*

*Schon wieda,
fragt Ida.*

Als bekannt nennt Mauermann auch die Neckrufe *Ist denn kein Stuhl da?* und *Ja wohl ja, sagt Olga*. Vom Zweideutigen zu unterscheiden ist die Derbheit der Volkssprache an sich, die auch die Sprache Martin Luthers und Goethes war. Nicht zufällig treten Namenverse der zweiten Art in der Mundart auf, deren lautliches Gewand auch eine innere Welt bedeutet, die von der gefirnißten, zivilisierten verschieden, keinesfalls aber schlechter ist.

Kritische Anmerkungen sind erlaubt, und der Wert der hier geschilderten Volksdichtung in Kleinform auf Berliner Straßen wird verschiedene Urteile erfahren, je nachdem einer sie als Volksforscher oder als Literat und Ästhet betrachtet. Unsere Namenneckverse sind nicht Literatur, sondern Volksdichtung im eigentlichsten Sinn meist anonymer Entstehung und umwandelnder mündlicher Überlieferung. Sie haben keine Funktion im literarischen Haushalt von Schule und Familie, aber wohl eine nicht unbedeutende im jugendlichen Gemeinschaftsleben. Zudem bleibt die Frage, ob nicht auch der literarische und musische Unterricht der Schule aus der Betrachtung und dem Verständnis dieser bescheidenen, aber echten Volksdichtung Gewinn ziehen könnte. Denn — und dieser Eindruck soll zum Schlusse festgehalten werden — mit allen Abhängigkeiten und Mängeln, bei mancher Keßheit, Schnoddrigkeit, vielleicht sogar Fragwürdigkeit bieten uns die vielen hundert humorvollen, kritischen, angriffslustigen Verse und Rufe ein Bild beglückenden Erfindungsreichtums, der das Vorurteil von einem farben- und formlosen Volkstum der Großstadt aus einem Punkte wenigstens gründlich widerlegt.

Anmerkungen:

¹ Das älteste erhaltene Taufbuch der Ev. Matthäuskirchengemeinde beginnt mit dem 1. 8. 1605. 1880 wurde die alte Kirche gebaut. Bis dahin war die Gemeinde mit Giesendorf-Großlichterfelde verbunden. 1912, 1919 und 1963 wurden die weiteren Ev. Kirchengemeinden Markus, Lukas und Patmos in Berlin-Steglitz gegründet.

² Am 12. 10. 1891 wurde Steglitz selbständige Kuratie, 1895 Pfarrei, zu der für die kath. Seelsorge die Vororte Friedenau, Schöneberg, Südende, Lankwitz, Lichterfelde, Zehlendorf, Dahlem und Schmargendorf gehörten. 1899 wurde der Grundstein zur Rosenkranz-Basilika gelegt, am 11. 11. 1900 wurde sie eingeweiht. Der kath. Anteil an der Gesamtbevölkerung von Berlin betrug in den letzten Jahrzehnten etwa 11 %.

³ Nach dem Bericht von Erhard Tewes im „Spandauer Volksblatt“ vom 21. 1. 1962 wurde eine ältere Hausangestellte namens Hulda Baer in Rixdorf das Opfer eines bösartigen Scherzes. Sie mußte glauben, Erbin eines reichen Onkels in Amerika geworden zu sein und ließ sich zu großen Ausgaben verführen. Den Anstoß zu dieser Irreführung scheint der Roman „Die lachende Erbin“ von Erich Beckmann gegeben zu haben. Vielleicht bot dieser Roman überhaupt die Urszene. Was blieb von dem Traum? Ein Rixdorfer Leierkastenlied. Es nimmt Bezug auf den Augenblick der Enthüllung im Rixdorfer Ratskeller, als die gutherzige Hulda eben dabei war, fünfzig Ortsarme und auch den Gemeindevorsteher Boddin an ihrem Trugglücke teilhaben zu lassen und festlich zu bewirten. Ein plötzlich überbrachter Brief ließ ihren Himmel einstürzen. Da war denn die Frage berechtigt:

„Ist denn kein Stuhl da
Für meine Hulda?
Laßt sie doch endlich sitzen
Sie muß doch so sehr schwitzen.
Reicht mal schnell 'nen Stuhl her,
Sonst garantiere ich für gar nichts mehr.
Dreht euch mal alle um
Und stellt euch nicht so dumm.
Ist denn kein Stuhl da
Für meine Hulda?“

Herrn Kurt Pomplun verdanke ich noch diesen freundlichen Hinweis: „Da der 1893 abgerissene ‚Schwarze Adler‘ in Schöneberg in dem Schlagerlied vorkommt sowie der 1892 begründete ‚Aschinger‘, dürfte das Lied von Wilh. Wolf (der auch die Musik dazu schrieb) um 1892 entstanden sein.“ Es trug gewiß entscheidend dazu bei, den Namen außer Kurs zu setzen. Nur im albernen Schlager überlebte er.

⁴ Nach dem Bericht von Erhard Tewes (Welt am Sonntag v. 13. 12. 1959) schrieb Franz Erdmann in den 30er Jahren des 19. Jh. für seine Liebste, die Tochter des Archivarius Joachim Schmidt, folgende Strophe:

„Herr Schmidt, Herr Schmidt,
Was bringt die Jule mit?
Die Jule bringt ein hübsch Gesicht
Und ihres goldenen Herzens Licht!
Nen Schleier und nen Federhut,
Die stehn der Jule gar zu gut.
Das, Herr Schmidt, Herr Schmidt,
Bringt die liebe, süße Jule mit!“

⁵ Adolf Spahn oder, wenn man will, Lina selbst lieferten den Text, Bernhard Bappau die Polkamelodie. Im Spandauer Volksblatt vom 23. 11. 1962 schildert Erhard Tewes, wie die Sache an einem Sommersonntag des Jahres 1890 vor sich gegangen sein könnte: „An einem solchen Sonntag erwarten Adolf Spahn und sein Freund ihre charmante Begleiterin wie immer am Rosenthaler Tor, wo die Kremser nach Pankow abfahren. Als sie Lina Karstedt erblicken, gehen sie ihr entgegen und Spahn breitet lachend die Arme aus und ruft übermütig: „Komm, Linakin, komm, wir woll'n nach Pankow fahr'n“. „Ja, in Pankow, da ist es wunderschön“ ergänzt Bappau und hakt das Mädchen von der anderen Seite unter. „Na, das reimt sich aber gar nicht, meine Herren!“ amüsiert sich Lina. „Wir woll'n nach Pankow gehn, da ist es wunderschön! So müßt es heißen! Hört sich doch besser an, wie?“

Friedrichsgracht Nr. 58

Bilder aus der Geschichte eines Altberliner Hauses und seiner Bewohner

Im Herzen von Alt-Berlin, in nächster Nachbarschaft der Köllnischen St. Petri-kirche und des vom Erdboden verschwundenen Hohenzollernschlosses, hatte sich bis zu den Verwüstungen des letzten Krieges eine eigenartige städtebauliche „Insel“ erhalten, die erst verhältnismäßig spät durch Neubauten eine Beeinträchtigung ihres geschlossenen, altertümlichen Bildes erlitten hatte, sonst aber bis zuletzt ein merkwürdig abseitiges Viertel geblieben war, umbrandet von den Strömen des neuzeitlichen Verkehrs, durchzogen vom stillen Wasser der Friedrichsgracht mit ihren Lastkähnen, holländisch in der Sitte des Wohnens zu beiden Seiten eines Kanals, in ihrem malerischen Reiz von Menzel verewigt¹.

Inmitten dieser Idylle lag das Haus Nr. 58, von dessen Geschichte im folgenden berichtet werden soll. Es war nicht ein beliebiges und gleichgültiges Steinchen im Mosaikbilde seiner Umgebung, über das es sich nicht lohnen würde, auch nur ein Wort zu verlieren. Es durfte vielmehr ein gewisses stadsgeschichtliches, zumal auch kunsthistorisches Interesse beanspruchen, was seine nähere Betrachtung wohl rechtfertigt. Bereits auf einem der ältesten Pläne Berlins erscheint es besonders verzeichnet und herausgehoben, es hat auch mehrfach Besitzer von einigem Ruf und Namen gehabt und im Laufe der Zeiten eine bauliche Ausstattung erfahren, die es zu einem wirklichen Schmuckstück der an solchen Sehenswürdigkeiten nicht eben reichen Stadt hatte werden lassen, so daß im Jahre 1936 der damalige Vorsitzende des Vereins für die Geschichte Berlins, Dr. Hermann Kügler, dem Verfasser schreiben konnte: „Wir haben es auf unseren Führungen schon ein paar Mal besichtigt, denn es lohnt sich sehr.“

Umso merkwürdiger ist es, daß dieses Haus bisher offenbar nirgends einmal ausführlicher gewürdigt und in seiner Geschichte dargestellt worden ist. Selbst der eben genannte, zuständigste Kenner Berlins mußte damals gestehen: „Es ist mir trotz eifrigen Suchens und mehrfacher Umfrage keine Geschichte des Hauses bekannt geworden.“ So fließen also die Quellen für eine solche Darstellung sehr dürftig und ungleich, und an vielen Stellen sind Lücken, die — zumal nach dem unseligen Zusammenbruch von 1945 — wohl kaum je noch geschlossen werden können. Vieles würde man klarer sehen können, wenn das gewaltige Werk über die Geschichte der Berliner Stadtgrundstücke, das im Jahre 1933 mit dem von R. Lüdicke² bearbeiteten Band einen so hoffnungsvollen Anfang genommen hatte, nicht ein Torso geblieben wäre.

Wenn sich der Verfasser trotz dieser Schwierigkeiten und Hindernisse veranlaßt gesehen hat, den Versuch zu wagen, etwas eingehender grade über dieses Haus zu berichten, ja, sich zunächst überhaupt einmal mit seiner Vergangenheit zu beschäftigen, so lag das an einem sehr persönlichen, nämlich dem genealogischen Interesse, das ihn mit diesem Haus verband. Von 1822 an bis zum Tode im Jahre 1862, also durch volle 40 Jahre, hat es seinem Urgroßvater gehört; sein Großvater und dessen Geschwister sind dort geboren, und es hat damit ein gutes Stück eigener Familiengeschichte gesehen. Zudem ist durch glückliche Umstände aus diesen Jahren eine umfangreiche Mappe mit Hypothekenbriefen, Kauf- und

Mietsverträgen usw. bis heute erhalten geblieben, mit deren Hilfe es möglich war, die Hausgeschichte wenigstens für die Mitte des vorigen Jahrhunderts etwas aufzuhellen.

Weil es aber trotzdem immer noch schwierig war, eine wirklich fortlaufende und nahtlose Darstellung zu geben, schien es ratsam, mehr einzelne, lose gereiht Bilder zu zeichnen, die dennoch kaum Anspruch auf Vollständigkeit und farbige Fülle machen können. Bei seiner Arbeit leitete den Verfasser zunächst vielmehr ein Wort Wilhelm Raabes, der ja zeitweilig dem Schauplatz dieser Geschichte nicht nur räumlich, sondern, wie wir sehen werden, auch innerlich nahe gestanden hat: „So ist es mit diesem Traum- und Bilderbuch der Sperlinsgasse. Die Bühne ist klein, der darauf Erscheinenden sind wenig, und doch können sie eine Welt von Interesse in sich begreifen für den Schreiber, und eine Welt von Lange- weile für den Fremden, den Unberufenen, welchem einmal diese Blätter in die Hände fallen sollten.“ Mit anderen Worten: Die Arbeit war zunächst rein „für den Hausgebrauch“ gedacht. Indessen um des allgemeinen Interesses willen, das bei tieferem Eindringen in den Stoff diesem stattlichen Hause doch zuzukommen schien, hat der Verfasser schließlich seine Bedenken wegen letzteren Punktes des Raabe-Wortes zurückgestellt und es gewagt, unter Streichung zahlreicher, allzu persönlicher Einzelheiten das Ergebnis seiner langjährigen Bemühungen aus „Neben- stunden“ trotz aller Lücken und Unvollkommenheiten nun doch auch einem weite- ren Kreise vorzulegen. Sollte es ihm damit gar gelingen, etwaige Leser zu finden, die das Bild durch weitere Züge bereichern und ergänzen könnten, wäre das be- sonders erfreulich.

*

Wir versuchen zunächst, soweit wie möglich in die Vergangenheit zurückzu- greifen und dem Ursprung des Hauses nachzuspüren.

Durch den Großen Kurfürsten hat die Doppelstadt Berlin-Köln eine gründ- liche Umwandlung und ein neues Gesicht erhalten. Der Herrscher, der die Schän- den der Schwäche- und Neutralitätspolitik seines Vaters im Dreißigjährigen Kriege erkannt hatte, sah seine erste Aufgabe in der Schaffung eines stehenden Heeres, das z. gr. T. nach Berlin in Garnison gelegt wurde. Da auch der Ämter- und Behördenapparat seines Staates ebenso wie die Bevölkerung wuchs, so muß- ten für deren Sicherung Raum und Schutz geschaffen werden. Um hierfür den nötigen Baugrund zu gewinnen, ließ der Kurfürst die vielen alten Verzweigungen der Spree zuschütten, so daß nur die beiden Arme bestehen blieben, die Alt-Köln im Norden und Süden umflossen¹. War aber der alte Spreelauf bisher die Grenze der Bebauung im Süden gewesen, so kamen dort jetzt die Bezirke Neu-Köln und Friedrichswerder als Stadterweiterungen hinzu. Der alte Köllner Mauerring, der bisher diesem Spreelauf gefolgt war, wurde deshalb niederge- rissen und statt seiner in den Jahren 1658—83 eine moderne Verteidigungs- linie um das erweiterte Stadtgebiet geschaffen, mit anderen Worten: War der alte Spreearm bisher für die Stadt Köln ein v o r der Mauer gelegener Stadt- graben gewesen, so wurde er jetzt reguliert und nach holländischer Weise als „Gracht“ zu einem Wasserweg i n n e r h a l b der vergrößerten Stadt ausgebaut. Im Jahre 1679 versah man ihn dann auf dem rechten Ufer mit einer festen Kai- oder Uferstraße, längs der die Bebauung mit Wohnhäusern Platz greifen konnte, und die unter seinem Nachfolger Friedrich III., dem nachmaligen ersten Preu- ßenkönig Friedrich I., den Namen „Friedrichsgracht“ erhielt.

hier entstanden eng gedrängt zwischen der Gertraudenbrücke und der altertümlichen Jungfernbrücke, aber auch weiterhin bis zur Schleuse, hohe und schmale Häuschen mit nur drei Fenstern Front und unmittelbar vom Oberstock auf den Bürgersteig einmündenden Flurtreppen. Eingestreut jedoch zwischen diesen Heimstätten kleinbürgerlicher und handwerklicher Bewohner fanden sich auch bereits mehrere stattliche und vornehme Wohnhäuser adliger Besitzer⁵, deren einzelne sich bis in die jüngste Zeit erhalten hatten, die also — das muß ausdrücklich betont werden! — schon von Beginn der neuen Bauperiode an hier standen, wie uns der alte Stadtplan von 1688 zu berichten weiß. Denn als damals der kurfürstliche Architectus et caelator (Ziseleur) Johann Bernhard Schultz „arte optica“, d. h. perspektivisch, seinen fast anderthalb Meter breiten Plan der „Residentia Electoratus Brandenburgensis“ zeichnete⁶, die damals kaum 20 000 Einwohner zählte, da stach er in die Kupferplatte an der Friedrichsgracht zwei besonders stattliche und ins Auge fallende Häuser ein, die sich mit Leichtigkeit als die heutigen Nummern 57 und 58 identifizieren lassen. Auch bei Stridbeck⁷ sind sie bereits abgebildet. Sie dürften kurz vor der Anfertigung des Schultz'schen Stiches entstanden sein.



Die Friedrichsgracht im Jahre 1688 (Ausschnitt aus dem Perspektivplan von J. B. Schultz)

Auf die Nr. 57 werden wir später in anderem Zusammenhang notgedrungen etwas näher eingehen müssen. Die Nr. 58 aber ist der Gegenstand unserer folgenden, ausführlicheren Betrachtung.

*

Dieses Haus ließ auf einem vorher dem Geheimrat Tornow gehörigen Garten-
gelände der Sekretär Nikolaus Butendach errichten, der, gleich seinem Nachbarn
aus Nr. 57, in der Literatur gelegentlich⁸ als kurfürstlicher Holzschreiber er-
wähnt wird. Er kaufte z. B. 1699 im Gebiet der späteren Louisenstadt etliche
Stücke Ackers an der Spree, um darauf den Kurfürstlichen Holzmarkt anzule-
gen. Als der Baumeister seines Hauses aber wird — ähnlich wie bei Nr. 57 —
der kurfürstliche Baumeister Michiel Matthys Smitts (Smids) aus Rotterdam an-
genommen werden dürfen⁹. —

Sonstiges ist uns aus dieser Frühzeit nicht bekannt. Soviel aber wissen wir, daß
es zu Beginn des 18. Jahrhunderts einem Manne gehörte, der in der Geschichte

Die Jungfern-
brücke — Berlins
letzte Zugbrücke.
Dahinter links
das Haus Fried-
richsgracht Nr. 58



seiner Zeit eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat. Um so merkwürdiger mag es sein, daß über seine persönlichen und genealogischen Verhältnisse bislang nur wenig bekannt ist. Es war der Königl. Preußische Staatsminister Heinrich Rüdiger von Ilgen¹⁰, der sich in einem langen, arbeitsreichen Leben aus bescheidenen, bürgerlichen Verhältnissen zu einem der maßgeblichsten Beamten des jungen preußischen Staates hinaufgedient hat. Ilgen wurde am 30. 9. 1664 zu Minden/Westfalen geboren¹¹, wo sein Vater als Regierungsrat lebte. Die Familie stammte jedoch ursprünglich aus Erfurt, wo sie sich in städtischen Ämtern usw. nachweisen läßt, und aus dieser verwandtschaftlichen Beziehung erklärt sich, daß der in Minden geborene Ilgen das Gymnasium illustre im thüringischen Gotha besuchte¹², in dessen Matrikel er im Jahre 1671/72 eingeschrieben wurde. Er kam, durch glückliche Umstände geleitet, etwa 1679 nach Berlin, und zwar als Geheimsekretär in die Geheime Staatskanzlei des Großen Kurfürsten. Nach dessen Tode 1688 wurde er einer der vorzüglichsten Diener seines Nachfolgers, des zunächst letzten brandenburgischen Kurfürsten und nachmaligen ersten preußischen Königs Friedrich III. (I.), zumal als dessen bisheriger Günstling Eberhard von Danckelmann gestürzt war und ihm in dieser Rolle der berüchtigte Kolbe von Wartenberg folgte. Denn während dieser Emporkömmling den äußeren Prunk liebte und weniger das staatliche als das eigene Interesse im Sinne hatte, dabei aber in Politicis die Dinge nicht genügend übersah, wirkte Ilgen, der allem öffentlichen Auftreten abhold war und die meiste Einsicht in das politische Kräfte- und Ränkespiel der europäischen Mächte besaß, um so verständnisvoller und segensreicher in der Stille zum Wohle des Staates. Er war unter den vertrauten Räten, deren Gutachten Friedrich III. in der Königsfrage einholte, und er war es auch, der neben Kolbe die intimeren Verhandlungen mit Wien zu führen hatte, die zu Ende des Jahres 1700 durch den sog. „Krontraktat“ glücklich abgeschlossen wurden, so daß unmittelbar danach, am 18. 1. 1701 die Königskrönung stattfinden konnte. — Neben solchen Fragen seines eigentlichen Aufgabengebietes der auswärtigen Angelegenheiten galt Ilgens Rat viel in Sachen des Justizwesens, der Finanzen, der Domänenverwaltung, ja, bis zu einem gewissen Grade sogar in Fragen der Heeresorganisation, zumal als er nach dem Sturz Kolbes im Sommer 1711 nun auch offiziell zur ersten Stelle im Kabinett emporrückte. Wegen aller dieser Verdienste, wegen seiner Gewandtheit, der

Lauterkeit seines Charakters, seiner Ergebenheit gegen den König waren ihm dessen Gunst und uneingeschränktes Vertrauen zu allen Zeiten sicher, was in mehrfachen Gnadenbeweisen Ausdruck fand. So war er beispielsweise auch unter den ersten, denen der neue König den preußischen Adel verlieh, er wurde damals auch Wirklicher Geheimer Rat und Mitglied des Staatsrates, d. h. Minister, und er wurde Ritter und Ordenssekretär des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler u. a. m.

Auch der dritte Herrscher, welchem er diente, der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., hielt zunächst noch viel von Ilgen, den er kurz vor dessen Tode einmal „einen alten habilen treuen brandenburgischen Vater“ genannt hat¹³, er liebte dann aber doch jüngeren Ratgebern stärker sein Ohr, und der greise Ilgen trat langsam in den Hintergrund. Nachdem er durch mehrere Jahrzehnte für seine Könige und den Staat gewirkt und unbestritten den ersten Platz bei Hofe eingenommen hatte, raffte ein sanfter Tod am 6. 12. 1728 den fast 80jährigen Mann hinweg. Er fand seine letzte Ruhestätte in der damaligen Alt-Köllner Petrikirche, wo er für sich und seine bereits 1720 verstorbene Gemahlin ein prächtiges Erbbegräbnis hatte errichten lassen¹⁴. In der Berliner Siegesallee befand sich Ilgens Büste zur Seite des Königs Friedrich Wilhelms I., und heute steht sie im Gutspark zu Britz¹⁵. Ein Kupferstich von J. H. Otto zeigt sein Porträt aus dem Jahre 1706 im Schmuck der hohen, schwarzen Allongeperücke und führt in einer weitschweifigen Unterschrift Titel und Verdienste des Dargestellten auf, Mäzen der Wissenschaften, Liebhaber der Künste, Verehrer des Höchsten usw.¹⁶.

Als Ilgens Frau nennt Baumgart¹⁷ Marie Louise, „eine Tochter des sehr vermögenden Königsberger Getreidegroßhändlers Droste“, die Ahnentafel von Mantuffel bezeichnet sie als Maria Ludovica von Droste a. d. Hs. Möllenbeck. Sie war geboren am 4. 7. 1682 und starb am 2. 8. 1720. — Das Ehepaar hinterließ drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter. Die ältere, zuerst mit einem Grafen Pückler, dann mit einem Herrn von Bronikowsky verheiratet, starb im Jahre 1747¹⁸, die jüngere hatte sich mit dem Minister von Knyphausen vermählt, war aber bereits 1731 verstorben. Der Sohn¹⁹ schlug die Beamtenlaufbahn des Vaters ein. Aber auch er starb bereits — von Friedrich Wilhelm I. hoch geschätzt — im Jahre 1750, und mit ihm scheint das Geschlecht im Mannesstamme erloschen zu sein. —

Ilgens Bedeutung für das Haus an der Friedrichsgracht aber soll darin liegen, daß er es im Stil seiner Zeit umbaute und ihm seine letzte Gestalt gab. Wir werden auf diese Frage an anderer Stelle noch einmal zurückkommen. Soweit sich nach Reproduktionen des Planes von 1688 vermuten läßt, besaß das Haus damals — entsprechend dem heutigen, rechts gelegenen Einfahrtstor — auch links ein solches, während man zwischen beiden grobes Mauerwerk in der Front der Kellerfenster erkennen zu können glaubt. Trug ferner das Gebäude nach dem genannten Plan an der Vorderseite noch ein dreieckiges Giebfeld, so standen seitdem auf einer waagrecht durchlaufenden Dachbalustrade (Attika) fünf große Schnörkelvasen, seitlich flankiert von je einem Mansardenfenster, während die Front des Hauses durch ein nur wenig vorspringendes Mittelrisalit gegliedert und von fünf durchgehenden, den Vasen entsprechenden Pilastern mit korinthischen Kapitälern zusammengefaßt wurde. Die Stridbecksche Aquarellzeichnung von 1690 läßt für die damalige Zeit weiß getünchte Flächen erkennen, von denen



*Heinrich Rüdiger von Ilgen (1664—1728)
Nach einem Kupferstich von J. H. Otto, 1706*

sich die Pilaster aus natürlichem Haustein wirksam abhoben²⁰. Das hohe und reich verzierte Einfahrtstor mit einem schönen Oberlichtgitter lag wie gesagt rechts von dem Beschauer nach dem Schindlerschen Nachbargrundstück zu. Vom Innern aber mag später in anderm Zusammenhang gesprochen werden.

*

In unserer Geschichte klappt hier bereits wieder eine Lücke. Wir wissen nicht, wie, wann und warum das Haus in andere Hände überging, und wer seine nächsten Besitzer waren. Der Tod des jüngeren Ilgen 1750 legt die Vermutung nahe, daß der Verkauf um diese Zeit erfolgt sein könnte. Zu einem gegenwärtig also nicht näher feststellbaren Zeitpunkt muß es dann jedenfalls in die Hände eines Angehörigen der französischen „Colonie“ Berlins gekommen sein, die noch bis 1813 mit wirtschaftlichen Privilegien, eigener Gerichtsbarkeit, eigenen Schulen, eigenen religiösen und kirchlichen Formen einen kleinen Staat im Staate bildete.

Möglicherweise war dieser neue Hausherr ein „Kaufmann Grand“ — der Name spräche dafür! —, aber wir wissen nicht das Geringste über ihn, allein, daß ihn Neander²¹ in seinen Plänen und Aufzeichnungen der Berliner Hauseigentümer ungefähr an der fraglichen Stelle an der Gracht eingetragen hat. Wir werden aber später seinen Namen noch einmal hören.

Aus den alten Papieren in unserem Besitz jedoch, denen wir uns nun zunächst für eine Strecke Weges anvertrauen dürfen, hören wir mehrere, gesicherte französische Namen, und wir erfahren auch, daß das Haus zeitweilig im Hypothekenbuch des französischen Kolonialgerichtes eingetragen gewesen ist.

Nach dem Berliner Adressbuch von 1813 gehörte es damals einer „Seidenfärberwitwe“ Filhés, und „im Filhés'schen Hause“ wurde auch wenige Jahre danach — am 14. 9. 1815 — jener Kaufvertrag abgeschlossen, der das Ende dieser „Franzosenzeit“ bedeutete. Diese Witwe, die einen noch am 23. 4. 1813 erwähnten, damals minorennen Sohn Franz Carl Filhés hatte, der als Miteigentümer des Hauses bezeichnet wird, aber inzwischen verstorben war, hatte in der seitdem verflossenen Zeit eine neue Ehe geschlossen und erscheint 1815 beim Verkauf des Hauses näher bezeichnet als „Frau Wittve Filhés, jetzt verehelichte Claude,

Anne Susanne geborene Sabatier im Beitritt ihres Ehemannes des Kaufmanns Herrn Jacques Louis Claude“, während ein weiterer Vertragspartner auf der Verkäuferseite abermals ein Seidenfärber, Herr Johann Franz Filhés, genannt wird, für den seinerseits an anderer Stelle (1811, 1816) ein Bruder Johann Carl Filhés bezeugt ist.

Es ist nicht viel, was sich sonst noch über diese Personen hat feststellen lassen. Herr Claude war vorher mit einer Marie Caroline Sulken verheiratet gewesen, und er hatte aus dieser Ehe einen Sohn, der wiederum von Beruf Seidenfärber war²², während ihm seine eben genannte zweite Frau noch drei Töchter geschenkt hat, die bei seinem Tode noch am Leben waren. Das Ehepaar begegnet uns später noch einmal im Jahre 1833, wo nach Lüdicke der Herr Claude — nunmehr „Rentier“ — das Haus Neue Friedrichsstraße Nr. 41 für 12 000 Thaler erwarb. Seiner Testamentseröffnung vom November 1837 zufolge scheint er kurz vorher gestorben zu sein, während seine Witwe Anne Susanne am 2. 7. 1840 verschied.

Der Name Claude begegnet in Berliner Adreßbüchern, Hausbesitzerverzeichnissen usw. der damaligen Zeit ziemlich häufig. In der aufschlußreichen Schrift von Béringuier²³, der einen Großteil der genealogischen Zusammenhänge dieser Hugenottenfamilien dargestellt hat, finden sich hier und da einzelne Träger der Namen Claude und Filhés²⁴, jedoch nicht die von uns gesuchten Personen, während der Name Sabatier bei ihm überhaupt nicht vorkommt. Eine Erklärung dafür gibt jener selbst, indem er aus den Kirchenbüchern der Kolonie „nur die Voreltern gleichen Namens der im Jahre 1885 in Berlin lebenden Mitglieder der Kolonie aufgenommen hat, sofern die Familie im Mannesstamme noch blüht. Es fehlen daher auch bei den aufgeführten Familien alle Mitglieder, welche ohne Nachkommen zu hinterlassen, verstorben sind.“ — Während Béringuier also auch den Namen Filhés in der in unseren Papieren gebrauchten Schreibweise verzeichnet, kommt er in dieser Form bei Ed. Muret²⁵ im Register nicht vor, dagegen findet sich dort — unter „den ersten französischen Färbern Berlins“ genannt! — einmal (p. 42) der Name Failhiés aus Castres. — Der Name Sabatier, jedoch ohne näher bestimmenden Zusatz, wird von Muret in der Kolonieliste für Halberstadt zum Jahre 1699 genannt, der Name Claude erscheint auch bei ihm mehrfach, jedoch ohne die Möglichkeit einer genauen Identifizierung der für uns fraglichen Personen. — Es mag schließlich noch erwähnt werden, daß auch Neander in seinen „Anschaulichen Tabellen“ um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert siebenmal den Namen Claude erwähnt, sämtlich als Kaufleute, Materialisten, Destillateure oder Branntweinbrenner, zweimal Sabatier (Destillateur und Tuchbereiter), dagegen wiederum nicht Filhés.

Möglicherweise würde eine gründliche Durcharbeitung der Kirchenbücher der Kolonie Näheres ergeben, doch ist es fraglich, ob sich die Mühe lohnen würde. Deshalb mögen die gegebenen Hinweise genügen. Jedenfalls das eine sieht man: Für das Haus an der Friedrichsgracht ist die Zeit des Adels, seiner Repräsentation und seines glanzvollen Auftretens zu Ende gegangen. Die Zeit, die Menschen und ihre soziale Stellung ist anders geworden. Mit dem eben genannten Kaufvertrag stehen wir im Biedermeier, und ein Kaufmann sowie ein Seidenfärber beherrschen die Szene. Wenn auch über deren Verwandtschaftsverhältnis der Kaufvertrag nichts aussagt, so wird man doch nach der hälftigen Teilung

der Kaufsumme vermuten dürfen, daß der Letztgenannte ein Schwager der Witwe Filh s gewesen ist. Vielleicht verdient in diesem Zusammenhang Beachtung, daß Nicolai²⁶ bereits für das Jahr 1779 eine Seidenf rbererei „auf der Friedrichsgraft“ erwähnt, wobei aber der Name des Meisters zweifellos durch Druckfehler entsteht ist, nämlich Maceoer, später aber berichtigt als Masseron erscheint²⁷.

Daß hinter den korinthischen Pilastern und den Schn rkelvasen — wenigstens im Seiten- und Quergebäude des Hofes — jetzt Seide gefärbt wird, geht auch aus dem Kontrakt von 1815 hervor, der ausdrücklich „den in der F rbererei befindlichen eingebauten Kessel auch sämmtlichen Zubehör“ erwähnt, sowie weiter eine Rolle und eine Waschbank, die beide wohl gleichen Zwecken dienten. Diese Waschbank darf man sich übrigens nicht als eine irgendwie geartete Vorrichtung im Hofe oder Hinterhaus denken, sie lag vielmehr vor dem Hause und über die Straße hinweg an der Spree. Lederer²⁸ hat noch im Jahre 1930 bei seinen Streifzügen durch das schöne, alte Berlin die letzte dieser Waschb nke im Fluß selbst gesehen und beschrieben. Sie waren etwa 3 m im Quadrat groß, auf Pfählen in das Wasser gebaut und oben kreuz und quer mit Trockenleinen überspannt. Ganz allgemein gesprochen bauten nach seiner Schilderung früher die Gerber und die Färber ihre Gestelle so in das Wasser hinein. Und wie zur Bestätigung des eben Gesagten finden wir in einem späteren Mietsvertrage des Hauses vom Jahre 1851 ausdrücklich einen Paragraphen über die „Mitbenutzung der vor dem Hause belegenen Wassertreppe“ durch einen neuen Mieter.

*

Wie gesagt, wann die Franzosen das Haus gekauft und bezogen hatten, konnte nicht geklärt werden. Wann sie es wieder veräußert haben, geht aus dem mehrfach zitierten Kaufvertrag vom 14. 9. 1815 eindeutig hervor. Bald nach seinem Abschluß dürfen die Claudes auch das Quartier geräumt haben, denn längstens am 10. 11. 1815 sehen wir aus unsern Papieren den Käufer und neuen Hausheer in dieser Wohnung. Da dieser nur in lakonischer Kürze „der hiesige Bürger und Kaufmann, Herr Johann Carl Gottlieb Goltze“ genannt wurde, ergab sich die Frage: Wer war er, und was ermöglichte ihm, das so stattliche und kostspielige Objekt zu erwerben, das, gelegen „in Alt-Cölln, in Volumine VII Nr. 541 des Neuen Hypothekenbuches und sonst Vol. 1, Nr. 474 des alten Registers“ verzeichnet stand, „aus dem Hypotheken-Buch des Französischen Colonie-Gerichts am 16. März 1814 übertragen.“

Johann Carl Gottlieb Goltze war in Berlin am 22. 10. 1773 geboren und am 31. desselben Monats in der Kirche der Luisenstadt getauft worden. Seine Eltern waren der Schiffbauer Johann George Goltze und seine zweite Frau Marie Louise, geb. Ribbecke, — eine Familie, die der heimatlichen Spree eng verbunden gewesen zu sein scheint, denn bei den Paten des Kindes erscheint u. a. der „Meister Marwitz, ein Schiffbauer“, ebenso wie bei der Taufe von des späteren Kaufmanns Goltze jüngeren Schwester Dorothea Friederike Caroline, die zu den n chstbeteiligten Personen dieser Geschichte gehört, der „Herr Kr ger, ein Schiffbaumeister“ als Gevatter genannt wird. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch, daß das Berliner B rgerbuch²⁹ zum Jahre 1745 (21. 1.)

einen genealogisch allerdings noch nicht näher einzuordnenden Schifferknecht Christian Goltze nennt, von dessen Vater, dem Schifferknecht Jürgen Goltze, ausdrücklich gesagt wird: „Ist arm, hat das Aufeisen des Spreestroms vom Magistrat übernommen.“

Der junge Goltze hat dann aber doch, als er heranwuchs, die Berufstradition seiner Väter aufgegeben und die Kaufmannschaft erlernt. Daß er tüchtig gewesen sein muß, geht zur Genüge aus der Tatsache hervor, daß er am Ende seiner kurzen Tage Inhaber einer selbständigen Firma seines Namens und offensichtlich doch auch ein recht wohlhabender Mann gewesen ist.

Seine Firma hat in verhältnismäßig wenigen Jahren allerlei personelle und nominelle Wandlungen durchgemacht. Die älteste urkundlich beglaubigte Nachricht hierüber, die sich in unsern Hausakten hat auffinden lassen, besagt, daß am 3. 2. 1810 zwei Berliner Kaufleute, nämlich Gottlob Heinrich Ficker und Ludwig Wilhelm Reinhardt, mit einander einen Sozietätsvertrag schlossen und dementsprechend ihre „Handlung“ „Ficker und Reinhardt“ nannten.

Der Name des ersteren der beiden Teilhaber aber gibt uns Veranlassung zu einem kurzen Excurs über das Nachbarhaus (heute Nr. 57), der mehr als nur eine überflüssige Abschweifung vom Thema ist. Wir hatten bereits eingangs angedeutet, daß die beiden Häuser schon auf dem Schultzschen Plane von 1688 sich in ihrer Darstellung herausheben, und wie wir für die Nr. 58 das Wenige berichtet hierüber, die sich in unsern Hausakten hat auffinden lassen, besagt, daß Verständnis des Folgenden nützlich, für die Nr. 57 ein Gleiches zu tun.

Die Angaben über seinen Ursprung gehen etwas auseinander. Während Rave³⁰⁾ meint, des Großen Kurfürsten Baumeister Michiel Matthys Smitts habe es sich selbst als Wohnhaus errichtet, schreibt der kenntnisreiche, allerdings wohl nicht immer ganz zuverlässige Küster³¹⁾, sein Erbauer, d. h. also wohl Bauherr, sei ein Holzschreiber Namens Johann Lauer gewesen. Von seinen späteren Bewohnern aber verdienen der Generalfeldmarschall von Flemming, der General Johann Georg von Tettau (gest. 1713) und der Kaiserliche Gesandte am preußischen Hofe und Generalfeldzeugmeister Graf von Seckendorff erwähnt zu werden³²⁾. Nachmals hat das Haus auf einem ganz andern Gebiet eine wichtige und segensreiche Rolle gespielt, indem hier 1812 das vom Geheimrat Severin Schindler (1671—1737) und seiner Frau Maria Rosina geb. Bosse zunächst — 1734 — in Schöneiche bei Friedrichshagen begründete erste Berliner Waisenhaus ein vergrößertes Heim gefunden hatte.

Man möchte fragen, was dies alles mit dem Ursprung des Goltzeschen Bankgeschäftes zu tun hat. Eine Antwort darauf aber gibt Nicolai in seiner vorhin zitierten Beschreibung der Königlichen Residenzstädte, indem er bei seiner topographischen Wanderung durch die Straßen unter den „ansehnlichen Privathäusern“ zwischen Gertrauden- und Jungfernbrücke zwar sonderbarerweise nicht das uns hier vor allem beschäftigende Haus Ilgen, wohl aber in allen drei Auflagen seines Führers³³⁾ „das schöne Fickertsche ehemals von Seckendorfsche Haus“ hervorhebt, womit uns also der Name des einen der beiden Kompagnons von 1810 hier am frühesten — aber im Nachbarhause — begegnet, nach Herrn von Seckendorff und vor Schindler! Dessen Anstalt nämlich hatte, nachdem man von Schöneiche in die Stadt gezogen war, zunächst „in einem schönen, dazu erkauften Hause“ in der Wilhelmstraße „ohnweit dem Rondeel“ eine Unterkunft ge-

funden (Nicolai), war dann aber an die Friedrichsgracht in die damalige Nr. 56 verlegt worden, „indem die Anstalt dieses geräumige Haus von der Demoiselle Fickert geschenkt erhalten hatte“³⁴. Auch Riehl und Scheu³⁵ bezeichnen das Haus als Nr. 56 und als das Jahr dieser Schenkung durch „Fräulein Ficker“ 1811.

Fahndet man daraufhin weiter nach diesem Namen, so zeigt sich — wiederum bei Nicolai³⁶ — in seinem Kapitel vom Groß- und Speditionshandel, an zweiter Stelle und nach Splitgerber die Firma „Abraham Gottlieb Fickert & Comp. auf der Kay am Wasser zwischen der Gertrauten- und Jungferbrücke“ mit dem Zusatz „führt einen großen Handel mit inn- und ausländischen rohen Producten“. Bis zur dritten Auflage des Buches³⁷ war der Inhaber zwar verstorben, aber die jetzt „Abraham Gottlieb Fickerts Wittwe & Comp.“ genannte Handlung blühte noch weiterhin fort. Ein paar Jahre weiter — 1799 — nennt auch Neander³⁸ in seinem schon zitierten Hauseigentümerverzeichnis „an der Gertrauten- und Spreegassen-Brücke“ einen „Banquier Fickert“, wenn auch ohne weitere Hinzufügungen, als Nr. 20. Nun stimmen aber leider die von ihm benutzten Ordnungszahlen seiner Tabellen nicht mit den bisher genannten Hausnummern überein, so daß sich nicht klar erkennen läßt, von welchem Hause er spricht. Man ist aber eher geneigt, an das nachmalige Waisenhaus zu denken, denn als Nachbarn in Nr. 21 seiner Zählung — nach der Gertrautenbrücke hin! — führt er einen Gürtler Jachtmann, also einen kleinen Handwerker an, während er in Nr. 19 als Nachbarn zur Jungfernbrücke hin den oben schon flüchtig gestreiften Kaufmann Grand verzeichnet³⁹, bei dessen Beruf man wohl an ein größeres Unternehmen mit Warenlagern im Keller zu denken geneigt ist, — und von diesen Kellern wird man noch mehr hören.

Nochmals ein gutes Jahrzehnt weiter, und wir sind wieder bei unserm Sozietätskontrakt vom 3. 2. 1810 zwischen Ludwig Wilhelm Reinhardt und nunmehr also jenem Gottlieb Heinrich Fickert, wohl einem Sohn des vorgenannten Abraham Gottlieb Fickert. Für diese Firma jedoch sagen nunmehr unsere Papiere zuverlässig, wie sich in Folgendem zeigen wird, daß sie sich wirklich im alten Ilgenhause befand, ob aber als Hausbesitzer oder Mieter, wird nicht gesagt. Und 1811 verschenkte nach Riehl-Scheu diese Demoiselle Ficker(t) das Haus nebenan. Mangels besserer Quellen muß also die Frage offen bleiben, ob etwa damals zeitweilig beide Häuser in Händen der Familie Fickert gewesen sind⁴⁰.

Nach diesem Excurs kehren wir wieder zu seinem Ausgangspunkt zurück und verfolgen die Geschichte des Bankgeschäftes in Nr. 58, das dann immerhin als solches noch bis 1862 dort bestanden hat.

Offensichtlich hat in der Firma Ficker & Reinhardt der junge Goltze gearbeitet und dabei eine solche Tüchtigkeit bewiesen, daß die beiden damaligen Vertragspartner 1810 bestimmten, daß an die Stelle dessen von ihnen, der zuerst stürbe, eben unser Goltze treten sollte. Diesem haben dann noch im selben Jahre (6. 6. 1810) die Ältesten der Kaufmannschaft der Tuch- und Seidenhandlung „der Wahrheit gemäß attestiret, daß (er) sich zur Aufnahme in unsere Gölde qualificiret, und nach erlangtem Bürger-Recht aufgenommen werden“ könne. Von den Unterschriften dieser Urkunde (Henner, F. W. Eyssenhart, P. Favreau, F. Gaede, Jordan und Laspeyre) hat für unsere Hausgeschichte namentlich derjenige des Friedrich Gaede eine besondere Bedeutung, wie sich noch zeigen wird⁴¹.

Bald hernach ist dann auch wirklich der Herr Ficker gestorben, und am 31. 1. 1813 kam es vereinbarungsgemäß zum Abschluß eines neuen Vertrages zwischen seinem überlebenden Geschäftspartner Reinhardt und dem inzwischen vierzigjährigen Goltze, so daß die Firma nunmehr unter dem Namen „Reinhardt und Goltze“ zeichnete. Außerdem hat Herr Ludwig Wilhelm Reinhardt am selben Tage auch noch sein Testament aufgesetzt. Mehr als die verschiedenen darin für offenbare Verwandte (zumeist in Kolberg) ausgesetzten Legate interessieren in unserm Zusammenhang ein paar andere Beobachtungen an diesem letzten Willen, denn Herr Reinhardt vermachte dem Associé Goltze — neben einer ihm gehörenden Schiffspart, nämlich dem vierten Teil von dem Schiff genannt „der Speculant“ — seinen goldenen Ring mit Chrysopras und Brillanten, was doch offenbar auf weit nähere, persönlichere als rein geschäftliche Beziehungen deuten dürfte.

Und weiter: Dieses Reinhardtsche Testament nahm eine Gerichtsdeputation am 7. 2. 1813 „in dessen, an der Friedrichsgracht Nr. 58 bei der Jungfernbrücke par terre befindlichen Comptoir zur Deponierung beim Judicio“ entgegen, woraus also wiederum hervorgeht, daß die Firma Ficker & Reinhardt in eben diesem Hause ansässig war. Wir dürfen uns demnach vorstellen: Es beherbergte zur Zeit der Befreiungskriege die Witwe Filhés mit Angehörigen, im Erdgeschoß befand sich — damals noch mietsweise — die genannte Handlung, und im Hinterhaus färbte der Mitbesitzer Filhés Seide.

Welcher Art die Tätigkeit der beiden Kompagnons war, verrät uns nochmals Schmidts „Wegweiser“ von 1813¹², da er sie in seinem Verzeichnis der Berliner Kaufmannschaft zweimal aufführt: Einmal heißt es nur kurz: „Wechselhandel haben in Berlin vorzüglich folgende Herren . . . Reinhard und Goltze an der Gertrautenbrücke“. Das andere Mal aber belehrt Schmidt den Benutzer seines Wegweisers in Anlehnung an seinen Vorgänger Nicolai ausführlicher über „Groß- und Speditionshandel. Dieser Handel geschieht mit aus- und inländischen Produkten und Fabrikaten. Der Speditions- und Transitohandel wird durch Ströme, Flüsse und Kanäle in der Mark Brandenburg befördert . . . Diese Kanäle geben zum Speditionshandel Anlaß. Die Kaufleute, die sich damit beschäftigen, machen z. T. auch Banquiersgeschäfte als . . . Reinhard und Goltze an der Gertrautenbrücke.“ Das Haus in seiner Lage unmittelbar an der Gracht war also für solche Zwecke besonders geeignet.

Auf den Monat genau zwei Jahre später, am 17. 1. 1815, verstarb sodann auch der Herr Reinhardt, und Goltze blieb als alleiniger Inhaber der Handlung zurück. In einem gedruckten Zirkular (Berlin, den 1. sten May 1815) teilte er seinen Geschäftsfreunden den Tod des Kompagnons „im 64. sten Jahre seines Alters“ ebenso wie die Tatsache mit, daß er, „um das wohl verdiente Andenken des Seeligen zu ehren, die Handlung zwar für seine alleinige Rechnung mit Übernahme sämtlicher Activa und Passiva, jedoch unter der bisherigen Firma von „Reinhardt und Goltze“ fortsetzen werde, und daß er nach wie vor im Stande sei, „jeden Auftrag unserer geehrten Freunde mit Nachdruck zu vollziehen.“

Seinen nächsten Schritt haben wir bereits früher erwähnt, nämlich den Ankauf des Hauses aus der Hand der bisherigen Besitzer Claude und Filhés vom 14. 9. 1815. Ein paar Einzelheiten dazu mögen aber noch von Interesse sein. Als Kauf-

preis für das ganze Objekt war die Summe von „20 500 Thalern in klingendem Brandenburgischen Silber Courant nach dem Münzfuß vom Jahre 1764 in $\frac{1}{12}$, $\frac{1}{6}$ und $\frac{1}{3}$ Stücken zahlbar“ vereinbart worden, die je zur Hälfte an die beiden bisherigen Besitzer gehen sollten. Laut Attest vom 10. 11. 1802 war das Gebäude bei der Feuersozietät zu 18 625 Thalern versichert. Es standen damals noch einige Hypotheken darauf, die im Einzelnen hier nicht interessieren können, bis auf die eine Summe von 5000 Thalern, die nämlich für den Preußischen Generalfeldmarschall Wichard Joachim Heinrich von Möllendorff eingetragen war, den erfolgreichen General des Siebenjährigen Krieges und späteren Gouverneur von Berlin, der im Jahre nach Goltzes Kauf — 1816 — im hohen Alter von 92 Jahren starb⁴³. — Die Übergabe an Goltze fand vertragsgemäß am 1. 1. 1816 statt, der also damit eigener Herr in eigenem Hause war, wenngleich er schon vorher, zumindest seit November 1815 dort gewohnt hat, wie aus einem am 7. 11. in seiner dortigen Wohnung aufgenommenen Protokoll hervorgeht.

Goltze muß auch in den Kreisen seiner Berufskollegen geschätzt gewesen sein, denn als im Jahre 1820 die Korporation der Kaufmannschaft von Berlin ins Leben gerufen wurde⁴⁴, die bis dahin keine offizielle Vertretung ihrer Gesamtinteressen gehabt hatte, sondern in den altüberkommenen Kaufmannsgilden der Tuch- und Seidenhandlung bzw. der Materialhandlung noch nach überlebten zünftlerischen Gesichtspunkten organisiert war, denen gegenüber sich die Großhändler, Fabrikanten und Bankiers ablehnend verhielten, da gehörte vom Tage der Gründung an auch er zum Ältestenkollegium der Korporation, wenngleich ihm wegen seines frühen Todes hier nur noch eine Wirksamkeit von zwei Jahren gegönnt war.

Zu Anfang 1822 nämlich erkrankte Goltze offenbar schwer, wir wissen nicht woran, am 20. Februar erschien in seiner „Behausung“ an der Gracht eine Gerichtsdeputation, um sein Testament in Empfang zu nehmen, und bald hernach, bereits am 5. 3. 1822 ist er dann gestorben, nachdem er sein Alter auf nur 48 Jahre und vier Monate gebracht hatte. Er wurde auf dem Louisestädtschen Friedhof, also in seiner Heimatgemeinde begraben, und dort hatte sich — wenigstens bis in den September 1931⁴⁵ an der Außenseite der Kirche eingemauert seine Grabtafel erhalten, ganz schmucklos und nur die schlichte Inschrift tragend:

Ruhestätte des Kaufmanns
Johann Carl Gottlieb Goltze
geb. den 22. Octbr. 1773
gest. den 5. Maerz 1822.

*

Der Verstorbene war unverheiratet gewesen, so daß er nicht für Frau oder Kinder zu sorgen gehabt hatte, und seine Hinterlassenschaft fiel — abgesehen von mehreren, zum Teil recht ansehnlichen Legaten an entferntere Verwandte und Freunde — dem Sohn seiner oben erwähnten Schwester zu. Der betreffende Passus des Testamentes nämlich lautete: „Zu meinem Universalerben ernenne ich meinen Neveu Carl Heinrich Ferdinand Rudolph, welcher in meiner Handlung angestellt ist, dergestalt, daß derselbe meinen gesamten Nachlass ... erben, erhalten und darüber uneingeschränkt zu verfügen berechtigt sein soll.“

Es erscheint angebracht, wie bei den früheren Hausbesitzern auch hier einen kurzen Rückblick auf dessen Herkunft und Familie zu werfen. Der genannte „Neveu“ war der Sohn des Berliner Seidenfabrikanten bzw. Seidenwirkermeisters Johann Carl Ludwig Rudolph und seiner Ehefrau Dorothea Caroline Friederike Goltze. Wir begegnen damit einer jener kleineren Berliner Seidenfirmen, deren Anfänge — im einzelnen bisher nicht geklärt — bis auf die Tage des großen Königs zurückgehen, worüber in der wirtschaftsgeschichtlichen Literatur allerlei Vorarbeiten zu finden sind⁴⁶. Der älteste bisher erfaßte Träger dieses Namens und Berufes war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Berliner Seidenfabrikant Christoph Rudolff, der mit Christine Dorothea Gutbier aus der bekannten Berliner Seidenwirkerfamilie verheiratet war⁴⁷. Deren Sohn war Ernst Ludwig Gottfried Rudolph (geb. 1750, gest. ?), „ein Seidenwürker“, unter dessen Paten ein Schönfärber Nebling und ein Fabrikant Janke erscheinen⁴⁸, während seine Frau Johanna Dorothea Colell die Tochter eines als Tuchfabrikant bzw. Tuchbereiter bezeichneten, aus Pommern gebürtigen Bogislav Jakob Colell war.

Dieses Ehepaar wiederum hatte den vorhin genannten Sohn Johann Carl Ludwig Rudolph (1777—1838), als dessen Paten im Louisenstädtischen Kirchenbuch zwei Herren Metzing und Scharschmidt genannt werden mit dem Zusatz „sind Seydenfabrikanten“⁴⁹, sowie als dritten Paten einen Färber Heer. Diese wenigen Berufsbezeichnungen — von weiteren Verwandten und Paten ähnlicher Herkunft zu schweigen — mögen hinreichend zeigen, daß wir uns also bei der Familie des neuen Hausbesitzers in einem geschlossenen Berufskreis aus der Textilgruppe befinden.

Carl Heinrich Ferdinand Rudolph selbst nun war in Berlin am 19. 12. 1800 geboren und am Neujahrstage 1801 in der Louisenstadtkirche getauft worden. Er war dann aber, gleich seinem Oheim Goltze, der Berufstradition seiner Ahnen nicht gefolgt, sondern in das Bankfach übergewechselt, indem er bei jenem „gelernt“ hatte und zur Zeit des Testamentes als Buchhalter bezeichnet wird. Daß Goltze seinen Neveu nicht bloß der Verwandtschaft wegen so reich bedachte, sondern auch seinen Charakter und seine Fachkenntnisse hoch einschätzte, macht der Nachsatz zu obigem Testamentsparagrafen deutlich: „Sollte derselbe bei meinem Absterben noch minderjährig sein, so wünsche ich, daß ihm sofort *venia aetatis* erteilt werde, indem ich ihm das Zeugnis gebe, daß er ordentlich, fleißig und wirthlich, auch im Stande ist, seinen eigenen Angelegenheiten vorzustehen.“

Dieser Fall war nun eingetreten, und die Goltzesche Bestimmung wegen der vorzeitigen Großjährigkeitserklärung wurde bereits wenige Tage später erfüllt, indem am 4. 4. das Vormundschaftsgericht das „Emancipationsattest“ erteilte, worauf der amtierende Notar dem jungen und nunmehr selbständigen Bankier Carl Rudolph „sogleich den Schlüssel zum Pult des Erblassers aushändigen konnte“. Jener aber hat das Andenken seines Oheims zeitlebens in Ehren gehalten, und als er selbst rund 40 Jahre später sein Testament aufsetzte, darin bestimmt, daß das Grab des alten Goltze „im Kirchengitter der Louisenkirche“ weiterhin sorgsam gepflegt werde.

Von den übrigen Testamentsbestimmungen soll nur Weniges gesagt werden. Als Zeichen der Wohlhabenheit des Verstorbenen mag immerhin vermerkt werden, daß neben dem Hauptobjekt noch Einzellegate an Angehörige, Mitarbeiter, die

Berliner Stadtarmen und den in unsern Papieren mehrfach vorkommenden Notar Martini in einer Gesamthöhe von 40 000 Talern und zwei Jahresrenten von nicht abzusehender Laufzeit in Höhe von zusammen 1000 Talern von ihm ausgesetzt wurden, wobei auffällt, daß allein 20 000 Taler an die beiden Demoisellen Fanny und Agnes Gaede zu zahlen waren. Diese aber waren die Töchter des früher bereits erwähnten Ältesten der Tuch- und Seidenhandlung Daniel (David) Friedrich Gaede, der nach seiner eigenen Angabe bei Erwerbung des Bürgerrechtes am 27. 7. 1778 zu Berlin als Sohn des Stadt- und Amtschirurgen Samuel Friedrich Gaede geboren war. Daß er gleichfalls der Textilbranche angehört hat, geht aus seiner Unterschrift unter dem früher erwähnten Zeugnis für Goltze hervor, und auch seine Frau, eine gebürtige Stettinerin Dorothea Maria Freytag (1772—1817), gehörte als Tochter eines dortigen Schneidermeisters wiederum einem ähnlichen Gewerbe an.

Wie unsere Dokumente ergeben, hatte Gaede mit seiner Familie ebenfalls im Hause Friedrichsgracht 58 gewohnt, und zwar mindestens schon im Todesjahr seiner Frau (1817), so daß sich vermuten läßt, er sei etwa 1816, d. h. nach dem Auszug der Claude und Filhès, dort eingerückt. Als er etwa ein Jahr vor Goltze im Februar 1821 starb, hinterließ er eben jene beiden, nunmehr ganz verwaisten Töchter, die im Jahre unseres Testamentes 20 bzw. 16 Jahre alt waren, und als deren Vormund jener erscheint.

Die großzügige finanzielle Ausstattung der beiden Mädchen hatte aber doch noch einen tieferen Grund, wie man gleich verstehen wird, nachdem erst noch ergänzt werden mag, daß in der Goltzeschen Handlung neben dem Buchhalter Carl Rudolph noch ein weiterer Buchhalter Jensen tätig war, der seinerseits mit einem Legat von 5000 Talern bedacht worden war. Goltze hatte bestimmt, um die Zukunft seines Geschäftes sicher zu stellen, „und da ich zugleich eine Begünstigung meines Buchhalters, des Herrn Heinrich Wilhelm Jensen beabsichtige“, daß der Universalerbe mit jenem nunmehr seinerseits in eine Sozietät eintreten und die bisherige Firma „Reinhardt und Goltze“ in „Rudolph und Jensen“ umbenennen solle, was auch alsbald geschah.

Es hat dann nicht lange gedauert, da wurde die ältere Tochter Fanny Gaede die Ehefrau des Buchhalters Jensen, ihre jüngere Schwester Agnes aber heiratete im Jahr nach Goltzes Tode den Universalerben C. Rudolph, und damit war erreicht, was der Erblasser wohl beabsichtigt hatte, daß Geld, Haus und Handlung schön beisammen blieben!

*

Der § 8 des Testamentes, der bestimmte: „So lange die Handlung zwischen meinem Universalerben und dem Herrn Jensen währt, soll das zur Handlung bis jetzt bestimmte Locale mit den Remisen und Kellern, auch mit dem Quartier für die Leute von den vorerwähnten Personen benutzt werden“, gibt uns nunmehr Gelegenheit, einmal einen Blick auf dieses „Locale“ selbst zu werfen und zu berichten, was die Grundstücksakten darüber festgehalten haben. Es wird beschrieben als ein „Wohnhaus nebst Seiten- und Quergebäude“ um einen Hof, zu welchem man durch die oben erwähnte, breite Wageneinfahrt gelangte, die hart an der Seite nach der Nr. 57 hin lag.



*Der eiserne Ritter. Prellstein am
Hause Friedrichsgracht Nr. 58*

Gleich beim Betreten des Torweges sah man verwundert die beiden sonderbaren Gestalten rechts und links des Einganges, die als Prellsteine dienten. Es waren zwei Ritter ohne Arme und Beine, der Rumpf mehr ein ornamentales Blättergebilde, aus dem ein behelmter, bärtiger Kopf emporwuchs — und zwar aus Eisenguß! Kam man dann durch den Torweg auf den Hof, so fand man dort abermals zwei derartige Gestalten zu beiden Seiten stehen. Hermann Kügler ist vor vielen Jahren einmal diesen stummen Wächtern und ihrer Geschichte nachgegangen⁵⁰. Es gelang ihm, eine ganze Reihe von solchen Paaren in und um Berlin nachzuweisen (denn sie treten natürlich immer paarweise auf, und die vier an der Friedrichsgracht waren — soweit bekannt — eine Ausnahme), und der Verfasser dieser Geschichte konnte ihn damals noch auf zwei weitere Vorkommen in Beeskow und in Zehdenick aufmerksam machen⁵¹. Sie waren aus märkischem Eisen gegossen, gewonnen aus dem Raseneisenstein des diluvialen Untergrundes, also wirklich bodenständige Märker! Und ihre Heimstätten waren die alten Eisenhütten in Gottow bei Luckenwalde, in Kossenblatt an der Spree und im uckermärkischen Zehdenick gewesen, bei welch letzterem Hochofen am 4. 3. 1725 einmal dieser „Morast-Stein“ erwähnt wird⁵².

Ungezählte Menschen mögen blind und gedankenlos an ihnen vorübergegangen sein, aber der leise Zauber, der an solchen Denkmälern der Vergangenheit haftet, trifft doch immer wieder einmal diesen und jenen, und wenn er gar ein Poet ist, dann schreibt er es vielleicht auch nieder: „Ich liebe in großen Städten diese älteren Stadtteile mit ihren engen, krummen, dunklen Gassen ... ich liebe sie mit ihren Giebelhäusern und wundersamen Dachtraufen, mit ihren alten Kartaunen und Feldschlangen, welche man als Prellsteine an die Ecken gesetzt hat ... Hier gibt es noch die alten Patrizierhäuser ... hier sind die dunkeln, verrauchten Kontore der alten gewichtigen Handelsfirmen ...“

Bestimmt haben die Augen Wilhelm Raabes auf diesen Rittern gelegen, wenn er aus seiner knapp zweihundert Meter weiter und nur eben um die Ecke gelegenen Wohnung in der Spreestraße Nr. 11⁵³ zu einem kurzen Spaziergang am Wasser seinen Schreibtisch verließ! Und auch ein Poet von anderer Art, Heinrich Zille,

Berlins scharfsichtiger „Milljöh“-schilderer, hat einmal einen solchen Rittersmann porträtgetreu verewigt, nämlich jenen, der am Eingang zum „Krögel“ stand. Seine Zeichnung aus dem ersten Weltkrieg (wohl in der damaligen „Berliner Illustrierten“ erschienen) trägt die genaue Ortsangabe und stimmt bis in nebensächliche Einzelheiten eines gegenüberliegenden Kellerloches mit der Wirklichkeit überein.

Der Hof selber bot wenig Bemerkenswertes. Die ihn umgebenden Baulichkeiten beherbergten, wie schon früher gesagt, die Rolle und die Färberei mit dem großen Kessel. Im Hinterhaus befanden sich ferner zwei Remisen, denn es gehörten natürlich auch Pferde und Wagen zur Handlung. Früher einmal hatten sie die Kutschen des Herrn von Ilgen beherbergt. In der dritten Remise im Seitengebäude rechts dagegen war der Winterholzbedarf für das „Comptoir“ untergebracht, zudem befand sich hier der Pferdestall.

„Die zum Comptoir im Vorderhause überlassenen Zimmer“ lagen im Erdgeschoß und haben sicherlich schon damals wie bis zuletzt jene eiserne Vergitterung besessen, wie sie einem solchen, große Werte enthaltenden Bankgeschäft gezierten. Die Sorge um die Sicherheit kommt beiläufig auch in einem Mietsvertrage vom Jahre 1851 zum Ausdruck. Damals überließ Carl Rudolph an den



Friedrichsgracht Nr. 58

Herrn Vincenz Loebel aus Lowositz, über den sonst nichts bekannt ist, „den im Vorderhause gelegenen Keller von 3 Fenstern“ (wie auch die Mitbenutzung der schon geschilderten Wassertreppe an der Spree). Dieser Keller hatte zwei Ausgänge, einen unmittelbar nach der Straße und einen zweiten nach dem Torweg. Herr Loebel wurde ausdrücklich verpflichtet, diesen letzteren spätestens um 7 Uhr abends fest und auf dem Flur noch besonders durch eine quer vorzulegende Eisenstange zu verschließen, welche sich daran befand. Er sollte auch den auf die Straße hinausführenden Zugang und die Fensterläden nach Geschäftsschluß fest verschließen, „damit die Sicherheit des Hauses nicht gefährdet werde“.

Dieser Keller muß beachtliche Ausmaße gehabt haben. Noch im April 1897 erinnerte sich der Großvater des Verfassers in Erzählungen über sein Elternhaus sehr genau dieser großen Räume. Und wenn der schon erwähnte gründlichste Kenner Altberliner Wohnkultur, Walter Stengel¹⁴, in seinem Kapitel über „Keller-Etagen und Wohnkeller“ berichtet: „Einmal, am 22. März 1756, hören wir, daß die Keller zementiert sind. In diesem Falle handelt es sich allerdings um ein mit eisernen Türen und Fensterläden gesichertes Fouragemagazin. Es gehört zu einem zwischen Jungfern- und Gertraudenbrücke gelegenen massiven Wohnhaus, dessen 28 Zimmer und Kammern z. T. „wohlgemahlte Plafonds und parquettierte Fußbodens“ haben“, so besteht gar kein Zweifel daran (obwohl Stengel sich nicht genauer ausdrückt), daß es sich um das Ilgen-Haus gehandelt hat, denn von den „Plafonds“ wird später noch ausführlich zu sprechen sein.

Zur Zeit unseres Berichtes enthielt der Keller ebenfalls „fest eingebaute Regale“, auch befand sich da eine „Gasröhrenleitung zu zwei Flammen“, wozu bemerkt sei, daß zwar die ersten Berliner Gaslaternen als viel bestaunte Neuheit bereits im September 1826 aufflamnten, aufgestellt von einer englischen Gesellschaft, daß aber das erste städtische Gaswerk im Jahre 1847 in Tätigkeit getreten war, d. h. vier Jahre vor Abschluß des fraglichen Vertrages.

Über das Kontor selber und die Räume des Obergeschosses können wir uns ein leidliches Bild machen, weil der Notar Martini für die Festsetzung der „Erb-schaftsstempelgefälle“ eine bis in kleinste Einzelheiten gehende Gesamtaufstellung des Goltzeschen Nachlasses angefertigt hat, die in mannigfacher Hinsicht Belege und Ergänzungen zu dem Stengelschen Buche hätte abgeben können, der ja sein Wissen zum großen Teil aus dem Studium ähnlicher Verzeichnisse geschöpft hat. Es befanden sich danach in den Geschäftsräumen zunächst einmal drei Schreibpulte mit Schubkästen und zwei dito ohne Schübe, zu denen entsprechend fünf lederne Comptoir-Schemel gehörten. Außerdem waren da noch für wartende Kunden „6 Stück ganz schlechte Stühle“ vorhanden, wobei dieses geringschätzigste Adjektivum sicherlich im ursprünglichen Wortsinne als „s c h l i c h t e“, einfache Stühle zu verstehen ist.

Zum unmittelbaren Handlungsinventar gehörten ferner ein hölzerner Zähl-tisch mit Spinde und ein dergleichen Zähl-tisch mit Marmorplatte, dazu eine große Geldwaage mit kupfernen Schalen und Ketten sowie 49 Pfund messingenen Gewichten, eine große Lastenwaage mit eisernen Ketten, zwei kleinere Waagen und insgesamt 22½ Zentner eisernen Gewichten. Ein kleines „ordinares Bücher-spinde“ mag die Geschäftsbücher beherbergt haben, daneben aber auch drei Ries verschiedene Papier und ein Exemplar des „Allgemeinen Landrechtes“.

Auf den Pulten standen oder lagen sechs verschiedene Leuchter, eine Wachsstockschere und ein porcellaines Feuerzeug; die Schubfächer der Pulte bargen vier Federmesser, drei Papierscheren und „verschiedene Schreibmaterialien“, an der Wand hing ein alter Barometer. Von einer Uhr ist nicht die Rede, aber der Verschönerung des Raumes bzw. seiner Benutzer dienten zwei weiße Gardinen, ein Spiegel und zwei Dutzend Handtücher, obwohl von einem Waschbecken ebenfalls nicht gesprochen ist. Schließlich lagen da noch im Hintergrunde „verschiedene alte Kisten, Kasten und Geldfässer.“ —

Wir steigen jetzt in Gedanken die Treppe zum Obergeschoß hinauf — was für eine Treppe! Sie stand der des bekannteren Ermelerhauses nicht nach, und man wird später noch von ihr reden müssen! — und sehen uns in den Stuben um, wo der Junggeselle nach dem Tode des Ehepaares Gaede gewohnt hat. Leider verbietet es der verfügbare Raum, allzusehr auf Einzelheiten einzugehen. Da war zuerst die „nach vorn heraus belegene einfenstrige gelbe Stube“, bei der man nicht in der Annahme fehlgehen wird, daß sie das eigentliche Wohnzimmer des Hausherrn gewesen sei, mit Mahagonisekretär, -kommode und entsprechendem -spiegel, während der Tisch samt dem zugehörigen Sopha und den Stühlen aus Birke gefertigt war. Bezeichnend für die damalige Zeit und ihre Geselligkeit war der auch hier nicht fehlende Spieltisch, besonders aber auch das Material, aus welchem er gearbeitet war, nämlich „Zuckerkistenholz“⁵⁵. Weiter vervollständigten eine kattunene und zwei kleine Gardinen (wohl Scheibengardinen?) das Fenster, und unter der „Fußdecke“ ist der heutige Teppich zu verstehen⁵⁶. Das moderne Rundfunkgerät oder den Plattenspieler ersetzte dem Herrn Goltze „eine Spieluhr mit Bronze und Zubehör“, und einen besonderen Zimmerschmuck bildete die lebensgroße Büste der „seeligen Madame Gaede“, die heute als — unfreiwillige! — Leihgabe im Museum der Stadt Cottbus im Pücklerschloß zu Branitz steht.

Diese Plastik, die neben einem bis heute erhaltenen, sehr reizvollen Pastellbild eine Vorstellung vom Aussehen der gebürtigen Stettinerin vermittelt, gibt ein kleines Rätsel auf, denn an ihrer linken Seite steht als Signum des Künstlers „Ph. Gaede fec. 8. 2. 1817.“ — ein Verwandter offenbar der Dargestellten, über den wir aber leider sonst gar nichts wissen. Das große Künstlerlexikon von Thieme-Becker nennt verschiedene Gädes (wobei die etwas abweichende Schreibweise aber sicher nichts zu bedeuten hat), und darunter finden wir auch einen Philipp Friedrich Gäde, geboren um 1782 und gestorben zu Berlin am 2. 5. 1840 im Alter von 58 Jahren, aber es heißt nur von ihm, er sei Holzbildhauer gewesen und habe 1800 und 1832 die Berliner Akademieausstellung mit einem Blumenstück und einem Christus am Kreuz beschickt, — also nichts von Porträtplastik! Das ältere Nagler'sche Künstlerlexikon⁵⁷ ist in seinen Angaben noch knapper und hilft also auch nicht weiter. Das Datum an der Büste aber ist der Todestag der Dargestellten. —

An das Gelbe Zimmer schloß sich das Staatsgemach, das allgemein nur für Gästeempfang und große Geselligkeit benutzt zu werden pflegte⁵⁸. Herr Notar Martini kennzeichnete den Raum als die große Stube, „worin sich mit Oel gemalte Landschaften befinden“, mit denen es in der Tat eine besondere Bewandnis hatte, deren Deutung wir aber für später zurückstellen. Es war ganz in Rot gehalten, Sopha und Stühle waren mit rotseidenen Überzügen versehen und entsprachen damit einem vielleicht schon etwas überalterten Geschmack, weil das „Journal

des Luxus und der Moden“ bereits im Jahre 1786 — im Todesjahr des großen Königs — festgestellt hatte, „daß rothe DamastZimmer immer zu einem reichen und schönen Ameublement gehören“⁵⁹. Ein großer Mahagoni-Trumeau — von allen Einrichtungsstücken der Wohnung das mit 60 Talern am höchsten taxierte Stück — stand zwischen den Fenstern, die ihrerseits wieder von roten Gardinen eingefast waren.

Es ist dann weiter die Rede von einer „Blauen Stube“, ohne daß deren Lage näher gekennzeichnet wäre, deren Möbel diesmal aus schwarzem Pappelholz gefertigt waren und damit einer um 1804 aufgekommenen Mode entsprachen⁶⁰, so daß auch Goethe meinte, „daß es gut in die Augen falle und ein Zimmer putze“, weshalb er beabsichtigte, seiner Frau Christiane zwei derartige Schränkchen in Jena anfertigen zu lassen. — Wir versagen es uns, auf Einzelheiten aus den hinteren Räumen einzugehen, deren einer offensichtlich die Schlafkammer des Hausherrn gewesen war, wo an den Wänden „acht ordinaire Schildereien“ hingen, und werfen lediglich noch einen kurzen Blick auf den Inhalt der Schränke und Kommoden, denn auch hier gilt es, sich kurz zu fassen, selbst wenn die Liste derartiger „Effecten“ Gelegenheit genug böte, Lebensgewohnheiten oder Liebhabereien ihres Besitzers zu entschleiern.

Aus dem Kleiderschrank mag allenfalls die alte Gardistenuniform interessieren, wohl von der Bürgergarde stammend, da von einer etwaigen Teilnahme Goltzes an den mehrfachen Kriegen zu Anfang des Jahrhunderts nichts überliefert ist. In manchen Dingen war er sehr reichlich ausgestattet, etwa mit 12 Westen oder mit 22 Halstüchern, wobei man allerdings berücksichtigen muß, daß diese ja damals statt unserer heutigen Kragen getragen wurden. — In seinem Sekretär fanden sich neben dem oben erwähnten Chrysoprasing mit Brillanten und seiner goldenen Repetieruhr samt Petschaft insgesamt 13 Tabakdosen, darunter eine goldene zum Taxwerte von 60 Talern. Solche Tabatieren sind wohl damals ähnliche Verlegenheitsgeschenke für Herren gewesen wie heute die Aschbecher oder Selbstbinder! Er muß auch ein starker Raucher gewesen sein, denn die Pfeifen, silberbeschlagene und ordinaire, die Zigarrenpfeifen und Bernsteinspitzen, Tabakkästen, -beutel und -messer bilden allein eine lange Liste. Gelegentlich wird Herr Goltze auch auf die Jagd gegangen sein, wie eine Büchse mit Zubehör, auch ein Pulverhorn und zwei gestickte Tragbänder andeuten, auch mag er dann seinen „Tubus“ mitgenommen haben, doch scheint dies alles für einen wirklich passionierten Jäger etwas wenig gewesen zu sein. Zu den Musen dürfte er nur ein recht loses Verhältnis gehabt haben: Zwar findet sich unter seinem Nachlaß eine Flöte nebst Noten, aber an geistiger Nahrung waren sonst doch nur „verschiedene alte Bücher“ und nochmals „diverse Komödienbücher“ vorhanden — neben dem Allgemeinen Landrecht unten im Comptoir. Eine wirkliche Bibliothek aber war das nicht.

Die lag vielmehr für den Herrn Goltze unten im Keller, wo sich bei seinem Tode neben kleineren Posten Burgunder, Heremitage, Muscat-Lunell, Markobrunner und Liebfrauenmilch („1. qualité“ mit 21 Flaschen), Niersteiner, Château Lafitte und Champagner (12 Flaschen und 8 halbe) als eine beruhigende Reserve für die Zukunft noch 233 Flaschen Medoc fanden, — neben einem Haufen von 192 bereits geleerten, so daß wir alles in allem auf rund 500 Flaschen kommen! Der Testamentsexecutor Martini muß das richtige Gefühl gehabt haben, daß eine solche Menge Alkohol für den neuen, jungen Prinzipal nicht zuträglich sein

würde, und so hatte er bestimmt, daß diese Weine dem Kaufmann August Düring zu verabfolgen seien, während der bei den im Kontor befindlichen Sachen aufgeführte „Franzwein“ „den beiden Herren Socien überlassen sein“ sollte, also mit der Handlung zusammengehangen haben wird.

In merkwürdigem Gegensatz zu dieser Fülle des Reichtums steht die Beobachtung, daß in dem Gesamtverzeichnis, das bis zu Taschenmesser oder Handfeger hin alles Vorhandene aufgeführt hat, Geschirr, Gefäße, Bestecke usw. so gut wie gar nicht erscheinen, sondern nur Einzelstücke aufgeführt werden bis hin zu einem Bierglas und einem Weinglas! Man fragt sich: Wovon und womit aß Herr Goltze, woraus bewirtete er seine Gäste, wo seine Wohnung doch summa summarum etwa 34 Stühle aufwies, — die Sophas nicht mitgerechnet?

Was allerletztens noch „die Pferde, Wagen und Geschirr anbelangt, so hat sich der Gutsbesitzer Herr Holtze zu Charlottenhof anheischig gemacht, dafür in Pausch und Bogen 800 Thaler zu entrichten...“ Dieser Herr Holtze, der auch noch in weiteren, hier unberücksichtigt gebliebenen Papieren vorkommt, gewinnt durch den Beisatz „zu Charlottenhof“ ein gewisses historisches Interesse. Er nämlich war es, der 3 Jahre später, gegen Ende des Jahres 1825, sein Ackergut dieses Namens für 30 000 Taler an den König Friedrich Wilhelm III. verkauft hat und selbst nach Werder zog. Er hatte dem König den Gedanken nahelegen wollen, das fragliche Gelände in die Parkanlagen von Sanssouci einzubeziehen, doch machte der König stattdessen Charlottenhof dem Kronprinzen, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. zum Geschenk, der es dann nach eigenen Entwürfen zu dem anmutigen Schloßchen umgestaltete, das seinen Reiz bis in die Gegenwart bewahrt hat⁹¹. —

Wir haben bei dem Goltzeschen Testament länger als vielleicht gebührend verweilt, aber es schien uns in seiner Mittheilung ein Stück biedermeierlicher Kleinmalerei zu sein. Und wir nehmen nunmehr den Faden unserer Geschichte wieder auf, — soweit sich ein solcher überhaupt finden läßt, indem wir zu unserer Entschuldigung abermals ein Wort aus der Sperlingsgasse zitieren: „Ich hab's mir wohl gedacht, als ich diese Bogen falzte, und ich hab's auch wohl mit aufgeschrieben, daß ihr Inhalt nicht viel Zusammenhang haben würde. Ich weile in der Minute und springe über Jahre fort: ich male Bilder und bringe keine Handlung; ich breche ab, ohne den alten Ton ausklingen zu lassen: ich — — schreibe keinen Roman.“

*

Der ehemalige Buchhalter Carl Rudolph war also vor der Zeit großjährig gesprochen worden und nunmehr Hausbesitzer und selbständiger Bankier, und er war damit genötigt, „seinen eigenen Angelegenheiten vorzustehen“, wie es in jenem Testament hieß. Etwas aber fehlte noch, um ihn zu einem vollwertigen Mitglied der Berliner Stadtgemeinde werden zu lassen: Er mußte noch das Bürgerrecht erwerben und bei vorgesetzter Stelle darum „geziemend ansuchen.“ Der ihm ausgestellte Bürgerbrief vom 26. 4. 1822 auf dem herrlichen alten Papier und in den prachtvollen Drucktypen liegt — mit der Unterschrift des Oberbürgermeisters Büsching gezeichnet — vor uns als ein Zeichen einer gewissenhaften Zeit und einer ehrbaren Gesinnung des Einzelnen gegenüber der Gesellschaft.

Nachdem so die juristische und soziale Einordnung in das Gefüge der Stadt vollzogen war, betraf der nächste Schritt das Geschäftliche. Der Testamentsbestimmung gemäß gingen die beiden bisherigen Buchhalter und Schwäger einen Sozietätskontrakt ein, und die in Nr. 58 der Friedrichsgracht fortbestehende Firma hieß seit dem 1. 5. 1822 nunmehr „Rudolph und Jensen“. Der Vertrag war bestimmungsgemäß zunächst auf 6 Jahre — bis zum 1. 5. 1828 — geschlossen worden und sollte, wenn er nicht rechtzeitig vorher von der einen oder anderen Seite gekündigt würde, automatisch um die gleiche Zeitspanne weiterlaufen. Nun, er wurde nicht gekündigt, er setzte sich vielmehr noch manche Jahre darüber hinaus fort, bis zu jenem Tage, an welchem Carl Rudolph seiner Kundschaft in einem gedruckten Zirkular vom 1. 1. 1848 mitteilen mußte, daß Herr Heinrich Wilhelm Jensen bereits am 27. 9. 1847 gestorben und „durch diesen Todesfall die seit 25 Jahren bestandene Societät aufgelöst“ sei. Mit dem Datum des Zirkulars lief das vertraglich festgelegte Societätsjahr ab, die Jensenschen Erben waren aus der Verbindung ausgeschieden, und der Unterzeichnete übernahm „von heut an mit sämmtlichen Activis und Passivis“ die Firma von Carl Rudolph für seine alleinige Rechnung.

Es ist nicht die Absicht, die Lebensschicksale der beiden genannten Familien hier weiter zu verfolgen, da es bei dieser Geschichte ja nur um das Haus geht, es mag aber doch soviel gesagt werden, daß dem Ehepaar Rudolph-Gaede unter diesem Dache fünf Kinder geboren worden sind, wie auch das Ehepaar Jensen-Gaede eine gleiche Kinderzahl hinterlassen hat. Das mag genügen, und wir kehren damit zu dem Hause selbst und seiner Geschichte zurück.

Ob und wie weit im Laufe der Zeiten etwa bauliche Veränderungen auf dem Grundstück vorgenommen worden sind, wissen wir nicht. Es fehlt uns da an jeglichen Anhaltspunkten, — bis auf ein Ereignis, das allerdings unter Umständen sehr verhängnisvoll hätte werden können. Das war der Brand vom Jahre 1854, über welchen ein Brief vom 4. 3. 1854 der Tochter Agnes an ihren Bruder Eduard vorliegt, aus dem wir Folgendes zitieren: „Einige Tage nach Deiner Abreise, als am Sonnabend den 25. ten, früh 4 $\frac{1}{2}$ Uhr, werde ich durch ein ungeheures Poltern über mir erweckt, das sich in kurzen Pausen immer erneuert; ich, in der Furcht, es seien Diebe, klinge nach den Mädchen, welche natürlich nicht erscheinen; in großer Unruh über den ganz merkwürdigen Lärm, stehe ich rasch auf in der Absicht, mir Vater zum Untersuchen zu holen; kaum habe ich die Thür nach der Spindenstube geöffnet, als ich sehe, wie die hellen Flammen vom Dache herunterschlagen — nun stürze ich natürlich zu den Eltern, die auch schon auf waren, dann zu Friedrich, um ihn nach der Feuerwehr zu schicken; alle Leute im Hause liefen nun bei uns zusammen, alle Sachen aus dem Hinterflügel wurden nach dem Saal geschleppt; Tante, Marie, die Mädchen und Friedrich an der Spitze heulten und schrien; dabei der furchtbare Sturm, durch den die Flammen förmlich gepeitscht wurden, fortwährendes Hin- und Herlaufen, ungeduldiges Erwarten der Hülfe, kurz, das ganze war so entsetzlich, daß nur der eine Ahnung davon haben kann, der dergleichen erlebt, — gegen 6 Uhr kamen endlich die Spritzen, gegen 7 Uhr war das Feuer gelöscht — Lob und Dank der Hinkeldeyschen Feuerwehr; von der Jungfern- bis zur Gertraudtenbrücke stand Spritze an Spritze, Mann an Mann, kein Fremder wurde herangelassen; der Branddirector Scabell wie auch die diversen Feuerlieutenants waren von Anfang bis Ende zugegen: glücklicherweise ist Niemand beschädigt noch

verunglückt. — Du kannst wohl denken, lieber Bruder, daß durch dies Feuer einige Unruh bei uns eingezo gen ist — ausgebrochen ist es über meiner Schlafstube, so daß von dort bis nach der Mädchenstube der ganze Dachstuhl fort ist; hätte es noch etwas länger ungestört fortgebrannt, so wären die Decken eingestürzt; ... am Montag war eine Baucommission zur Abschätzung hier, die Zimmerleute haben schon Maß genommen, so daß nächstens hier gebaut werden wird...“

„Lob und Dank der Hinkeldeyschen Feuerwehr!“ — Damit war der seit November des Revolutionsjahres 1848 amtierende, sehr tatkräftige Polizeipräsident gemeint⁶², der eine Reihe bemerkenswerter Neuerungen und Verbesserungen sozialer, hygienischer und sicherheitspolizeilicher Art durchgesetzt hat, darunter beispielsweise — und für unsern Fall wichtig — im Jahre 1851 gegenüber der bisherigen, wenig zuverlässigen, freiwilligen Feuerwehr eine militärisch straff organisierte und technisch gut ausgerüstete Berufswehr (die aber mangels hinreichender Tätigkeit damals auch noch die Straßenreinigung zu erledigen hatte!). Sie also war es gewesen, die — in einer Zeit ohne Telephon und Feuermelder — schon immerhin anderthalb Stunden nach Entdeckung des Brandes zur Stelle war und Schlimmeres verhütete⁶³.

Die folgenden Jahre und was sie den Hausbewohnern brachten, haben nur für einen kleinen Kreis ein familiengeschichtliches Interesse und können deshalb hier schnell übergangen werden. Zunächst hatte es den Anschein, als ob des Hausherrn ältester Sohn Adolph einmal die Firma übernehmen und fortführen würde. Als bereits mehrjähriger Mitarbeiter seines Vaters trat er am 1. 1. 1855 als offizieller Teilhaber ein, doch nötigten Differenzen zwischen Vater und Sohn in den nächsten Jahren zu einer Trennung am 30. 6. 1860. Da der zweite am Leben gebliebene Sohn Eduard aber die juristische Laufbahn eingeschlagen hatte und als Nachfolger deshalb nicht in Frage kam, sah sich Carl Rudolph genötigt, in seinem Testament zu bestimmen: „Meine Handlung soll mit meinem Tode aufhören und es sollen von meinem Todestage ab neue Geschäfte nicht mehr gemacht werden.“ Dieses Ereignis aber trat bald danach am 15. 10. 1862 ein, und damit geht unsere Geschichte des Hauses, wenigstens soweit sie die Zeit der Bank und „Handlung“ unter den verschiedenen Namen betrifft, rasch zu Ende, und ein neues Kapitel kündigt sich an.

*

Zunächst sollte nach dem Testament die Witwe Agnes Rudolph berechtigt sein, das Grundstück zu übernehmen, und zwar für die inzwischen erheblich gesteigerte Wertfestsetzung von 36 000 Talern. Sollte sie von diesem Rechte keinen Gebrauch machen wollen, so sollte das Anwesen veräußert werden, jedoch nur dann, wenn mindestens 42 000 Taler dafür zu erhalten seien. Leider brechen grade an dieser Stelle die urkundlichen Belege, denen wir bisher folgen konnten, ab, und wir sind für das Weitere auf einige wenige dürftige Andeutungen aus Briefen angewiesen.

Hiernach haben Zweckmäßigkeitsgründe dafür gesprochen, das Haus zu verkaufen, was im Laufe des Jahres 1863 geschah. Aus einem Brief der Tochter Marie vom 30. 3. 1863 aber hört man dann wenigstens den Namen des Käufers, und man horcht auf: „Ullstein hat schon die kleine Stube in Besitz genommen und besucht uns häufig, hat auch Mutter und mich zu sich eingeladen...“, und

am 5. 7. schreibt die Witwe selbst an ihren Sohn: „Da Herr Ullstein sich sehr liebenswürdig und nobel in jeder Beziehung zu uns zeigt, so bin ich ihm auch in der Art gefällig, daß ich ihm versprochen habe, das Quartier so bald als möglich zu räumen... und da er einen gewaltigen Umbau vorhat... Der Bau fängt schon über 8 Tage an... Bei der Übergabe des Hauses brauchst Du nicht zugegen zu sein, da Herr Ullstein durchaus ein Ehrenmann zu sein scheint und auch allgemein dafür bekannt ist.“

Ullstein, ein Name, der aus der Geschichte der Reichshauptstadt nicht wegzudenken ist! Der Schöpfer des Zeitungs- und Buchverlages und des gewaltigen Druckereibetriebes, — es lohnt sich, einen Augenblick einzuhalten und auch hier wieder zu sehen, woher er kam.

Leopold Ullstein war am 6. 9. 1826 zu Fürth bei Nürnberg geboren, wo sein Vater einen Papiergroßhandel betrieb. Er kam mit 22 Jahren, d. h. also etwa im Revolutionsjahr 48 nach Berlin, um hier eine eigene derartige Handlung zu eröffnen, die Zeitungen und Magazine versorgte, bis sich ihm später Gelegenheit bot, eines der bisherigen Berliner Blätter anzukaufen und damit selbst ins Pressewesen einzusteigen. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Geschichte seines Hauses zu erzählen, zumal das einer seiner Söhne selbst getan hat⁶⁴. Für uns handelte es sich nur darum, die Gewißheit zu erlangen, daß es auch wirklich der Ullstein war, der 1863 das Haus unserer Geschichte übernahm. Die große Festschrift zum 50jährigen Geschäftsjubiläum⁶⁵ bringt nähere Einzelheiten leider erst von eben jenem Jahre 1877 an, wo mit dem erwähnten Zeitungskauf der Verlag begründet wurde, während die vorausgehende Zeit nur sehr flüchtig gestreift wird. Immerhin enthält sie doch den einen Satz, der für unsere Frage entscheidende Bedeutung hat: „Sein erstes Kontor hatte er in der Brüderstraße. Dann zog er nach der Friedrichsgracht, und endlich verlegte er Wohnung und Geschäft nach der Wilhelmstraße 71.“ Näheres können wir zu der ganzen Angelegenheit nicht mitteilen, nur noch, daß im August 1863 dann der Auszug der Witwe Rudolph aus dem alten Hause stattfand und es in einem Brief vom 19. 8. heißt: „Ullstein hat am 15. August richtig bezahlt“.

Nach diesen wenigen Briefzitaten könnte man meinen, nun sei alles klar gewesen, aber die Sache muß doch noch irgendwelche Wege gelaufen sein, die mit den uns zur Verfügung stehenden Quellen nicht aufgehehlt werden konnten. Denn sieben und ein halbes Jahr später steht in einem Brief der alten Wittfrau vom 27. 3. 1871 ein ebenso kurzer wie rätselhafter Satz: „Possardt hat mir ganz plötzlich mein Geld ausgezahlt“. Man fragt sich: Hatte Herr Ullstein damals 1863 zwar das Haus gekauft, jedoch einen Teil der Kaufsumme als Hypothek auf den Namen Agnes Rudolph im Grundbuch eintragen lassen? Und hatte er jetzt 1871 wieder verkauft, ehe er in die Wilhelmstraße übersiedelte? An diesen neu auftauchenden Possardt, der die noch auf dem Hause stehende Schuld mit übernommen und jetzt beglichen haben könnte? Man müßte um Zuverlässiges zu erfahren, das Grundbuchblatt einsehen können, — aber das liegt in Ostberlin! Nur das Eine wissen wir mit Bestimmtheit: Der wiederum neue Besitzer hieß also Possardt⁶⁶, und mit ihm und seinem Namen beginnt nach dem kurzen Ullstein-Zwischenspiel abermals ein ganz andersartiges Kapitel, überschrieben „Das Possardt-Haus“, denn unter dieser Bezeichnung erscheint das ehemalige Ilgen-Haus beispielsweise auch in der mehrgenannten Schrift von Lederer über das alte Berlin sowie in verschiedenen kleineren Aufsätzen von Kügler, Sternaux

und anonymen Berichterstatlern, die sogleich zu zitieren sein werden. Hans Jahn⁶⁷ nennt es ebenfalls wie selbstverständlich „das jedem Berliner Kunstfreund bekannte Possarthaus“.

*

Ehe wir das wenige zu Papier bringen, was wir zu dem neuen Abschnitt zu sagen wissen, wäre hier die richtige Gelegenheit, abermals über ein Inventar zu sprechen, das bei der Haushaltsauflösung von 1863 zum Teil an die Erben ging, zum Teil in alle Winde verauktioniert wurde, schöne Stücke, z. T. reinstes Biedermeier. Sekretäre und „Cylinderbüros“, Vitrinen und Spiegel, Porzellan aus der Berliner Manufaktur usw., aber es würde zu weit führen, und das meiste ist 1945 bei der großen Katastrophe zu Asche geworden. Nur ein paar „Bilder“ mögen ihrer Merkwürdigkeit halber und wegen der sonderbaren Schicksale des einen von ihnen noch kurz erwähnt werden.

Da waren zunächst drei sog. „Federbilder“, zwei davon als Gegenstücke gearbeitet, die Papageien darstellten, lebensgroß, daß ganze aus echten Papageienfedern gestickt: Stich an Stich, Fädchen an Fädchen, Feder an Feder! Es waren bewundernswürdige Arbeiten und in ihrer Art wirkliche „Kunstwerke“ und zeitgeschmackliche Dokumente von eigenem Wert. Das dritte in gleicher Technik zeigte eine Art von Rokokofüllhorn mit überquellenden Früchten und Blumen und war zudem mit farbigem Sand auf geleinnten Untergrund „verschönert“. Es hieß von ihnen immer, es seien ursprünglich noch mehr dagewesen, und sie seien einmal irgendwann von einem „faulen Kunden“ der Bank an Zahlungen Statt übernommen worden.

Daß sie wirklich wertvolle Stücke gewesen sein müssen, die man sogar anspruchsvolleren Käufern anzubieten wagte, beweist ein Brief aus den Tagen der Auflösung des Haushaltes: „Der gestickten Bilder hat sich jetzt Herr Maull erbarmt und ist schon überall mit herumgelaufen, unter anderm auch bei Olfers gewesen . . .“ Wer dieser hilfreiche Maull gewesen ist, wissen wir nicht. Dafür aber war Herr Olfers eine um so namhaftere Persönlichkeit⁶⁸, nämlich der 1793 geborene und nach anfänglich diplomatischer Laufbahn, die ihn bis an den kaiserlichen Hof nach Brasilien geführt hatte, seit 1839 zum Generaldirektor der Königlichen Museen ernannte Betreuer der Berliner Sammlungen, der sich in 30jähriger Tätigkeit bleibende Verdienste erworben hat (gest. 1871). Und hatte er auch zunächst keine rechte Neigung zum Kauf gezeigt, so konnte doch ein Brief zwei Monate später melden, daß es geglückt sei, „den alten Fritz für 3 Fried. d'or und noch eins von den andern Bildern für 1 Fried. d'or an Olfers zu verkaufen“. Soweit so gut. Nun muß man sich aber erinnern, daß gerade 1863 ein in doppeltem Sinne bedeutsames Erinnerungsjahr war: Hundert Jahre waren seit dem Ende des siebenjährigen Krieges und fünfzig seit dem ersten Befreiungskriege vergangen, Grund genug, dieser für Preußen so wichtigen Ereignisse in einer Ausstellung zu gedenken⁶⁹. Und so liest man in einem abermaligen Brief vom 19. 8. 1863: „In der vergangenen Woche war ich in der Ausstellung hier im Schauspielhaus, die die Denkwürdigkeiten aus Friedrichs des Großen Zeit und der Befreiungskriege enthält, und war nicht wenig überrascht, dort unsern an Olfers verkauften, gestickten Fritzen unter Glas und in einem schönen altmodischen Rah-

men wiederzufinden“. — Man fragt sich, war der „gestickte Fritz“ etwa auch aus Papageienfedern oder in Kreuzstichmanier gearbeitet? Wo mag er geblieben sein? Ob er wohl heute noch in einem staatlichen Museumslager ein verborgenes Dasein führt?



Nach diesem Intermezzo wenden wir uns dem letzten Kapitel zu, der Aera Possart einschließlich der Aera Lenz. Es ist herzlich wenig, was wir berichten können, nichts weiter, als eine Aneinanderreihung von einigen Notizen, die sich gelegentlich hier und da aus Presseberichten oder biographischen Nachschlagewerken haben „zusammenlesen“ lassen, also eine recht trockene und farblose Darstellung nach den lebendigeren Bildern, für die bisher unsere Quellen reichlicher geflossen waren.

Wer war zunächst dieser Possart, und woher kam er? Es heißt immer nur, er habe Eugen Possart geheißten und sei ein Rittergutsbesitzer gewesen, ohne daß wir sagen könnten, wo das war, und er sei zudem ein wohlhabender Mann und eifriger Kunstsammler gewesen, der sein Geld darauf verwendet habe, sein neu erworbenes Haus mit auserwählten Kunstschätzen zu füllen, wodurch er es zu der Rokokosehenswürdigkeit gemacht habe, die es wirklich bis zum Ende des zweiten Weltkrieges für die Reichshauptstadt gewesen ist. Gelegentlich liest man auch, daß Wilhelm v. Bode, der Generaldirektor der Staatlichen Museen, und der Bildhauer Reinhold Begas eng mit ihm befreundet gewesen seien und ihm bei der Ausgestaltung seines Heimes fördernd zur Seite gestanden hätten, und von Begas sind in der Tat Plastiken im Hause aufgestellt gewesen (s. u.). Geht man aber die Selbstbiographie v. Bodes durch⁷⁰, die überreich an mehr oder minder berühmten Namen ist, so findet man doch nirgends den Namen Possart auch nur erwähnt.

Das ist eigentlich schon alles, was wir von dem neuen Hausherrn haben feststellen können, — nicht einmal seine Lebensdaten sind uns bekannt geworden, während von seinen beiden jüngeren Stiefbrüdern mehr zu sagen wäre, von Felix Possart (1837—1928), der es — nachdem er als Jurist begonnen hatte — später als Landschafts- und Architekturmalers zu einem gewissen Ruhm gebracht hat, und der ein Schüler von Franz Skarbina und Hans Gude gewesen ist⁷¹, und von dem bekannteren, dritten Bruder, dem 1897 geadelten Ernst (Ritter von) Possart (1841—1921), „Sohn einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie“, wie es in einer kurzen Lexikonangabe heißt, der eine steile Laufbahn vom Schauspieler über den Bühnenleiter bis zum Generalintendanten der Bayerischen Staatsbühne und Wirklichen Geheimen Rat zurückgelegt hat⁷².

Eugen Possart an der Friedrichsgracht nun aber, um auf ihn zurückzukommen, hatte eine einzige Tochter Rose, die die Erbin seines Besitzes wurde und mit einem Hauptmann v. Mannlich verheiratet gewesen ist. Auch dieser letztere Name wiederum ist in Fachkreisen nicht ganz unbekannt. Des Herrn Hauptmanns Großvater nämlich, Christian v. Mannlich (1741—1822), war Hofmaler und Baudirektor der Herzöge von Pfalz-Zweibrücken gewesen, die später in München als bayerische Könige auf den Thron kamen. Seit 1799 war er auf diese Weise der Hofmaler des Königs Maximilian von Bayern gewesen⁷³.

Und abermals war es eine Tochter nunmehr dieses Ehepaares, Lili v. Mannlich (geb. Berlin 25. 12. 1888), welcher später das Haus mit seinen Kunstschätzen zufiel. Sie und ihr Ehemann sind dann bis zum Ende des letzten Krieges die Besitzer, Bewohner und sorgsamten Pfleger des Ilgenhauses und Possarterbes gewesen. Auch er, der letzte Hausherr, hat sich in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts einen gewissen Ruf erworben, und zwar ebenfalls wieder in Verbindung mit dem Theater: Leo Lenz-Schwanzara, einer der fruchtbarsten Lustspielautoren Berlins⁷⁴, geboren in Wien am 2. 1. 1878, in den letzten Jahren seines Lebens in hohem Alter und als Ehrenpräsident des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten in Eisenach lebend. Lenz, der gewissermaßen der Hausdichter des Schauspielers und Filmkomikers Ralph Arthur Roberts gewesen ist, war ein überaus fruchtbarer Lustspielsdichter, dessen Bühnenstücke und Filmmanuskripte jahrelang die Berliner Lust- und Lichtspielhäuser bzw. deren Kassen gefüllt haben. Überschaute man die lange Reihe der von Kürschner mitgeteilten Werke, die aus dem ehrwürdigen Haus an der Gracht hervorgegangen sind, ist man geneigt, Richard Wagner zu zitieren: „Vereint sind Liebe und Lenz!“ Und wir schließen dieses sehr knappe Kapitel der letzten Jahre — und grade wegen dieser Dürftigkeit mit besonderer Berechtigung! — mit einem nochmaligen Raabe-Wort aus seiner Chronik: „Wie abgeblaßt und schal sieht alles aus, was ich ... zusammengetragen und niedergeschrieben habe; wie farbenbunt und frisch erlebte es sich!“



Unsere Geschichte des Hauses ist damit beendet, aber trotzdem bleibt noch Einiges — Wichtiges! — zu sagen übrig. Damals 1822, als Herr Goltze starb und Herr Notar Martini so sorgfältige Bestandsaufnahme machte, hatten wir versucht, uns nach seiner Liste das Innere der Stuben des Hauses vorzustellen. Und so unternehmen wir jetzt noch einmal in Gedanken einen Umgang durch die Räume, um zu sehen, wie sie sich etwa hundert Jahre später — in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen — darboten. Das kann diesmal um so leichter geschehen, als hier und da in der Presse Besuche bei Leo Lenz geschildert worden sind und namentlich eine zu ihrer Zeit viel gelesene Modezeitschrift einmal einen mit sehr guten Aufnahmen ausgestatteten Bildbericht veröffentlicht hat⁷⁵, der zum geschriebenen Wort auch den optischen Eindruck vermittelte.

Alle diese Berichterstatter preisen den Reiz des Hauses in hohen Tönen, das einmal etwa „ein Rokokoidyll“ genannt wird⁷⁶, „in welchem die Kunst des Alten Fritz ihr schönstes Heim in Berlin gefunden habe“, oder von dem es ein andermal heißt⁷⁷, daß sich in ihm „unverfälschtes Rokoko aus spielerisch-galanter Zeit“ erhalten habe. Lederer betonte auch, wie wir schon früher hörten, der Herr von Ilgen habe das Haus umbauen lassen und „habe ihm durch eine prachtvolle Innendekoration den Charakter eines Rokokoschlösschens gegeben, das den Vergleich mit den Königlichen Schlössern wohl aufnehmen könne“. Der ungenannte Verfasser in der „Eleganten Welt“ — als ein Echo Lederers — meinte, während der Regierungszeit Friedrichs des Großen sei die bis zuletzt erhaltene Fassade erbaut worden und das Innere dem Zeitgeschmack entsprechend, d. h. im Geschmack von Sanssouci umgestaltet, und es dürfe in Berlin wohl kein zweites Privathaus geben, das in seinen Dekorationen ein so glänzendes Muster jenes

Kunststils aufweise, der aufs innigste mit der Periode Friedrichs des Großen verknüpft sei, oder an anderer Stelle⁷⁸ ist von einem Salon „des ausgehenden 18. Jahrhunderts“ die Rede.

Hier scheinen nun doch einige Begriffe und Vorstellungen durcheinanderzugehen. Sicher ist, daß der Herr von Ilgen 1728 starb. Jede Kunstgeschichte oder Stilfibel aber belehrt darüber, daß der Rokokostil in seinen frühesten Anfängen in Paris um 1725 zu beobachten sei und sich in Deutschland erst seit etwa 1730 durchgesetzt habe. Es sieht demnach eigentlich mehr so aus, als ob der Schöpfer aller dieser Herrlichkeiten eher der oben erwähnte Herr Ilgen junior gewesen sei, der 1750 seinem Vater im Tode nachfolgte. Auch andere Gründe scheinen dies zu bestätigen (s. u.).

Wie dem auch sei, — wir gehen jetzt in Gedanken noch einmal zwischen den beiden eisernen Rittern in das Haus hinein und steigen die Treppe aufwärts. Sie führt uns in wahrhaft noblem Schwung an den Geschäftsräumen vorbei, die mit ihren vergitterten Fenstern im Erdgeschoß liegen. Ein echtes, in Blau und Weiß gehaltenes Treppenhaus, und ebenso zeitgerecht und stilvoll das schöne, schmiedeeiserne Geländer der Treppe selbst, die an der Einmündung in den oberen Flur ihrerseits mit einem erhöhten Eisengitter abgeschlossen wird. Der Lichtkandelaber aus vergoldeter Bronze übrigens wird durch eine von Begas geschaffene Puttengruppe aus Marmor getragen, die Possart seinerzeit aufstellen ließ⁷⁹. Ludwig Sternaux⁸⁰ sprach an dieser Stelle von einer „Zimmerflucht im ersten Stock“, was vielleicht doch übertriebene Vorstellungen erwecken könnte. Die Hausfront sagt vielmehr deutlich, daß hier neben einander höchstens 4 Zimmer gelegen haben können. Eines davon, „ein Salon des ausgehenden 18. Jahrhunderts“, ist nach wie vor noch mit rotem Damast tapeziert, mit vergoldeten Möbeln und alten Bildern geschmückt. Wir erkennen in diesem Staatsgemach unschwer den Raum, in welchem nach den darüber erhaltenen Protokollen der Kaufvertrag von 1815 abgeschlossen wurde und der alternde Bankier Rudolph 1861 dem Gerichtsdeputierten sein Testament aushändigte. Während in dem Inventar von 1822 nur von rotbezogenen Stühlen und Sopha sowie von roten Gardinen gesprochen worden war, ergänzt der jetzige Bericht das Lokalkolorit um die roten Damasttapeten, denn „der gute Geschmack verlangte es damals, daß die Stuhlgarnituren mit den Tapeten accorderien“⁸¹.

Außerdem weist dieses Zimmer noch eine Kostbarkeit auf, die wir bisher nur erst beiläufig gestreift haben, indem Herr Martini von dieser Stube gesagt hatte: „worin sich mit Oel gemalte Landschaften befinden“. Sie besitzt nämlich, um nunmehr etwas deutlicher zu werden, Deckengemälde und Supraporten, die meist rund heraus dem berühmten Maler des großen Königs, dem Lothringer Antoine Pesne zugeschrieben werden! Nur einer der zitierten Presseartikel wahrt an dieser Stelle ein zurückhaltenderes Urteil, indem er sagt, wenn auch nicht „unbedingt sicher sei, daß Pesne einige der Deckengemälde geschaffen habe, so sei doch einwandfrei verbürgt, daß mehrere der dortigen Bilder (in diesem und den weiteren Räumen!) von Fechhelm stammten“. In diesem Zusammenhang verdient die Feststellung Beachtung, daß die neueste und umfassendste Pesnemonographie von Berckenhagen⁸² dieser Bilder keinerlei Erwähnung tut.

Die Fechhelms aber waren vier malende Brüder samt zwei Söhnen einzelner von ihnen, über die wiederum Thieme-Becker⁸³ Auskunft gibt. Für die hier er-

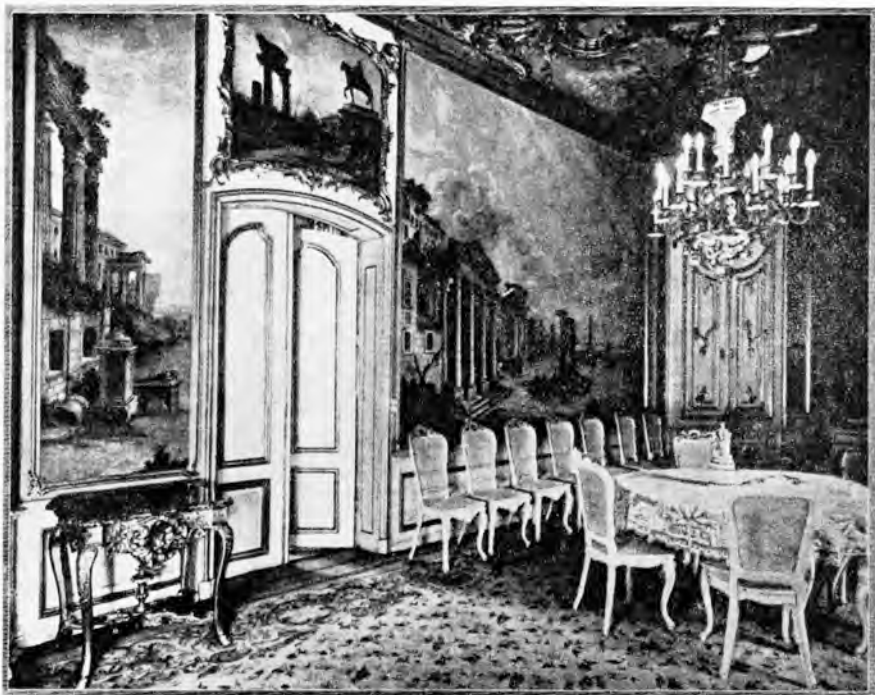


*Treppenhaus in der
Friedrichsgracht Nr. 58*

wähten Malereien kommt danach aber allein Carl Friedrich Fehhelm in Frage (geb. Dresden 1723, gest. Berlin 1785), der im wesentlichen Dekorations- und Freskenmaler gewesen ist, wie er denn beispielsweise auch den großen Saal des Ermeler-Hauses in der Breiten Straße ausgemalt hat. Auch Nicolai⁸¹ deutet Ähnliches an, wenn er sagt, jener habe „viele Gärten und Palläste in Berlin mit perspectivischen Malereyen gezieret“. Walter Stengel⁸⁵ glaubte, bei einer Zeitungsanzeige vom Mai 1765, derzufolge ein „Tapetenmaler, seiner Arbeit wegen berühmt“, sich genötigt sah, einen Lehrburschen zu suchen, an ihn denken zu dürfen, zumal jener nicht lange vorher, 1754, nach Berlin gekommen war. Auch er vermerkt, daß ein Teil der verlorenen „Tapeten“ des Ermeler-Hauses, 1762 datiert, von ihm gestammt habe. Aus den folgenden Jahren sind noch weitere Arbeiten von ihm bekannt, was alles darauf hinzudeuten scheint, daß auch die Ausschmückung des Ilgen-Hauses nur auf Veranlassung des jüngeren Ilgen geschehen sein kann.

Das bewegliche Inventar, wie es die zitierten Quellen in Wort und Bild beschrieben haben, ist das Sammelergebnis des Herrn Possart gewesen. Daß diese alten „Schildereien“ aber schon längst vor seiner Zeit die Räume geschmückt haben, bezeugt — abgesehen vom Wortlaut unseres Inventares von 1822 — die Tatsache, daß sie ebenso wie das Treppengitter und die steinernen Kamine der Stuben nach Maß gearbeitet und fest eingebaut waren.

Es liegt uns fern, an dieser Stelle alle die später eingebrachten Kostbarkeiten näher zu beschreiben, die barocken, altfranzösischen Möbel, die kostbare Cloisonné-Uhr, den stattlichen Kronleuchter aus der Berliner Porzellanmanufaktur oder den berühmten Schreibtisch, der, wie gut beglaubigt ist, der Originalschreibtisch des großen Königs aus Sanssouci gewesen war, die berühmte Porzellansammlung, die auf hundert goldenen, in die Wand eingelassenen Konsöl-



Speisesaal mit den alten Supraporten und den Wandgemälden von Karl Friedrich Fechhelm (1723—1785)

chen im „gelben Salon“ aufgestellt war. Dieser diente in der Aera Lenz als Musikzimmer, damals — 1822 — deutete die bronzene Spieluhr des Herrn Goltze erst sehr bescheiden auf die spätere Bestimmung des Zimmers hin! — Was uns vielmehr vor allem angeht, sind die Räume selbst, und es ist bemerkenswert zu sehen, daß ihr schon damals bezeugter Charakter sich durch mindestens hundert Jahre erhalten hatte, denn auch das 1822 erwähnte „blaue Zimmer“ war als solches bewahrt geblieben, nur daß es ehemals mit seinen blau bezogenen Möbeln aus Schwarzpappelholz weit schlichter gewesen war als jetzt mit dem in die Wand eingelassenen, von vergoldetem Schnitzwerk umrahmten Spiegel, einem kostbaren Schreibtisch aus der Werkstatt des berühmten Kunsttischlers Röntgen und weiteren Teilen der Porzellansammlung. Der marmorne Kamin dagegen dürfte schon vor hundert Jahren den Raum erwärmt haben.

Zum Hof hinaus gelegen ist dann schließlich noch der Speisesaal zu nennen, den unser „Brandbrief“ von 1854 auch bereits als „Saal“ bezeichnete. In ihm erreichte — nach Lederer — die Dekoration ihren Höhepunkt, denn auch er war geschmückt mit großen, den ganzen Raum füllenden Wandgemälden von Fechhelm, mit den alten Supraporten und einer wertvollen barocken Decke, die in ihrem Mittelteil ein Pesne zugeschriebenes Gemälde aufwies. Hier an der rückwärtigen Hausseite war auch ein Balkon gegen den Hof hin angebaut, der ein ebenso altes und stilechtes Geländer wie das Treppenhaus zeigte.

Das Alles ist nun hinüber und vorbei! Der Krieg hat mit dem gesamten Berlin auch die Friedrichsgracht schwer getroffen. Was stehen geblieben war, soll Presseberichten zufolge von den heutigen Machthabern gleich dem Schloß und andern unersetzlichen Denkmälern abgetragen und ausradiert werden, um modernen Zweck- und Propagandabauten Platz zu machen. Das Gewesene steht nicht mehr schau- und faßbar vor uns, es kann nur noch in Wort und Bild den künftigen Generationen weitergereicht und von denen im Herzen getragen werden, die in stürmischer Gegenwart sich noch eine Empfindung für den Zauber des Gewesenen bewahrt haben.

Es war nur ein einziges Haus im steinernen Meer der alten Reichshauptstadt, von dem hier gesprochen worden ist, aber wie sich die Lichtstrahlen in einem Brennspeigel bündeln und hell aufleuchten, so gilt — bei aller Lückenhaftigkeit und Unvollkommenheit des von uns gezeichneten Bildes, deren wir uns schmerzlich bewußt sind — auch hier die Weisheit des Chronisten aus der Sperlingsgasse:

„Die Geschichte eines Hauses ist die Geschichte seiner Bewohner, die Geschichte seiner Bewohner ist die Geschichte der Zeit, in welcher sie lebten und leben, die Geschichte der Zeiten ist die Geschichte der Menschheit, und die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte — Gottes.“

Anmerkungen:

- ¹ Mario Krammer: Berlin und das Reich. Berlin 1935, S. 42 — Franz Lederer: Schönes altes Berlin. Berlin 1930 (3. Aufl.), S. 7 f.
- ² Reinhard Lüdike: Geschichte der Berliner Stadtgrundstücke, Bd. 1 (Berliner Häuserbuch 2. Teil), Berlin 1933.
- ³ Raabe war zu Ostern 1854 nach Berlin gekommen. Im November desselben Jahres begann er dort, in der Spreestraße, seine „Chronik der Sperlingsgasse“ zu schreiben und vollendete sie im folgenden Frühjahr.
- ⁴ Hans Jahn: Berlin im Todesjahr des Großen Kurfürsten. Erläuterungen zum Perspektivplan von J. B. Schultz aus dem Jahre 1688 (= Schriften d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 55, 1935), S. 16.
- ⁵ Das war keine Einzelercheinung. Krammer, a.a.O., S. 48 f. bringt dafür zahlreiche Beispiele.
- ⁶ P. Clauswitz: Die Pläne von Berlin und die Entwicklung des Weichbildes. Berlin 1906, S. 15 ff.
- ⁷ Berlin anno 1690. Zwanzig Ansichten aus Joh. Stridbecks d. J. Skizzenbuch. Herausgegeben und erläutert von Wilh. Erman. Berlin 1881.
- ⁸ J. F. Bachmann: Die Luisenstadt. Berlin 1838, S. 20.
- ⁹ R. Borrmann: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin. Berlin 1893, S. 406.
- ¹⁰ Allg. Deutsche Biographie (ADB) Bd. 14, 1881, S. 16–19 — Peter Baumgart in den „Westf. Lebensbildern“ Bd. 7, Münster 1959, S. 61–82 mit Porträt Ilgens.
- ¹¹ Ahnentafeln berühmter Deutscher, Bd. 1, 1929–32, S. 113, Taf. 28 des Feldmarschalls Edwin v. Manteuffel.
- ¹² Ztschr. f. Niederdt. Fam.Kunde 38, 1963, S. 111.
- ¹³ Die Siegesallee. Amtlicher Führer durch die Standbildergruppen. Hrsgg. auf Veranlassung d. Kgl. Unterrichtsministeriums (o. J.), S. 68.
- ¹⁴ Für die Geschichte dieses bereits wenige Jahre später vernichteten, offenbar großartigen Kunstwerkes vgl. Georg Gottfr. Küster: Collectio opusculorum historiam Marchicam illustrantium. Berlin 1730, Bd. 1, S. 48, Nr. XVIII — Dasselbe bei Küster, Fortgesetztes Altes und Neues Berlin (1752, S. 506 f.) — S. a. Borrmann, a.a.O., S. 125 und 253.

- ¹⁵ Dieses im Süden Berlins gelegene, fast ein halbes Jahrtausend lang der Familie v. Britzke gehörige Dorf hatte Ilgen im Jahre 1719 erworben. Er pflanzte in seinem Park jene berühmte, erste Akazie, die Stammutter aller weiteren deutschen Akazienbäume, die damals gerade als zarter Schößling aus Amerika übers Meer gekommen, dem Könige zum Geschenk gemacht und von diesem an seinen getreuen Ilgen weitergegeben worden war.
- ¹⁶ Reproduziert u. a. bei Eduard Heyck: Friedrich I. und die Begründung des preuß. Königums. Bielefeld-Lpz. 1901, S. 8 und in den Westfäl. Lebensbildern a. a. O.
- ¹⁷ Westfälische Lebensbilder, S. 70.
- ¹⁸ Constantia Henriette von Ilgen, geb. ?, gest. 18. 9. 1747. Näheres s. Ahnentafeln ber. Dtsch.
- ¹⁹ Wohl identisch mit „Henricus Rutgerus Ilgen Mindensis“, der am 7. 2. 1719 zu Halle-Wittenberg immatrikuliert wurde; vgl. Fritz Junke: Matrikel der Univ. H.-W. I (1690–1730), Halle 1960, S. 247.
- ²⁰ Borrmann, a. a. O., S. 406.
- ²¹ Neander von Petersheiden: Anschauliche Tabellen von der gesamten Residenz-Stadt Berlin. Bln. 1799, S. 40.
- ²² Lüdicke: Stadtgrundstücke, S. 405, Nr. 213 A.
- ²³ Richard Béringuer: Die Stammbäume der Mitglieder der franz. Colonie in Berlin. Berlin 1887.
- ²⁴ Claude kommt z. B. auch zahlreich im Namenregister bei Lüdicke vor, dagegen kein Filhès.
- ²⁵ Ed. Muret: Gesch. d. franz. Kolonie in Brandenburg-Preußen. Berlin 1805.
- ²⁶ Fr. Nicolai: Beschreibung der Kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam. 2. Aufl. 1779, S. 377.
- ²⁷ Nicolai: Beschreibung . . . , 3. Aufl. 1786, S. 515.
- ²⁸ Lederer, a. a. O., S. 14–16 — Vgl. W. Stengel: Alte Wohnkultur in Berlin und in der Mark im Spiegel der Quellen des 16.–19. Jahrh. Berlin 1958, S. 189.
- ²⁹ Ernst Kaerber: Die Bürgerbücher und die Bürgerprotokollbücher Berlins von 1701–1750. Berlin 1934, S. 423.
- ³⁰ P. O. Rave: Berlin. Das Werden seines Stadtbildes. Lpz. 1941, S. 27.
- ³¹ Küster: Des Alten und Neuen Berlin 3. Abtlg. Bln. 1756, Sp. 109 f.
- ³² Wieweit allerdings die Küstersche Nachricht, daß dieses Haus danach „den Kauf- und Handels-Herrn Splittgerber und Daun überlassen worden“ sei, zutrifft, konnte nicht ermittelt werden. Die gewichtige Festschrift zum 200jährigen Bestehen dieser Firma (F. Lenz/O. Unholtz: Die Gesch. d. Bankhauses Gebr. Schickler. Bln. 1912) enthält jedenfalls keinerlei Andeutungen in diesem Sinne.
- ³³ 1. Aufl. 1769, S. 91 — 2. Aufl. 1779, S. 110 — 3. Aufl. 1786, S. 132.
- ³⁴ Valentin H. Schmidt: Wegweiser f. Fremde u. Einheimische durch die kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam. Bln. 1813, S. 149.
- ³⁵ W. Riehl – J. Scheu: Berlin und die Mark Brandenburg. Bln. 1861, S. 104.
- ³⁶ Jedoch erst in der 2. Auflage von 1779, S. 353!
- ³⁷ 3. Aufl. 1786, S. 479.
- ³⁸ Neander, a. a. O., S. 40.
- ³⁹ Auch Grand kommt bei Muret und Béringuer einige Male vor. Die aus Grenoble stammende Familie läßt sich bereits im Dezember 1700 in Berlin nachweisen, und zu den zeitlich ersten Berliner Weinhandlungen gehörte ein Grand (Muret, S. 42, 47, 320). 1782–1813 war ein Grand Direktor des franz. Waisenhauses, 1809 ein solcher (derselbe?) in der Direktion der Ecole de Charité (Muret, S. 156, 165), aber bei dem Fehlen der Vornamen aller dieser Nachrichten kommt man nicht zu rechter Klarheit.
- ⁴⁰ Der Name Ficker(t) läßt sich übrigens in Berliner Bürgerverzeichnissen des 19. Jahrh. mehrfach nachweisen, so bei Lüdicke (S. 340) Carl Friedrich Fickert 1820 und ebda. S. 426 Friedrich Wilh. F. 1849, beide Metzgermeister und Inhaber von Hypotheken bzw. Erben bei Häusern in der Neuen Friedrichstraße. — Von besonderem Interesse ist aber doch eine (a. a. O., S. 200 genannte) Demoiselle Johanne Eleonore Ficker, die 1823 eine Summe Geldes auf dem Hause Königstraße 62 stehen hatte und die möglicherweise mit der Stifterin des Grachthauses Nr. 57 an den Waisenvater Schindler identisch gewesen ist, deren Vornamen unsere zitierten Gewährsmänner leider verschwiegen haben.

- ⁴¹ Beiläufig mag hier erwähnt werden, daß nach der preuß. Katastrophe von 1806 bei Jena und Auerstedt und nach der Besetzung Berlins durch die Franzosen an der Aufbringung der schweren Kontributionslasten neben anderen Berliner Banken auch das Haus Ficker & Reinhardt beteiligt gewesen ist (Lenz-Unholtz, a.a.O., S. 238).
- ⁴² Schmidt: Wegweiser für Fremde . . . , S. 102.
- ⁴³ Vgl. Allg. Dtsch. Biographie 22, 1885, S. 120 f.
- ⁴⁴ Durch kgl. Vollziehung ihrer Verfassung vom 2. 3. 1820 — Zu Goltze vgl.: Die Korporation der Kaufmannschaft von Berlin. Festschrift zum 100j. Jubiläum. Bln. 1920, S. 658 Beilage 6.
- ⁴⁵ Die Reste der im Kriege beschädigten Kirche wurden am 29. 5. 1964 gesprengt.
- ⁴⁶ Schmoller-Hintze: Die Preuß. Seidenindustrie im 18. Jh. und ihre Begründung durch Friedrich d. Gr. Bln. 1892, 2 Bde., darin die Namen Rudolph und Gutbier mehrfach erwähnt. S. a.: Die Berliner Sammet- und Seidenwirkerinnung. In: Mitt. Ver. Gesch. Blns. 18, 1901, S. 117 f.
- ⁴⁷ Karl Büchsel: Bilder aus der Gesch. der Fam. Büchsel und der ihr verwandten Familien. Göttingen 1955, S. 8 f.
- ⁴⁸ Nach Kaerber, Bürgerbücher, S. 133, waren zwei Brüder Jancke Zeugmacher, 1729 Bürger geworden, deren Vater ein Garnweber aus Schlieben/Sachsen.
- ⁴⁹ Kaerber, a.a.O., S. 246 und 454, bringt über sie nähere Angaben.
- ⁵⁰ H. Kügler: Die „Eisernen Ritter“ von Berlin. In: DAZ vom 11. 11. 1936.
- ⁵¹ Der eine Zehdenicker Ritter ist abgebildet im Templiner Kreiskal. 1935, S. 43.
- ⁵² Lenz/Unholtz: Gebr. Schickler, S. 30.
- ⁵³ Sie heißt ihm zu Ehren seit 1931 „Sperlingsgasse“.
- ⁵⁴ Stengel: Wohnkultur, S. 52.
- ⁵⁵ Zuckerkasten-, auch Zuckertannenholz war ein dem Zigarrenkastenholz entsprechendes, dem Mahagoni ähnliches aber nicht gleichwertiges Kolonialholz, das in Hamburg, mit dem Rohrzucker (Zuckerhüten!) importiert, als Verpackungsabfall von Tischlern gern billig aufgekauft und zu Möbeln verarbeitet wurde, während es als Handelsartikel in der Form von Rohware unbekannt geblieben ist. Es war so etwas wie das „Mahagoni des kleinen Mannes“. — S. a.: Hamburg als Markt für überseeische Hölzer 1795–1920. Zum 125j. Geschäftsjubiläum der Maklerfirma J. F. Müller & Co. Hamburg 1920, S. 25 f. — Stengel: Wohnkultur, S. 117.
- ⁵⁶ Für die Entwicklung der Berliner Teppichfabrikation (tapis de pied) vgl. Stengel, S. 57.
- ⁵⁷ 4. Bd., 1837, S. 549.
- ⁵⁸ „Uns zu Ehren waren die Salons geöffnet . . .“, schrieb am 1. 12. 1857 ein Freund des Hauses.
- ⁵⁹ Zitiert nach Stengel: Wohnkultur, S. 35.
- ⁶⁰ ebenda, S. 115.
- ⁶¹ Kuhlow: Charlottenhof und seine Bauten. In: Mitt. Ver. Gesch. Blns. 24, 1907, S. 47 ff. — Schmitz: Schloß Charlottenhof. In: Hohenzollern-Jahrbuch 20, 1916 — Ludwig Sternaux: Potsdam. Ein Buch der Erinnerung. Bln. 1924, S. 163.
- ⁶² Karl Ludwig Friedrich v. Hinkeldey, geb. 1. 9. 1805, preuß. Generalpolizeidirektor, gest. 10. 3. 1856. Vgl. Allg. Dt. Biographie 12, 1880, S. 437 f.
- ⁶³ Bekannt als durch die hier nur eben angedeuteten sozialen Bemühungen und seine politische Rolle ist Hinkeldey dann im März 1856 durch die Duellaffäre geworden, die er mit einem Gardeoffizier v. Rochow-Plessow hatte, und die ihn das Leben kostete. Diese Geschichte, die damals weithin — nicht nur in Berlin — vielen Staub aufgewirbelt hatte, erregte gerade nach der zwei Jahre vorausgegangenen Brandgeschichte im Hause an der Friedrichsgracht besonders stark die Gemüter und hat in alten Familienbriefen ihren ausführlichen Niederschlag gefunden, ein wertvolles zeitgeschichtliches Dokument. An Veröffentlichungen über H. aus neuerer Zeit vgl. Heinrich v. Sybel in der Hist. Ztschr. 189, 1959, und Berthold Schulze im Jb. f. d. Gesch. Mittel- und Ostdeutschlands 4, 1955.
- ⁶⁴ Hermann Ullstein: The Rise and Fall of the House of Ullstein. London 1944.
- ⁶⁵ Max Osborn (Hrsg.): 50 Jahre Ullstein 1877–1927. Bln. 1927 — S. Wininger: Große Jüdische National-Biographie 6. Band, S. 155.
- ⁶⁶ So die gewöhnliche Schreibweise des Namens!
- ⁶⁷ Jahn, S. 28 f. (s. Anm. 4).

- ⁶⁸ Vgl. Allg. Dt. Biographie 24, 1887, S. 290 f.
- ⁶⁹ „Die im Juli 1863 stattgehabte Ausstellung im Konzertsaal des Kgl. Schauspielhauses zur Erinnerung an Friedrich d. Gr.“ gen. in den Mitt. Ver. Gesch. Blns. 25, 1908, S. 320.
- ⁷⁰ Wilh. v. Bode: Mein Leben. 2 Bde., Bln. 1930; s. bes. die Kapitel „Berliner Sammler“ (I, S. 191–94), „Beziehungen zu Privatsammlern“ (II, S. 39 f.) und „Alte und neue Sammler“ (II, S. 228 f.).
- ⁷¹ Thieme/Becker: Allg. Lexikon der bildenden Künstler 27, 1933, S. 295 — Wininger: Jüd. Nat. Biographie 5, 1931, S. 88.
- ⁷² Ernst v. Possart: Erstrebtes und Erlebtes. Bln. 1916 — Wininger: Bd. 5, S. 86.
- ⁷³ Thieme/Becker: Bd. 24, 1930, S. 24 f.
- ⁷⁴ K. A. Kutzbach: Autorenlexikon der Gegenwart. Bonn 1950, S. 227 — Kürschners Dt. Literaturkalender 52, 1952 — Habel: Wer ist wer? 13. Ausgabe 1958, S. 759.
- ⁷⁵ P. Kr.: Ein „Sanssouci“ in Alt-Berlin. In: Elegante Welt 1930, Nr. 1, S. 15–18 mit 6 Abb.
- ⁷⁶ Lederer, a.a.O., S. 8.
- ⁷⁷ N. N.: Die Friedrichsgracht und ihr Rokokoschlößchen. In: DAZ vom 17. 5. 1938.
- ⁷⁸ H. Schmidt: Im Heim der Heiterkeit. Besuch beim Lustspielautor Leo Lenz. In: Berliner Lokalanzeiger v. 3. 2. 1939 — Jupp Müller-Marcin: Moderner Mensch im Rokoko. Besuch bei Leo Lenz. Ebenda v. 2. 1. 1943.
- ⁷⁹ Abb. bei Alfred G. Meyer: Reinhold Begas. Knackfuß' Künstler-Monographien 20, 1901, S. 95, 98.
- ⁸⁰ Sternaux: Sanssouci an der Spree. In: Bln. Lokalanzeiger v. 7. 8. 1937.
- ⁸¹ Stengel: Wohnkultur, S. 35.
- ⁸² Ekhart Berckenhagen u. a.: Antoine Pesne. Bln. 1958.
- ⁸³ a.a.O., Bd. 11, 1915, S. 326–329.
- ⁸⁴ Nicolai: Beschreibung . . . , 1. Aufl. 1769, S. 383.
- ⁸⁵ Stengel: Wohnkultur, S. 32.

Die medizinische Versorgung der Bevölkerung im Kreise Prenzlau 1850

Während wir über die verschiedenen medizinischen Theorien unterrichtet sind, fehlt uns fast völlig die Kenntnis von der medizinischen Versorgung der Bevölkerung. Durch Biographien wissen wir zwar einiges vom Wirken einzelner Ärzte. Auch gibt es für das 19. Jahrhundert Medizinalpersonenstatistiken. Diese sind jedoch nur für größere Gebiete berechnet und geben daher oft ein falsches Bild. Schon seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wurden von den Medizinalbehörden sogenannte Medizinalpersonentabellen geführt. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Führung dieser Tabellen einer Reorganisation unterworfen und in der Medizinalabteilung des preußischen Kultusministeriums wurden Akten angelegt, in denen die Berichte der Kreisphysici, die über den Regierungsmedizinalrat bei den Regierungen an das Ministerium gelangten, gesammelt wurden. An Hand dieser Medizinalpersonentabellen ist es möglich, detaillierte Untersuchungen über die medizinische Versorgung der Bevölkerung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts anzustellen. Im folgenden soll über die Verhältnisse im Kreise Prenzlau berichtet werden.

An Hand der benutzten Literatur konnten leider keine statistischen Beschreibungen des Kreises Prenzlau für das Jahr 1850 ausgewertet werden. Die Angaben über den hier untersuchten Kreis müssen einer Landesaufnahme aus dem Jahre 1858 entnommen werden, die Boeckh 1861 veröffentlichte.

Das Kreisgebiet umfaßte danach 446 260 Magdeburger Morgen. Auf das Gesamtareal entfielen in pro mille

Gehöfte	10
Gartenland	7
Ackerland	707
Wiesen	108
Weideland	44
Wald	50
Steinbrüche, Torfstiche	2
nutzbares Land	928

Im Kreisgebiet wurden 328 Wohnplätze (178 mit Namen, 150 ohne Namen) nachgewiesen, das sind 16 Wohnplätze auf eine Quadratmeile. Von den benannten Plätzen waren drei Städte, 77 Flecken und Dörfer, 68 Vorwerke und 11 Etablissements. Insgesamt waren 1858 im Kreise 14 834 Gebäude, davon 4599 Privatwohnhäuser, das sind 715 Bauwerke auf die Quadratmeile vorhanden. Eisenbahnen und Wasserstraßen führten nicht durch das Kreisgebiet. Die Bevölkerung betrug 54 298 Einwohner, davon 1013 Militärbevölkerung (26 793 männliche, 27 505 weibliche Personen, die Zahl der Ehefrauen betrug 8901 — eine Errechnung der Anzahl der Frauen im gebärfähigen Alter ist an Hand der überlieferten Zahlen nicht möglich). Es existierten 11 280 Hausstände. 53 524 Einwohner waren Protestanten, 311 Katholiken und 428 Juden.

Die von Boeckh veröffentlichte Gewerbestatistik ist etwas unübersichtlich. Zur Abrundung unserer Kenntnisse von den Verhältnissen im Kreis Prenzlau sollen hier aber einige Zahlen wiedergegeben werden.

A. Aus der Tabelle der Fabrications-Anstalten

Weber (excl. der in Fabriken beschäftigten)	229 Meister	86 Gehilfen u. Lehrlinge
Wasser- und Wind-Getreide-Müller	84 „	121 „
Andere Mühlen	43 Anstalten	68 Arbeiter
Ziegler, Brauer, Brenner, Theerschweler, Destillateure etc.	44 „	122 „
Arbeiter in Fabriken jeglicher Art	36 „	243 „

B. Aus der Tabelle der mechanischen Künstler und Handwerker etc.

Bauhandwerker und Schornsteinfeger	49 Meister	480 Gesellen	86 Lehrlinge
andere Handwerker, welche einer Meisterprüfung unterliegen	1329 „	719 „	466 „
Fischer (für eigene Rechnung arbeitend)	23	29 Gehilfen und Lehrlinge	„
Gärtner (für eigene Rechnung arbeitend)	51	9 „	„
andere handwerksmäßige Beschäftigungen (für eigene Rechnung arbeitend)	70	57 „	„
Literarische Verkehrs-Anstalten	5 Inhaber	11 Gehilfen und Arbeiter	„
Handelsgewerbe			
Großhändler und Kaufleute, welche einen eigenen Laden halten	126 Inhaber	100 Gehilfen und Lehrlinge	
andere Handeltreibende	274		
Fuhrleute	37 Eigenthümer	11 Gehilfen und Knechte	
Gast-, Schank-, Speisewirte etc.	144		
Concessionspflichtige Dienstleistungen und Schaustellungen	58 Personen		
Handarbeiter			
in der Landwirtschaft	1899 männlich	2447 weiblich	
in anderen Gewerben	1744 „	2059 „	
Gesinde			
in der Landwirtschaft	3139 „	1511 „	
in anderen Gewerben und zur persönlichen Bequemlichkeit	400 „	921 „	
Personen, die von Almosen leben (Familienhäupter)	1372		
Rentiers von eigenen Mitteln lebend (ohne Geschäft)	471		
Künstler und Privatgelehrte	34		
Justiz- und Verwaltungsbeamte	241		
Geistliche, Lehrer, Medizinalpersonen	344		

C. Fabrikanstalten

Maschinen-Spinnereien	10 Anstalten	39 Arbeiter
Weberei, Druckerei, Färberei,		
Bleicherei, Appretur	8 "	22 "
Dampf-Getreide-Mühlen	1 "	4 "
Schneide-Mühlen	6 "	— "
Oelfabriken, Oelmühlen	11 "	41 "
Metallische Fabrikation		
(ausschl. Masch.-Fabr.)	1 "	31 "
Maschinen-Fabriken	2 "	28 "
Glas-, Porzellan-, irdene Waaren,		
chemische Producten-Fabriken	1 "	14 "
Ziegel, Kalkbrenn., Theeröfen,		
Braunkohlengruben	31 "	92 "
Zucker-Fabriken, Brauereien,		
Brennereien, Destillationen	13 "	30 "
Alle übrigen Fabriken	39 "	132 "

D. Landwirtschaftliche Besitzungen

Besitzungen	über 600 Morgen	123 mit insges. 233 026 Morgen
von 300—600 "	96 "	33 927 "
von 30—300 "	979 "	132 990 "
von 5—30 "	412 "	5 484 "
unter 5 "	1811 "	3 224 "

Die 123 Besitzungen mit mehr als 600 Morgen nehmen mit ihren 233 026 Morgen mehr als die Hälfte des gesamten genutzten Bodens von 408 651 Morgen ein. Obwohl die hier wiedergegebenen Zahlen nur eine sehr oberflächliche Orientierung über die Verhältnisse im Kreise Prenzlau erlauben, kann gesagt werden, daß wir es mit einem Agrargebiet zu tun haben, in dem der Großgrundbesitz überwiegt. Zu einer nennenswerten Industrialisierung ist es noch nicht gekommen. Bei den Gewerbebetrieben überwiegen kleine Betriebe. Viele Meister scheinen sogar ohne Gesellen zu arbeiten. Zahlreich sind die Tagelöhner und das Gesinde. Eine Fabrikarbeiterschaft spielt im Sozialgefüge noch keine Rolle.

In der Medizinalpersonentabelle für das Jahr 1850 haben wir für den Kreis nachgewiesen:

4 Krankenanstalten	5 Wundärzte 1. Klasse
1 Badeanstalt	2 Wundärzte 2. Klasse
6 Apotheken	1 Zahnarzt
2 Sanitätskommissionen	57 Hebammen
13 promovierte Ärzte, davon	5 Tierärzte
zwei pensionierte Militärärzte	

Betrachtet man diese zusammenfassenden Angaben, so lassen sich folgende Werte errechnen:

Es kommen auf	1 Arzt	3935,7 Einwohner
	1 Arzt und Wundarzt 1. Klasse	2842,9 "
	1 Apotheke	8527,3 "
	1 Hebamme	897,5 "
Es kommt	1 Arzt	auf 87,3 Quadratkilometer
	1 Arzt und Wundarzt 1. Klasse	" 63,2 "
	1 Apotheke	" 189,7 "
	1 Hebamme	" 20,3 "

Die hier errechneten Werte geben ein relativ günstiges Bild von der medizinischen Versorgung der Bevölkerung. Wenn wir uns aber mit den Verhältnissen etwas näher beschäftigen, sehen die Dinge etwas anders aus.

Von den 13 Ärzten wohnen neun in der 12 556 Einwohner zählenden Stadt Prenzlau, vier in der 4440 Einwohner zählenden Stadt Strasburg. Die Ärzte sind also in zwei Städten konzentriert. Im Falle einer Erkrankung hatten nur die Stadtbewohner sofort Hilfe zur Hand. Die Mehrzahl der Einwohner des Kreises mußten den Arzt, falls sie ihn brauchten und bezahlen konnten, aus teilweise größerer Entfernung rufen.

Der Kreisphysikus Dr. Wilhelm Magnus Rehfeld war 61 Jahre alt und seit 40 Jahren Arzt. Über ihn ist in der Medizinalpersonentabelle vermerkt:

„Seit 1820 Kreisphysicus	200 Thaler Gehalt
Seit 1822 Städt. Physicus und Armenarzt der Stadt Prenzlau	150 „ „
Seit 1822 Armenarzt der französ. Kolonie	100 „ „
Seit 1841 Arzt der Städt. Landarmenanstalt	120 „ „
Seit 1838 Mitglied der Sanitätskommission“	

Die Bestallung als Stadtphysicus hat als solche aufgehört, da die Stadt Prenzlau keinen eigenen Physicus mehr hat. Es ist die Stelle jetzt nur die eines Kommunalarmenarztes.“

Zwei der in Prenzlau niedergelassenen Ärzte sind 26 Jahre alt, beide wurden im Alter von 22 Jahren als Arzt approbiert. Dr. Richard Pahl — einer der beiden — war bereits mit 18 Jahren Kompagniechirurg und ist seit 1849 Batallionsarzt, wofür er ein Gehalt von 200 Talern jährlich bezieht. Zwei Ärzte sind über 50 Jahre alt, zwei zwischen 40 und 50 Jahren, zwei weitere zwischen 30 und 40 Jahren. Außer dem Physikus haben zwei weitere Ärzte „die Physicatsprüfung überstanden“. Der fünfzig Jahre alte Dr. Kuhk ist pensionierter Militärarzt und bezieht ein Ruhegehalt von 180 Talern. Zwei Ärzte sind israelitischer Konfession. Auch in Strasburg lebt ein 37 Jahre alter jüdischer Arzt. Der neunundzwanzigjährige Dr. Carl Theodor Everth, seit vier Jahren approbiert, ist Mitglied der Sanitätskommission und Armenarzt, als welcher er ein Honorar von 50 Talern jährlich bezieht. Dr. Johann Friedrich Rudolph, 55 Jahre alt, war von 1823—1847 Regimentsarzt und erhält eine Pension von 600 Talern. Der Senior der Strasburger Ärzte ist der Hugenotte Dr. Jean Jaques Fouquet, 61 Jahre alt, von 1812—1816 Militärarzt.

Wundärzte 1. Klasse gibt es in Prenzlau und Brüßow. Der Wundarzt 1. Klasse hatte laut Prüfungsordnung vom 24. August 1825 folgende Ausbildung und Funktion:

„Wundärzte erster Klasse (Nicht promovirte Medico-Chirurgen). Um als Wundarzt erster Klasse approbiert zu werden, muß der Kandidat

1. die nöthigen Schulkenntnisse nachweisen, und wenigstens so viel Latein verstehen, daß er die Pharmacopoe und einen leichten Autor übersetzen, und ein Recept sprachlich richtig niederschreiben kann;
2. durch Zeugnisse nachweisen, daß er wenigstens zwei volle Jahre medizinisch-chirurgische Collegia gehört, und überdies entweder als Chirurgus niederer Kategorie im Militär oder Civil während zweier Servis-Jahre, oder endlich

durch öffentlichen Unterricht die erforderlichen praktischen Fertigkeiten erlangt habe, in welchem letzteren Falle er ein dreijähriges Studium nachweisen muß;

3. den anatomischen,
4. den chirurgischen,
5. den chirurgisch-klinischen, und
6. einen klinisch-medizinischen Kursus, welcher längstens vierzehn Tage dauern, in deutscher Sprache abgehalten werden, sich hauptsächlich über akute Fälle erstrecken, und eine rein praktische Tendenz haben soll, endlich auch
7. das hiernach auf die innere Heilkunde mitgerichtete Approbations-Examen mit Erfolg ablegen.

Lassen sie sich an einem Orte nieder, wo bereits ein approbierter promovierter Arzt etablirt ist, so dürfen sie nur die chirurgische Praxis treiben; lassen sie sich aber an einem Orte nieder, wo sich kein approbierter promovierter Arzt befindet, so steht ihnen bis zu ihrer etwaigen Wohnort-Veränderung die Befugnis zur Ausübung der inneren und äußeren Praxis zu, und sie verbleibt ihnen auch dann, wenn sich späterhin ein approbierter promovierter Arzt an ihrem Wohnorte oder in dessen Nähe etablirt. Ob sie die Befugnis zur operativen Praxis in ihrem ganzen Umfange und somit das Prädikat als Operateur erhalten, hängt von dem Ausfalle des chirurgischen und chirurgisch-klinischen Kursus, so wie der mündlichen Prüfung ab.

Die obern nicht promovierten Militair-Aerzte, welche in der vorbemerkten Prüfung gut bestanden sind, können dagegen auch dann, wenn an ihrem Aufenthaltsorte sich ein approbierter promovierter Arzt befindet, die innere und äußere Praxis ausüben, weil ihr augenblicklicher Wohnort nicht nach ihrer Wahl, sondern von ihrer Dienststellung abhängt, mit ihrem Ausscheiden aus dem Militair hört diese Befugnis auf, mit Ausnahme der in den Ruhestand versetzten wirklichen Regiments-Aerzte, denen die ihnen bisher zugestandene freie Ausübung der Civil-Praxis aller Orten verbleibt.

Die Wundärzte erster Klasse haben sich, wenn ein approbierter promovierter Arzt zu einem ihrer Kranken hinzugerufen wird, dessen Ausspruch und Anordnung zu unterwerfen; sie sind mit Ausschluß der Wundärzte zweiter Klasse zur Bewerbung um die Kreis-Chirurgen-Stellen zu verstaten; so wie sie denn auch, die nöthigen Dienst- und wissenschaftliche Kenntniß vorausgesetzt, zu chirurgischen Medizinal-Assessoren-Stellen befördert werden können.“

Die Stellung eines Wundarztes erster Klasse war geschaffen worden vor allem um die ländlichen Gebiete ärztlich versorgen zu können, da man zu diesem Zeitpunkt noch nicht genügend promovierte Ärzte zur Verfügung hatte und diese in der Regel sich nicht auf dem Lande niederließen. Auch im Kreise Prenzlau zeigt sich, daß diese Wundärzte im Militärsanitätswesen eine große Rolle spielten. In der kleinen Stadt Brüssow lebte der 1793 geborene Wundarzt Johann Ludwig John. Er war seit 1817 „Civilarzt und Wundarzt“ mit der Lizenz zur inneren Praxis, nachdem er von 1813—1815 Kompagnie-Chirurg beim 2. Kurmärkischen Infanterieregiment gewesen war. Sein 1801 geborener Kollege Karl Ludwig Menger hatte 1830 die Approbation als Wundarzt I. Klasse erhalten, war seit 1834 auch als Geburtshelfer approbiert und hatte 1847 die Bestallung als gerichtlicher Wundarzt für den Kreis Prenzlau erhalten. Von 1824 bis 1834 war er Eskadrons-Chirurg bei einem Kürassier-Regiment.

Von den in Prenzlau lebenden Wundärzten praktizierten zwei wegen hohen Lebensalters (83 und 78 Jahre) nicht mehr. Beide waren in jungen Jahren Militärchirurgen. Sie hatten es bis zum Regiments- bzw. Batallions-Arzt gebracht und waren mit dem Rothen Adler Orden 4. Klasse dekoriert. Sie bezogen eine Pension von 450 bzw. 414 Talern. Der 39jährige Wundarzt Johann Edmund Börner, der von 1831—1838 Kompagnie-Chirurg im 24. Infanterie-Regiment war, 1838 die Approbation als Wundarzt 1. Klasse erhalten hatte, war seit dieser Zeit Kreis-Chirurg mit einem Gehalt von 100 Talern und Armenarzt der Stadt mit 130 Talern Gehalt. Bei strenger Auslegung der oben zitierten Bestimmungen war ihm die Ausübung der inneren Praxis untersagt; wie aus seinem Anstellungsverhältnis hervorgeht, scheint er jedoch die gesamte Heilkunde ausgeübt zu haben.

Wundärzte zweiter Klasse gab es in Prenzlau und Fürstenwerder. Beide Männer waren aus dem militärärztlichen Dienst hervorgegangen. Die Ausbildung und Funktion eines Wundarztes 2. Klasse wurde 1825 wie folgt beschrieben:

„Um als Wundarzt zweiter Klasse approbirt zu werden, muß der Kandidat . . . die vorgeschriebenen Servis- oder mehrere Dienstjahre als Kompagnie- oder Eskadrons-Chirurg bei dem Militair, oder aber die Erlangung der erforderlichen Fertigkeiten durch besondere Studien, mittelst gültiger Zeugnisse nachweisen; die Prüfung erfolgt durch die Medizinal-Kollegien in einer dem Wirkungskreise und der Bildungsstufe dieser Wundärzte angemessenen Art.

Chirurgen, welche im Examen für Wundärzte erster Klasse nicht genügende heilwissenschaftliche Kenntnisse, jedoch die erforderlichen praktischen chirurgischen Fertigkeiten gehörig nachweisen, sind als Wundärzte zweiter Klasse zu approbiren.

Die Chirurgen zweiter Klasse sind vorzugsweise zur Ausübung der sogenannten kleinen Chirurgie, so wie zur Verrichtung der verschiedenen chirurgischen Hülfeleistungen, wie z. B. zum Aderlassen, Blutigelsetzen, Verbändemachen etc. bestimmt, sie werden hiernach auf Anordnung des Arztes berufen, und sind in dieser Beziehung mehr Hilfs- als selbständige Wundärzte. Die Ausübung der inneren Praxis bleibt diesen Wundärzten unbedingt untersagt und auch die Verrichtung größerer chirurgischer Operationen, diejenigen Fälle, wo Gefahr im Verzuge und die Hülfe eines Wundarztes erster Klasse oder promovirten Medico-Chirurgen nicht zu erhalten ist, ausgenommen, ist ihnen in der Regel nicht gestattet. Dagegen können sie sich an allen Orten und auch in großen Städten niederlassen.“

Größere medizinische Bedeutung dürfen wir den beiden im Kreise lebenden Wundärzten zweiter Klasse nicht zumessen, auch wenn sie ihre Befugnisse überschritten haben sollten.

Als außergewöhnlich muß angesehen werden, daß 1850 in Prenzlau ein Zahnarzt niedergelassen war. Die Zahnheilkunde wurde damals theils von den Wundärzten, theils sogar von den Barbieren ausgeübt. In der Regel war die Nachfrage nach Spezialisten dieser Art noch nicht so groß, daß sie in ländlichen Gebieten ihr Auskommen finden konnten. Wir finden zu dieser Zeit noch Zahnärzte, die ihre Kunst im Reisen ausübten und einzelne Plätze zu bestimmten Zeiten besuchten.

Die Apotheken des Kreises waren alle im Besitz von Apothekern erster Klasse. Es bestand je eine Apotheke in Brüssow und Strasburg und vier Apotheken in

Prenzlau. Wie schon berichtet, kam im Durchschnitt eine Apotheke auf 8527,3 Einwohner. In Berlin kam 1880 eine Apotheke auf 16 266 Einwohner. Es ist jedoch zu bedenken, daß die Entfernungen in der Stadt nicht so groß waren wie in den ländlichen Gebieten.

Zur geburtshilflichen Versorgung war der Kreis in 49 Hebammenbezirke geteilt, wie folgende Aufstellung ergibt. Leider war es nicht möglich, die Fläche der einzelnen Hebammenbezirke anzugeben, da in der Tabelle die entsprechenden Unterlagen fehlen; wir können die Größe der Bezirke nur an Hand der Bevölkerungszahl der zu ihnen gehörenden Ortschaften ablesen.

Hebammenbezirke

			Hebamme
Bagemühl, Woddow, Heimsted	1 : 1171	Einwohner	zu alt und schwach
Bandelow	1 : 500	"	
Battin mit Grüneberg	1 : 470	"	
Baumgarten mit Ludwigsburg, Schenkenberg, Wittenhoff	1 : 669	"	— zu alt und schwach
Beenz	1 : 486	"	
Bergholz mit Caselow	1 : 950	"	— zu alt und schwach
Bittow mit Doesch, Weslitz	1 : 668	"	— zu alt und schwach
Blindow mit Dauer	1 : 853	"	
Brietzig mit Papendorf	1 : 673	"	
Brüssow mit Gut Brüssow, Frauen- hagen, Hammelstall, Moor	1 : 887	"	— 2 Hebammen bei 1775 Einwohnern
Carmzow mit Hedwigshoff, Strahmehl, Kleptow, Cremkow	1 : 855	"	— vacant
Craatz mit Augustfeld, Neuhoff, Schlepkow	1 : 512	"	— vacant
Dedelow mit Groß-Holtzendorff, Zernikow	1 : 705	"	— zu alt und schwach
Ellingen	1 : 263	"	— vacant
Fahrenswalde mit Bröllin, Friedrichshof, Neuenfeld, Heinrichshof, Züsedom	1 : 1389	"	— zu alt und schwach
Falkenhagen mit Bittgarten	1 : 602	"	— zu alt und schwach
Falkenwalde mit Alt-Kleinow, Neu-Kleinow	1 : 490	"	
Fürstenwerder mit Hildebrands- hagen, Ottershagen, Wilhelmsheyn, Yorkstadt, Damerow, Bülow's Liege	1 : 968	"	— 2 Hebammen bei 1936 Einwohnern
Göritz mit Malchow	1 : 715	"	
Gollnitz mit Groß-Sperenwalde, Klein-Sperenwalde, Horst	1 : 744	"	— vacant
Grimme	1 : 462	"	— zu alt und schwach
Grünow mit Drenfee	1 : 644	"	
Güstrow mit Thies	1 : 245	"	— 2 Hebammen bei 491 Einwohnern
Hetzendorf mit Kleisthöhe, Gneisenau	1 : 403	"	
Hindenburg mit Sternhagen, Schmachtenhagen, Ferdinandshoff	1 : 316 (1 : 638)	"	— Mutter und Tochter sind zugelassen, Mutter zu alt und schwach
Kleinkow mit Basedow	1 : 395	"	— vacant
Groß-Luckow mit Klein-Luckow, Waldberg, Blumenhagen, Groß-Spiegelberg, Klein-Spiegelberg	1 : 1044	"	— vacant

Milow mit Lindhorst, Lübberow, Fahrenholz	1 : 812	Einwohner	
Neuensund mit Klepetshagen, Beeksee, Schwarzensee	1 : 534	"	
Nieden mit Schmarsow, Rollwitz, Damerow	1 : 960	"	
Polzow mit Roggow, Wetznow	1 : 539	"	— vacant
Prenzlau mit Sabinen-Klostergut	1 : 1579	"	— 1 Hebamme arbeitet nur im Hospital (8 Hebammen sind in der Stadt ansässig*)
	1 : 1801)	"	
Roßow	1 : 809	"	
Strasburg mit Lauenhagen, Werblow, Wittrickow	1 : 1699	"	— 3 Hebammen sind in der Stadt ansässig
Schapow mit Wittstock, Christianenhoff	1 : 854	"	— vacant
Schmölln	1 : 509	"	— zu alt und schwach
Schönermark mit Arendsee, Dochow, Ferdinandshorst, Raackow, Wilhelmshoff	1 : 1073	"	— zu alt und schwach
Schönfeld mit Tornow, Klockow	1 : 798	"	
Schönwerder	1 : 694	"	
Seelübbe	1 : 173	"	— 2 Hebammen sind am Ort ansässig, davon ist eine mit 88 Jahren zu alt und schwach
	(1 : 346)	"	
Taschenberg mit Uhlerhoff, Jagow, Schindelmühle, Kutzrow, Dolgen, Karlstein	1 : 854	"	— zu alt und schwach
Trebnow mit Necklin	1 : 571	"	
Wallmow mit Grenz, Trampe	1 : 418	"	— 2 Hebammen sind am Ort ansässig (Mutter und Schwiegertochter), davon ist eine mit 86 Jahren zu alt und schwach
	(1 : 826)	"	
Wismar mit Hansfelde, Boßenthal, Ravenslust, Büterberg, Carolinen- thal, Neuhoß	1 : 805	"	
Wolfshagen mit Amalienhoff, Lammersdorff	1 : 588	"	
Wollin mit Damme	1 : 680	"	— kränklich
Wolschow mit Menkin	1 : 684	"	
Zarrentin	1 : 694	"	— zu alt und schwach
Zoldow mit Röpersdorff Luisenthal	1 : 531	"	

*) Das Gehalt der Hebammen für Hülfeleistung bei Stadtarmen, rund 20 Thaler jährlich, wird als Prämie derjenigen ertheilt, welche sich in der Armenpraxis von Tüchtigkeit bewiesen hat.

Diese Aufstellung beweist, daß von den 49 Hebammenbezirken des Kreises im Jahre 1850 zweiundzwanzig nicht richtig versorgt waren. In acht Bezirken war die Stelle überhaupt nicht besetzt, in 13 Bezirken wird die Hebamme vom Physikus als zu alt und schwach bezeichnet, in drei weiteren Bezirken sind die Hebammen ebenfalls zu alt und zu schwach, werden jedoch von anderen Hebammen

(meist Töchtern oder Schwiegertöchtern) unterstützt, und in einem Bezirk wird die Hebamme als kränklich bezeichnet.

Die folgende Aufstellung gibt einen Überblick über das Lebensalter der Hebammen im Jahre 1850 und bei ihrer Approbation.

Alter bei der Approbation	Lebensalter im Jahre 1850					
	21—30	31—40	41—50	51—60	61—70	über 70 Jahre
unter 30 Jahre	4	10	2	3	1	—
31—40 Jahre	—	2	9	3	7	3
41—50 Jahre	—	—	1	—	3	2
über 50 Jahre	—	—	—	—	—	5
Ohne Angaben	—	—	—	—	—	2
	4	12	12	6	11	12

Wir können feststellen, daß im Jahre 1850 die Hälfte der im Kreise Prenzlau niedergelassenen Hebammen älter als 50 Jahre war. Auffallend ist, daß bei den älteren Jahrgängen die Approbation — und wahrscheinlich auch die Ausbildung — in einem höheren Lebensalter erfolgte. Bei 26 Hebammen ist das Approbationsalter höher als 20 Jahre, bei 13 höher als 30 Jahre. Wir dürfen daher das medizinische Wissen der Hebammen im Jahre 1850 nicht mit dem Stande der geburtshilflich-gynäkologischen Kenntnisse dieser Epoche gleichsetzen, sondern können höchstens damit rechnen, daß es der Zeit ihrer Ausbildung entspricht, die teilweise mehr als 20 Jahre zurück liegt. Eine Hebammenfortbildung gab es in dieser Zeit für die ländlichen Gebiete noch nicht. In Berlin finden wir die ersten Ansätze in dieser Richtung in jenen Jahren.

Die Auswertung der Medizinalpersonentabelle zeigt uns, daß selbst in einem Kreis keine einheitliche geburtshilfliche Versorgung bestanden hat. Wie schon ausgeführt, können wir an Hand der überlieferten Zahlen nicht nachweisen, wie viele Frauen im gebärfähigen Alter waren. Auch die Geburtenzahl für das Jahr 1850 stand uns nicht zur Verfügung. Wir können daher keine brauchbaren Relationen zur Beurteilung der Tätigkeit der Hebammen errechnen. Wenn wir die Anzahl der Hebammen von 1850 auf die im Jahre 1858 gezählten Ehefrauen beziehen, dann erhalten wir einen Wert von 1 Hebamme auf 156 Ehefrauen. Im Jahre 1858 — in dem 52 Hebammen im Kreise nachgewiesen wurden — betrug das Verhältnis 1 : 171. Diese Zahlen erscheinen relativ klein. Sie lassen aber auf die geburtshilfliche Versorgung keine weiteren Rückschlüsse zu, da wir teilweise mit größeren Entfernungen in ländlichen Gebieten rechnen müssen und auch die Bezugsgröße (die Ehefrauen) recht problematisch ist. Wir haben oben gesehen, daß durchschnittlich eine Hebamme einen Bezirk von 20 Quadratkilometern hat, wobei nicht berücksichtigt ist, daß in den Städten mehrere Hebammen ansässig sind, andererseits einige Hebammenstellen unbesetzt sind. Die Zahl dürfte als optimaler Wert angesehen werden.

In unserer Untersuchung können wir die wichtige Frage, ob die Bevölkerung wirtschaftlich überhaupt in der Lage war, medizinische Hilfe in Anspruch zu nehmen, nicht beantworten. Untersuchungen über die Verhältnisse in Berlin im 18. Jahrhundert haben gezeigt, daß diese Probleme weit stärker als bisher be-

achtet werden müssen. Für die registrierten Armen war durch Armenärzte und die Gratis-Behandlung der Ärzte gesorgt. Es gab jedoch eine große Bevölkerungsgruppe, die aus wirtschaftlichen Gründen von der medizinischen Versorgung ausgeschlossen war. Obwohl für den Kreis Prenzlau kein Material zu diesem Fragenkomplex vorliegt, scheint es doch notwendig, die Problematik hier wenigstens anzudeuten.

Über die Krankenanstalten im Kreise Prenzlau finden wir in der Medizinalpersonentabelle von 1850 folgende Angaben:

Prenzlau:

„1 Krankenanstalt im Städt. Armenhaus, in welcher jährlich etwa 300 Kranke verpflegt und ärztlich behandelt werden.

1 Krankenanstalt im heutigen Städt. Landarmenhaus, worin jährlich ungefähr ebenso viele Kranke verpflegt und ärztlich behandelt werden.

1 Militärlazareth vom Landwehr-Batallion 24. Regiments- und von der 6. Invalidenkompanie.“

Strasburg:

„1 Krankenanstalt im Armenhause, von keiner großen Bedeutung.“

Abschließend sei zum Vergleich erwähnt, daß im Jahre 1801 in der gesamten Uckermark sieben Ärzte und 21 Barbierchirurgen ansässig waren; 1750 waren es sieben Ärzte und 17 Barbierchirurgen. In Prenzlau lebten 1801 zwei Ärzte und sechs Barbierchirurgen; in Strasburg ein Arzt und zwei Barbierchirurgen. Im Jahre 1858 wurde im Kreise Prenzlau kein Wundarzt mehr gezählt, die Zahl der Ärzte war dagegen auf 21 gestiegen.

Das hier vorgelegte Material aus dem Kreise Prenzlau zeigt, daß die medizinische Versorgung der Bevölkerung in ländlichen Gebieten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unzureichend war. Dabei muß erwähnt werden, daß der Regierungsbezirk Potsdam, zu dem der Kreis Prenzlau gehörte, in der Übersichtsstatistik der Medizinalpersonen im Preussischen Staat an sehr günstiger Stelle steht; in anderen Gebieten war die Lage noch schlechter. Ein abschließendes Urteil über die hier angeschnittenen Probleme wird erst möglich sein, wenn das vorhandene Quellenmaterial für ganz Preußen ausgewertet ist.

Der Dichterpastor Friedrich Wilhelm August Schmidt von Werneuchen

(zum Gedenken seines 200. Geburtstages)

„O, wie ist die Stadt so wenig,
Laßt die Maurer künftig ruh'n!
Unsre Bürger, unser König
Könnten wohl was Besser's tun!
Ball und Oper wird uns töten;
Liebchen, komm auf meine Flur!
Denn besonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O, wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du so natürlich bist;
Unsre Mädchen, unsre Bübchen
Spielen künftig auf dem Mist!
Und auf unsern Promenaden
Zeigt sich erst die Neigung stark:
Liebes Mädchen, laß uns waten,
Waten noch durch diesen Quark! . .

Diese Anfangsverse von Goethes Gedicht in Schillers Musenalmanach 1797 und die gleichzeitige Xenie Goethes:

„Musen und Grazien! Oft habt ihr euch schrecklich verirret;
Doch dem Pfarrer noch nie selbst die Perrücke gebracht!“

sind vielleicht das Einzige, was man heute noch aus der Literaturgeschichte von dem einst populären, jetzt vergessenen Dichterpastor F. W. A. Schmidt-Werneuchen weiß. Außerdem ist in Büchmanns Zitatenschatz die noch allgemein bekannte und aus Schmidts Feder stammende Redensart: „Sich freuen wie ein Stint“ („Der Mai 1795“) aufgenommen. Mehr Kenntnis und Dank zollten ihm dafür, was er als Dichter unserer märkischen Heimat bedeutet, alle Heimatfreunde der Mark; oft genug haben sie an seiner Grabstätte gestanden, auch die von ihm geschriebenen Kirchenbücher gesehen. Die Enthüllung der Gedenktafel am Pfarrhause Werneuchen 1933 haben Vertreter der brandenburgischen Heimat- und Geschichtsvereine sowie prominente Wissenschaftler zum Anlaß genommen, um — trotz der damals politisch bewegten Zeiten — nach Werneuchen zu kommen, mitzufeiern und mitzusprechen. Zu ihnen gehörten u. a. Willy Hoppe, Robert Mielke, Albert Kiekebusch, Hermann Kügler, Pfr. Lic. Wendtlandt, Frau d'Alton-Rauch und der Kreishistoriker Rudolf Schmidt.

Es freut mich, seiner zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages hier zu gedenken, nachdem ich als späterer Nachfolger in seinem Pfarramt ziemlich ein Menschenalter hindurch hatte seinen Spuren nachgehen, Arbeitsstätte und Umgebung kennenlernen, seine Freuden und Sorgen nachempfinden können.

Friedrich Wilhelm August Schmidt, in die Literaturgeschichte eingegangen als „Dichterpastor Schmidt von Werneuchen“, stammt aus einer über 100 Jahre vorher in der Mark nachweisbaren Pfarrersfamilie. In Fischers Pfarrerbuch für die Mark Brandenburg wird als erster Vorfahr genannt Daniel Schmidt, um 1670 Prediger in Schenkendorf, danach Samuel Schmidt, 1705—1760 Prediger in Liebenfelde, und schließlich Bernhard Daniel Schmidt, 1748 Feldprediger beim Kadettencorps in Berlin, 1751—1773 Prediger in Fahrland, Vater unseres F. W. A. Schmidt. — Weitere Vorfahren glaubt Konsistorialrat Themel noch in der Mark entdeckt zu haben.

Dieser Bernhard Daniel Schmidt verheiratete sich das erste Mal in Potsdam 1751 mit Sophie Sainson, Tochter des dortigen Stallmeisters und Reitlehrers Friedrichs des Großen (! daher die viele, vornehme Bekanntschaft) Ludwig Sainson, nach deren Tod ein zweites Mal ebenfalls in Potsdam am 15. März 1753 mit Dorothea Charlotte Sainson, einer Schwester der ersten Frau. Von seinem Nachfolger, dem Prediger Johann Andreas Moritz (1774—1793 in Fahrland), einem gewiß sehr ehrenwerten, aber humorlosen Herrn, dem im Gegensatz zu seinem großzügigen Vorgänger — unsers Dichterpastors Vater — es nicht gegeben war, das Leben leicht zu nehmen, stammt die den Heimatforschern rühmlich bekannte „Fahrlander Chronik“. Darin gibt er, verärgert über fehlende Nachrichten, zumal rechnerischer Art, über wohl verloren gegangene Privilegien und offenbar über die für solche „Besprechungen“ unzugängliche Witwe seines verbliebenen Amtsbruders, ein bei aller Aburteilung treffliches Bild dieses Bernhard Daniel Schmidt: „Er hatte Vermögen mit der Frau und liebte Windmacherei . . . Er nahm alles leicht . . . Was fürchtete er? Er stand ja bei allen Herren der Kammer und der Forst in ausnehmendem Kredit, weil er ein so einnehmender Herr war, der ihre ganze Gesellschaft immerzu lachen machte . . . liebte Wortspiele, nicht nur in seinen Predigten, sondern auch bei sonstigen Vorfällen . . . Prediger Schmidt hatte die Pforte machen lassen. Er pflegte durch diese nach seiner Plantation oder Woorte zu gehn, in kurzem Schlafrock, à la main die Flinte . . .“ Fontane (Wanderungen durch die Mark, 3. Teil, Havelland) sagt dazu: „Es ist kaum möglich, in so wenig Sätzen ein vollständigeres Charakterbild zu geben: Lebemann, Jäger, Anekdotenerzähler, splendid, nie kleinlich, sich und anderen es leicht machend, voll Verständnis für die Bauernnatur, derb, humoristisch und deshalb beliebt.“ — Sein Sohn, unser Dichterpastor, hat nach dem frühen Verlust des Vaters ihm wohl ein liebes Gedenken geschenkt, aber in seinen Gedichten wenig Notiz von ihm genommen.

Der Mutter, Dorothea Charlotte geb. Sainson, blieb er um so inniger verbunden; sie war offenbar bei dem Tode des Ehemannes noch eine „charmante Dame“ von 35 Jahren, aber dem Pfarramtsnachfolger Moritz recht unsympathisch wegen der gesamten „Schmidtschen Koterie“, d. i. wegen ihres großen Anhanges von Familie und Freundschaft! Im Werneuchener Taufregister setzte ihr der Sohn ein beredtes Denkmal, indem er sie 1806 als Patin seines Sohnes Ulrich mit den Worten eintrug „verwitwete Frau Prediger Schmidt aus Berlin, des Täuflings beste Großmutter“. Besonders aber gedenkt er ihrer in seinem Gedicht nach Empfang ihres Gemäldes vom Maler Heusinger:

„Das ist sie, ja, Dank deinem Meisterstift,
 Der, o, so wahr, so unnachahmlich trifft!
 Wie reich bin ich durch deine Kunst geworden! . . .
 Wie mahnst du mich, geliebtes Konterfei,
 An jene Zeit — sie flog zu schnell vorbei —,
 Da meinen Geist sie früh zum Denken weckte . . .
 Dies ist der Mund, der mir den Schlaf vertrieb,
 Wenn abends müd' ich mir die Augen rieb,
 Der Märchen mir voll Laun' und Witz erzählte,
 Der, als erblaßt an jenem Tränentag
 Mein braver Vater einst im Sarge lag,
 Den Gram gestillt, der meine Brust zerquälte . . .“

Von der Geburtsstätte Schmidts, dem alten Pfarrhaus in Fahrland steht nichts mehr, aber geblieben ist das Gedenken F. W. A. Schmidts daran in seinem Gedicht „An das Dorf Fahrland“:

... Ha! ich kenne dich noch, als hätt' ich dich gestern verlassen,
Kenne das hangende Pfarrhaus mit verwittertem Rohrdach,
Wo die treuste der Mütter die erste Nahrung mir schenkte,
Kenne die Balken des Giebels, wo längst der Regen den Kalk schon
Losgewaschen, die Thür mit großen Nägeln beschlagen,
Kenne das Gärtchen vorn, mit dem spitzen Staket, und die Laube
Schräg mit Latten benagelt ...

So schön die Kindheit im elterlichen Pfarrhause gewesen war — mit dem verhältnismäßig frühzeitigen Tode des Vaters, der in Fahrland am 2. Dezember 1773 im Alter von 56 Jahren starb und den am 23. März 1764 geborenen, also kaum zehnjährigen Sohn als Halbweise zurückließ, hatte wohl die „Großzügigkeit“ des Elternhauses ein Ende gefunden. Die Mutter zog mit ihren fünf Kindern zunächst nach Döberitz, später nach Berlin. Friedrich Wilhelm August Schmidt lernte nun strengere Zucht kennen während seines Aufenthalts im Schindlerschen Waisenhaus 1775—1781, aber von dorthier stammt auch seine Bekanntschaft mit F. A. Staegemann und E. C. Bindemann. Das Schindlersche Waisenhaus, 1730 in Schöneiche gestiftet, war 1746 nach Berlin in die Wilhelmstraße 9 verlegt worden. Von hier aus besuchte der junge Schmidt das Gymnasium zum „Grauen Kloster“ in der Klosterstraße 74.

Nach dem Abiturium studierte er Theologie auf der Universität Halle. Die wenigen Nachrichten aus jener Zeit besagen nur, daß er auf bescheidenste Lebenshaltung angewiesen war und daß er besondere Freundschaft, die zeit lebens bewahrt wurde, mit dem Hallenser Studiengenossen Christian Heinrich Schulze, hernach Pastor in Döberitz (1790—1806) schloß. Noch später ist F. W. A. Schmidt gern nach Döberitz geritten, hat dort glückliche Stunden verbracht, auch dem Freunde und dessen Gattin besondere Gedichte gewidmet:

„Du, mir teuer, seit bei magrer Krume
Und beim Wasserglas der Freundschaft Band
Uns umschlungen an der Saale Strand ...“

Mit 22 Jahren wurde der Dichterpastor 1786 ordiniert und erhielt im gleichen Jahre die recht schwach besoldete Stelle eines Predigers am Invalidenhaus in Berlin. Aus der dortigen neunjährigen Wirkungszeit scheint er sich manche Freundschaft und Liebe erworben zu haben — oder reüssierte er weiter von der vornehmen Bekanntschaft der elterlichen „Coterie“? Jedenfalls war seine erste Ehefrau Henriette eine Tochter des Geheimen Kriegsrates Johann Gottfried Brendel, der Regimentsquartiermeister Knüppel später bei zweien seiner Kinder Pate.

Zum 1. Oktober 1795 wurde er als Nachfolger des Predigers Johann Gottlieb Ramler (1789—1794) in die Pfarre Werneuchen berufen, die damals die Gemeinde Freudenberg mitumfaßte. Zweimal soll er sich um besser dotierte Stellen beworben haben, angeblich um sich seinen wissenschaftlichen Neigungen besser widmen zu können: 1802 um Altlitzze-Göricke, 1804 um Fehrbellin, aber vergeblich. Und so verblieb er bis an sein Lebensende in Werneuchen — wenn auch arm an äußeren Gütern, so doch getragen von herzlichem Familienglück und

selbstbescheidender Naturliebe, sich seinen Gemeinden in treuer Seelsorge widmend und mit ihnen über 43 Jahre die Freuden und Mühen des Alltags teilend.

Am 16. September 1790 hatte er in Berlin Johanna Henriette Friederike Brendel als Gattin heimgeführt. Es war seine geliebte Henriette, vorher und nachher immer wieder in Gedichten besungen. Und offenbar war die Verheiratung lange genug verzögert worden, vielleicht — wie Frau d'Alton-Rauch in ihrem Aufsatz über die Jugendheimat und die Jugendjahre Schmidts (Brandenburgia, 44. Jg., 1935) plaudert — weil dem Schwiegervater standes- und vermögensgemäß der Schwiegersohn nicht recht gelegen kam oder weil der Schwiegersohn mit seinen Ausfällen gegen die Affektiertheit der Vornehmen zu sehr angeeckt hatte! In Berlin noch wurde dem Ehepaar als erstes Kind am 14. Oktober 1791 die Tochter Auguste geboren; in Werneuchen folgten drei Knaben: Ernst Heinrich am 21. April 1797, Gottfried Gustav Ludwig am 9. Mai 1800 und Bernhard Ulrich am 13. April 1806. Für die bereits in Werneuchen geknüpften persönlichen Beziehungen und entstandenen Freundschaften zeugt, daß neben Verwandten und Berliner Bekannten jetzt auch Vertreter der „Hautevolée“ Werneuchens und der nachbarlichen Amtsbrüder das Ehrenamt der Gevatterschaft übernahmen: Herr und Frau Bürgermeister Schmiedecke, Herr und Frau Bürgermeister Haase, der spätere Bürgermeister Held, Herr und Frau Amtszimmermeister Seeger, Herr und Frau Postkommissar Petitjean, Frau Prediger Wilke-Seefeld, Ahrends-Beiersdorf, Mahlow-Seefeld. Einmal taufte Prediger Arends-Beiersdorf, ein andermal Probst Glörsfeld-Bernau.

Doch gerade in der Franzosenzeit, zusammenfallend mit französischer Truppenbelegung der Pfarre, traf den Dichterpfarrer persönlich schwerstes Leid: Am 1. November 1809 starb seine teure Gattin Henriette, 39 Jahre alt, nach 19 Jahren schönster Ehe infolge „Auszehrung“ (wohl Tuberkulose). Sein Nachruf in dem ihr zugedachten Gedicht aus seinem Spätwerk „Der Trauer um geliebte Tote gewidmet“ (1815) wird besonders gerühmt, darf aber doch als zu gefühlsam bezeichnet werden:

„Spricht die Geisterlippe zwar hienieden
Kein vernehmlich Wort mir für mein Leid;
Dennoch bist du mir nicht ganz geschieden;
Denn dich hemmen weder Raum noch Zeit.
O, dein Mitleid meinem Gram geweiht
Flößt allmählich in dies Herz den Frieden:
Mein gedenkend bist du mir nicht weit,
Kühlest sanft die Stirn dem Reisemüden.
Geist der treuen Obhut, ohne dich
Ginge nie, in Staub geworfen, ich
Sieggekrönt hervor aus diesem Streite!
Geist der treuen Lieb', umschwebe mich!
Bis zum Ziele laß an meiner Seite,
Nahe laß mich ahnen dein Geleite!“

Pastor Schmidt verheiratete sich dann am 16. Mai 1811 zum zweiten Mal mit der damals 35jährigen Marie Friederike Vogel, Tochter des Predigers Christlieb Vogel zu Danewitz (zum gleichen Kirchenkreis Bernau gehörig) und konnte mit

der Mutter geboren, da die Franzosen mit den russischen Casacken auf unsrer Feldmark charmutzierten“. Da hören wir von dem ungeheuerlichen Kleinkindersterben an Krämpfen, Röteln, Masern, Stickhusten und vor allem von 1805 bis 1809 an „Menschenpocken“, was ihn zuerst zu der harten Feststellung nötigt: „Die Eltern haben die Einimpfung der Schutzblattern böswillig unterlassen“, später zu der entrüsteten Bemerkung veranlaßt: „Pudeat omnino parentes salute liberorum tam negligenter consuluisse“ (Es sollten sich die Eltern geradezu schämen, derart nachlässig sich um das Wohl ihrer Kinder gekümmert zu haben!), ihm zuletzt noch ein resignierendes „Leider“ entzwingt. An anderer Stelle glauben wir wiederum den bitteren Groll fruchtloser Vermahnungen zu hören, wenn er 1813 bei dem Tode eines 49jährigen Junggesellen im Todesregister in der Spalte „Krankheit, woran er gestorben“ unverblümt und lapidarisch das eine Wort setzt: „Besoffenheit“!

Wie Pastor Schmidt neben dem „Dur“ auch das „Moll“ in seiner Kirchenbuch-Sprache beherrschte, empfinden wir — wie bereits erwähnt — bei Patenbenennung seiner Mutter als „verwitwete Frau Prediger Schmidt aus Berlin, des Täuflings beste Großmutter“, seiner eigenen Tochter als „Jungfer Auguste Schmidt, pastoris filia dilectissima“ (des Pastors teuerliebste Tochter). — Den Sterbeeintragungen der ersten Gattin 1809 und des jüngsten Sohnes 1813 fügt er viele Zeilen bei, aber er scheut sich, sie der Nachwelt preiszugeben, und durchstreicht sie später so sorgfältig, daß aus Pietät wir bisher uns einer chemischen Entzifferung enthalten haben.

Die Grundtendenz seiner Dichtkunst: Naturliebe in höchster Form, bestätigte er selbst allenthalben in seinem Leben. Nach liebenswerter Schilderung Fontanes hat er den Pfarrgarten zu einem Schmuckstück gestaltet, mit seinen Fliederbüschen, Schneeballgruppen, Hollundersträuchen, schattenspendenden Lauben, Blühdornhecken, mit allen Rabatten und Anlagen, eingesäumt von roten und weißen Rosen. — Der uralte Birnbaum mit über 3 m Umfang in 1 m Höhe als ältester Birnbaum der Mark war geradezu Wahrzeichen Werneuchens, ist aber der Inflation zum Opfer gefallen, auch von mir nicht mehr gesehen worden, dürfte jedoch dem mächtigen Birnbaum am Ausgang des Seefelder Pfarrgartens vergleichbar gewesen sein. Einzigartig war — wie uns ebenso Fontane launig schildert — seine Liebe zur umgebenden Natur mit ihren besonderen Schönheiten, man möchte vielleicht besser sagen: seine Entdeckung aller dieser Naturschönheiten, dort, wo er so gern und immer wieder die Familienfeste, die Geburtstagsfeiern der Kinder gestaltete, am Tiefensee im Gamengrund, dort, wo noch heute die Chaussee in der Höhe besonderer Haltepunkt und Parkplatz für die Autos ist, um den Waldseeblick auszukosten.

Bei aller „rustikalen Liebe“ war F. W. A. Schmidt keineswegs im abträglichen Sinne „verbauert“. Sich selbst hat er nicht zum Landwirt gemacht. Die ausgedehnten Pfarr- und Kirchenländereien gab er Postmeister Petitjean in Erbpacht. Um so lieber versenkte er sich in die klassischen Dichter, den griechischen Homer, den lateinischen Vergil, zumal in dessen Hirtenlieder, die „Bukolika“. — Besonders schätzte er als größten Dichter aller Zeiten Shakespeare. Und seiner Verehrung für Goethe konnte selbst dessen Spott keinen Abbruch tun: seinen eigenen Kindern prägte er mit Vorliebe Goethes Gedichte und Balladen ein.

Aus den durch Fontane wiedergegebenen Berichten von Zeitgenossen und dem ältesten Sohne Schmidts, zumal aus den durch den späteren Werneuchener Amts-



*Grabkreuz von F. A. W. Schmidt
auf dem Kirchhof zu Werneuchen*

nachfolger Pfarrer Hermann Boit (1874—1921) gesammelten Mitteilungen ehemaliger Konfirmanden des Dichterpastors, ergibt sich ein liebenswertes Bild unseres F. W. A. Schmidt — allerdings ist dem vor auszuschicken, daß damals noch das beste patriarchalische Verhältnis bestand. Die „Geistlichkeit“ wurde vom Staat geschützt und gefördert, von oben und unten, rechts und links, alt und jung als Helfer geschätzt und geachtet: Seine Gemeindemitglieder sahen in Ehrfurcht zu ihm empor. Wenn er durch die Straßen schritt, standen die vor ihren Häusern sitzenden Leute auf; die Kinder gingen still am Pfarrhaus vorüber. Ihm selbst war von Herzen daran gelegen, den Frieden in seinen Gemeinden zu erhalten, und zeitlebens stand er in bestem Einvernehmen mit seinen Pfarrkindern in Werneuchen und Freudenberg. In seinen Predigten verstand er die Hörer so zu fesseln, daß die Kirche in der Regel überfüllt war. Für die Nachbargemeinden Beiersdorf, Löhme, Seefeld war es ein festliches Ereignis, wenn er dort zur Vertretung erschien. Über seine Gabe zu trösten, erzählte noch eine 90jährige Greisin jenem Pfarrer Boit, daß sie früh verwaist an den Gräbern ihrer Eltern weinend durch Schmidt vom angrenzenden Pfarrgarten her mit dem Worte Joh. 16,22 begrüßt worden sei „Ihr habt nun Traurigkeit, aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen“ — mit derselben Schriftstelle, die auf der Rückseite von Schmidts eigenem Grabkreuz verzeichnet steht. — Bestes Verständnis verband ihn mit der Jugend. Nach Angabe Boits behandelte er im Konfirmandenunterricht gern biblische Geschichten, erzählte sie anschaulich und ließ sie dann von den Kindern zu Hause in einem Heft niederschreiben, am Konfirmationstag in Auswahl wiedergeben. In Freistunden wanderte er oft mit ihnen durch die Felder, hatte gefüllte Taschen für sie und schüttete auch in Jahren guter Obsternte durch das dem Schulhofe zugewandte Giebfenster des Pfarrhauses einen Korb voll Äpfel für die Jugend in den Unterrichtspausen aus. — Jeder Gesellig-

keit hold pflegte er lieben Verkehr mit seinen Kirchenältesten, vor allem mit seinem Küster Friedrich Bienicke und mit den Nachbarggeistlichen. — Für die Armen hatte er eine offene Hand. Den Kutscher, der ihn nach Freudenberg fuhr, bedachte er regelmäßig mit Tabak.

Vorbildlich war sein Familienleben. Sein Glück war, Frau und Kinder glücklich zu sehen. Persönlich machte er daheim in der vorweihnachtlichen Zeit den Knecht Ruprecht, der plötzlich im Dunkel Proben von Weihnachtsgebäck oder je nach Verdienst leere Nußschalen und angefaulte Äpfel in die Kinderstube durch die knapp geöffnete Tür warf.

Nach diesen in persönlichen Ortserinnerungen ausführlicher gegebenen Schilderungen soll nunmehr der „Sandpoet“ zu Worte kommen. Seine ersten Dichtungen erschienen als Beiträge in den damaligen „Almanachen“, so in der Göttischen Blumenlese 1787, im Vossischen Musenalmanach 1789—1790, im Jördenschen Berliner Musenalmanach 1791—1792, in der Berlinischen Monatsschrift 1791—1794, in Wielands Deutschem Merkur 1793 und in Meißners Apollo 1794. Gleichzeitig begann Schmidt mit E. C. Bindemann eigene Sammlungen herauszugeben: den Neuen Berliner Musenalmanach 1794, den Kalender der Musen und Grazien 1795 und 1796, Gedichte der Freundschaft, dem Scherze und der Liebe gesungen 1797, Almanach romantisch-ländlicher Gemähde 1798, Almanach für Verehrer der Natur, Freundschaft und Liebe auf das Jahr 1801 und den Almanach der Musen und Grazien für das Jahr 1802. Seit 1794 erschienen daneben und weiterhin Sonderdrucke seiner Gedichtsammlungen. Bei diesen bestrickt immer wieder die sorgfältige, vornehme Ausstattung, vor allem der Schmuck durch Kupferstiche, meist von der Hand Chodowieckis, und die Ver-



Titelblatt des „Calenders der Musen und Grazien“, 1796



Kupferstich Chodowieckis zum Gedicht „Frühlingstag auf der Dorfpfarre“, 1797

*Das alte Pfarrhaus in Werneuchen,
errichtet 1736, abgerissen 1929*



tonung verschiedener Gedichte in Notenwiedergabe von Köllner, Seidel, und besonders Reichardt. Es sind 4 bzw. 5 Sonderdrucke: 60 Gedichte 1794, Gedichte mit Kupfer und Music 1795, desgl. 1797, Romantisch-ländliche Gedichte mit Kupfer und Music 1798. Nachdem offenbar eigene Lebensenttäuschungen, der Druck der Franzosenzeit und persönliche schmerzvolle Verluste seine dichterische Ader versiegen ließen, erschien später nur noch ein Bändchen: Neueste Gedichte, der Trauer um geliebte Tote gewidmet 1815.

In treffender Selbstbeurteilung sagt F. W. A. Schmidt im „Vorbericht“ zum Sonderdruck seiner Gedichte 1797: Diktion, Versbau, Bilderwahl u.s.w. in diesen Gedichten machen zwar nicht den geringsten Anspruch auf Neuheit, wohl aber die meisten Gegenstände, die ich poetisch zu bearbeiten versucht habe. Und diese sind: simple, kunstlose Naturszenen. Unverschönerte, wilde, ländliche, gemeine (d. h. schlichte) Natur ist meine Göttin. Ich bin weit davon entfernt, Forderungen zu machen, weit davon entfernt, mit irgend einem unserer Dichter von Wert mich messen zu wollen; aber das glaube ich mit Wahrheit behaupten zu können: daß selbst von schätzbaren Dichtern die Natur selten wahr kopiert (= nachgebildet) worden sei. Man hat an ihrer Einfachheit gekünstelt. Solche Verschönerungen wird man in diesen Blättern zwar vermissen, keine Vergleichenungen ihrer Reize mit Gold, Silber u.dgl.m. darin antreffen; aber demohngeachtet hoffe ich mein kleines Publikum zu finden ...“ — Und damit kennzeichnet Schmidt die Eigenart seiner Dichtkunst ganz in ihrer Stärke und in ihrer Schwäche. Mit Behaglichkeit und der Lust zu gemächlichem Plaudern schildert er in unverfälschter Treue und sorgsamer Kleinmalerei das von ihm innig geschätzte Leben der Mark, wie es sich in Kleinstadt und Dorf ungestört abspielt, das Glück häuslicher Zufriedenheit zärtlich liebender Eheleute, Eltern und ihrer Kinder, den Wechsel der Jahreszeiten mit Frühlingsblühen, Sommerhitze, Herbststürmen und Winterabenden. Er besingt sein Heimatdorf Fahrland und das elterliche Pfarrhaus, Potsdam und Spandau, Ütz und Döberitz, Tegel und Reinickendorf, die Jungfernheide und den Wedding, sein Werneuchen, Garten, Feld und Flur. Er läßt uns, um nur einiges wiederklingen zu lassen, teilnehmen an Verlobung und Hochzeit, Geburtstagsfeier und Weihnachtsbescherung. Ein Reichtum dichterischer Motive erschließt sich ihm aus den vermeintlich unscheinbaren, von ihm doch als Gottesgeschenk empfundenen Kleingebilden und Alltagsdingen, aus

alles, was sein scharf beobachtendes Künstlerauge erhascht, sein weltoffener Sinn erkennt und sein naturwarmes Herz entdeckt. Es sprudelt ihm zu aus der unerschöpflichen Fülle des ihn umkreisenden Lebens. Ihn freut — und das sei gern im Gegensatz zu manchen griesgrämigen Literaturgeschichtlern betont — „des Grabens Entengrün“; er übersieht in der Kirche nicht

„des Altars Decke, wo die Motte kreucht,
die schwarzen Spinngewebe, die der Küster
selbst mit dem längsten Kehrwisch nicht erreicht“.

Launig spricht er vom Washtag, vom Sand in beiden Schuhen, vom Froschgequak und Küchleinziepen. Nur für das Stadtleben hat er wenig übrig: Wie dem unverderbten Lande sein Preis, so gilt sein Groll der großen Welt mit ihren Gesellschaften und Schwelgereien, ihrem Aufputz und Tand. Unerbetenen städtischen Besuchern, die nur die Neugier in seine Pfarre lockt und die ebenso oberflächliche wie rührselige Begeisterung für seine Umgebung zur Schau tragen, wünscht er, daß Regenbäche, Unwetter oder Radbruch ihren Weg hemmen möchten. Gern versucht er sich in Reim-Finessen, wie im Gedicht „Die Wiese beim Wedding“:

Diese	Wenn sie nicht
Liebe	— Süße Pflicht! —
Wiese	Tändelnd meine
Bliebe	Frohe kleine
Zwar so nett beblümt,	Leyer priese.
Dennoch ungerühmt,

Als beispielhaft für seine Naturschwärmerei sei der erste und der letzte Vers seines Gedichtes „Der Zufriedene“ (1795) wiedergegeben:

Wie bring ich doch so froh und frei,
So mit zufriednem Sinn
In meiner kleinen Siedelei
Den Tag des Lebens hin!
Es gaukeln viel der eitlen Herrn,
Der Toren um mich her,
Ich bleib in meinem Winkel gern
Und tausche nimmermehr . . .

Ihr prunkt, o Menschen, geckt und rafft;
Doch was gewinnt ihr? — Spreu!
Ha! Ganz ein andres Leben schafft
Mir meine Siedelei.
Und o! ein Weib, ein Weib ist mein,
Wie's keiner von euch fand:
Drum kann's für mich nur besser sein
Hier draußen auf dem Land!

Nur im Auszug kann hier das so ansprechende Gedicht vom Kirchhof zu Tegell (1798) zitiert werden:

Sei begrüßt, verfall'ne Kirchhofsmauer,
Übergrünt von hohen Maulbeerbäumen!
Läßt sich nirgends als in deinem Schauer
Doch so süß vom bessern Leben träumen.
Ha, des alten Torwegs schiefe Pfosten,
Wie sie sinken, Häsp' und Klinke rosten! ...

... Doch was schadet's? In dem Todesschlummer
Seid ihr doch vor Menschen nun geborgen,
Und von Menschen kam doch euer Kummer,
Kamen eure Tränen, eure Sorgen.
Wohl, daß Tugend euch den Fußsteig bahnte
Zu dem Glück, von welchem hier euch schwante.

Ach, wie ihr, in euren stillen Särgen,
Wünscht' ich oft, im Innersten beklommen,
Vor den Menschen tief mich zu verbergen!
Könnt' ich doch, wenn einst mein Stündlein kommen,
Nach des Schicksals Schlägen, die mich trafen,
Unter diesen Maulbeerbäumen schlafen!

Ein Lokalpatriot darf aber kaum das seiner Schwägerin Friederike Brendel 1795 gewidmete Gedicht „Werneuchen“ — sei es auch etwas gekürzt — unerwähnt lassen:

Wenn's künftig Jahr um diese Zeit
Vom blauen Himmel nicht mehr schneit,
Wenn vor der Pfarre kleinen Zellen
Der Lindenbäume Knospen schwellen, ...
Dann kommst du, unsers Glückes froh,
Im Hute von geflohtnem Stroh,
Zu atmen hier voll Veilchenduft
Werneuchens reine Frühlingsluft.
O Freundin! Tausend Freuden warten
Auf dich in Haus und Hof und Garten.
Im Erkerstübchen schläfst du hier,
Doch nur bis morgens früh um Vier.
Die Henn' erweckt dich dann vom Schlaf,
Sitzt auf der Pfort' und kakelt brav.
Auch pfeift und singt mit frohem Sinn
Der Großknecht und die Melkerin.
Wir tragen dann den Fliesentisch
In unsrer Laube Nußgebüsch,
Um Tee dort von Salbei zu trinken. ...
Dann hilfst du gelbe Rüben fegen,
Siehst nach, ob Gäns' und Hühner legen,
Besuchst auch unterm Dach die Tauben
Mit glattem Hals und blauen Hauben. ...
Nach Tische kommt im grünen Rock
Ein Pächter mit dem Krückenstock,
Um sich von Holland oder Polen
Die wärmste Neuigkeit zu holen.

Wir wandeln nun mit mäß'gem Schritt
 Ins Feld; er nimmt ein Brennglas mit,
 Am Schlehdorn, in versteckten Gründen,
 Die Pfeife, ruhend, anzuzünden. ...
 Hat über Moos und Maulwurfshaufen
 Mein Junge müde sich gelaufen,
 So steuern wir mit heiterm Blick
 Gemach nach unserm Turm zurück.
 Doch wird der Gang noch oft gehemmt
 Vom Hirten, der die Schafe schwemmt,
 Vom Bauer, dessen Ackerpferd
 Nach Hause mit der Egge kehrt;
 Denn wer dich kennt, mag gerne zaudern
 In deiner Gegenwart und plaudern.
 Im Flecken eilt am kühlen Abend
 Die Jugend uns entgegentrabend,
 Wird gern beschenkt und gern geküßt,
 Und jede fleiß'ge Frau begrüßt,
 Die hinterm Zaun im Garten jätet
 Und derben Teig zum Backen knetet.
 Den Küchlein auf dem Pfarrhof mengst
 Du Brot und weichen Käse, tränkst
 Sie vor dem Born aus kleinem Kübel,
 Und lüstern schaut die Kräh' vom Giebel. ...
 Doch Frauchen ruft zum Abendessen!
 Bei Rühr'ei und Salat von Kressen,
 Schafkäs' und Met und Birkenwasser
 Bespötteln wir den reichen Prasser. ...

Darüber hinaus scheint mir auch das die Nachbardörfer Seefeld, Löhme und Beiersdorf umschließende Heimatgedicht „Der Juniusabend“ (1802) bedeutungsvoll zu sein, Matthias Claudius heraufbeschwörend:

Ein matter Purpurschimmer dämmert
 Noch graugesäumt von Westen her,
 In seiner kleinen Esse hämmert
 Der müde Nachbar Schmied nicht mehr.
 Es hüpf't auf schrägen Leitersprossen
 Das Hühnervölkchen längst zur Ruh.
 Die Schwalb' hat ihr Konzert geschlossen
 Und eilt dem Hangebettchen zu.
 Wir seh'n uns — drückend war die Hitze —
 Nach einem Kühlungsörtchen um:
 Dort lockt mit seinem Rasensitze
 Der Laube Caprifolium.
 O Hüttchen, das nach Sommerschwüle
 Uns manchen Abend schon verbarg,
 Empfang' uns; sind in deiner Kühle
 Die Mücken gleich ein wenig arg!
 Wie still! es knarrt der Perpendikel

Vernehmlich an der Kirchenguhr;
 Es rauscht mit Düften der Aurikel
 Ein leises Schauerlüftchen nur.
 Und o! dort über'm Eichelkampe,
 Von grauem Heerrauch überdeckt,
 Wird eben itzt die goldne Lampe
 Des großen Mondes angesteckt.
 Sanft möge rings dein Abendschlummer,
 Recht sanft, geliebte Gegend, seyn!
 O schließ' auch jeder kleine Kummer
 Der guten Menschen mit dir ein!
 Schließst dort in Beiersdorf, ihr Lieben,
 Schließst wohlgemuth die Augen zu!
 Euch, liebe gute Nachbarn, drüben
 In Löh'm' und Seefeld sanfte Ruh!
 Auch dir, wo ich in Hütt' und Särgen
 Manch theures Kleinod hinterließ,
 O Heimat hinter jenen Bergen,
 Auch dir heut' Ruhe sanft und süß! —
 Doch still davon! Die Thränen schießen
 In's Auge mir; kommt, Weib und Kind,
 Laßt uns die Primeln noch begießen;
 Sie trauern schon: geschwind, geschwind!

Gern möchte man das zur Kennzeichnung von Schmidts Zeit charakteristische Gedicht „An mein Reitpferd“ wiedergeben, in dem er in Dankbarkeit und Treue „seines braven Kleppers“ gedenkt, der ihn zu Gesunden und zu Kranken geführt, von Wegekleppern weggeholfen und redlich ausgegriffen und gesund in den Hof gebracht hat. Arnold Freiherr v. Eckardstein hat in den Heimatblättern des Kreises Oberbarnim bei seiner textlich und bildlich trefflichen Zusammenstellung zum 200. Geburtstag „unseres Oberbarnimer Sandpoeten“ davon ein paar Zeilen wiedergegeben. Hier sei dafür das „Böttcherlied“ zitiert, das so recht die Heimatmalerei F. W. A. Schmidts kennzeichnet und die Ortskenner an den letzten Werneuchener Böttchermeister Gustav Neubauer erinnert, der so gern die von den Urvätern übernommenen, kulturgeschichtlich wertvollen Böttchergeräte noch zu meiner Zeit aufwies und damit handwerkte:

Ich bin der Böttcher, ich binde das Faß.
 Vom Binden wohl wird die Stirne mir naß.
 Doch hurtig und munter die Reifen herum,
 Und dann mit dem Hammer gewandelt rundum,
 Rundum, rundum.
 Ich bin der Böttcher, ich binde das Faß,
 So fröhlich und flink, als wär es nur Spaß,
 Und mach ich dabei auch den Rücken oft krumm,
 So ist es doch lustig zu wandeln rundum,
 Rundum, rundum.
 Ich bin der Böttcher, ich binde das Faß,
 Und würd' ich ein Prinz, was hülfe mir das?

Ich wäre nicht besser, nicht froher darum,
 Und wär' auch nicht fleißig, und ging rundum,
 Rundum, rundum.
 Drum bleib' ich Böttcher und binde das Faß
 Und schaffe für Weib und Kinderchen was.
 Die schmausen dann abends und freuen sich drum,
 Daß fleißig ums Faß ging der Vater rundum,
 Rundum, rundum.

Wer sich von solchen Kostproben angeregt fühlt, dem seien zu weiterem Genuß die in allen größeren Bibliotheken greifbaren, posthumen Zusammenstellungen von Schmidts Gedichten empfohlen:

- a) Ludwig Geiger: „Musen und Grazien in der Mark, Gedichte von F. W. A. Schmidt.“ Sammlung Berliner Neudrucke, 1889 (gut wissenschaftlich, mit besonders feiner Einführung in Schmidts Werk und Beurteilung der Zeitgenossen, aber in manchen Daten nicht fehlerfrei);
- b) L. H. Fischer: „Aus der märkischen Heimat, Natur- und Landschaftsbilder in Gedichten.“ In: Archiv der Brandenburgia, 8. Band 1901 (wertvoll besonders in der Auswahl von landschaftlichen Heimatgedichten);
- c) Christian Kraus: „F. W. A. Schmidt von Werneuchen, Aufs Land! Aufs Land! Ländliche Gedichte.“ In: Sammelband deutscher literarischer Seltenheiten in kleinen Ausgaben, 3. Band, 1940 (als Ausgabe im „3. Reich“ mit Rücksicht auf den Arbeitsdienst und die Bauernschaft liebevoll auf das Landleben eingestellt; weniger wissenschaftlich als volkstümlich abgefaßt).

Er überschätzt sein Können in dem Versuch, Sonnette und Balladen zu fertigen; und bei seinem freimütigen Wesen tut er recht daran, sich trotz seines Standes nicht an die Dichtung religiöser Lieder zu wagen. Seine Begabung wies ihn auf die beiden Richtungen, die man in der Literaturgeschichte als die „idyllische“ und die „elegisch-sentimentale“ bezeichnet. Die erstere, hauptvertreten durch Johann Heinrich Voß (1751—1826) widmet sich der ausspinnenden Darstellung „patriarchalischer“ Verhältnisse, eines Lebens der Selbstgenügsamkeit und Sitteneinfalt, das mehr einem Wunschgebilde als der Wirklichkeit entspricht, und bedient sich dabei eines gleichfließenden Rhythmus und möglichst schlichter Wendungen. Die andere Richtung, hauptvertreten durch Friedrich von Matthisson (1761—1831), widmet sich der lehrhaften Schilderung von meist in gehäuften Einzelheiten wiedergegebenen Gefühlsstimmungen und Naturerlebnissen, sich dabei besonders gewählter Formen und Worte bedienend. Und in der eigentümlichen Verbindung beider Gattungen, allerdings mehr in der Idyllendichtung eines J. H. Voß, zeigt F. W. A. Schmidt sein poetisches Können, ist er uns ein liebenswerter Freund, der uns für die durchaus nicht kleinen Schönheiten und bescheidenen Freuden märkischer ländlicher Heimat die Augen öffnet und das Herz warm macht. Er beachtet dabei vollkommen die Regeln der Dichtkunst seiner Zeit; Goethe und Schiller haben es in den Reimen auch nicht genauer gehalten — so sehr auch „Beckmesser“ Einzelheiten rügen möchten! Ebenso amüsant wie „lehrreich“ sind viele Erläuterungen Schmidts zu Pflanzen-, Tier- und Handwerksbezeichnungen, ein Zeichen, wie natur- und heimatfremd er doch seine Leserschaft einschätzte! Freilich hat er die Gefahren der ihm eigenen Dichtkunst nicht immer vermeiden können; er mißachtet manchmal die Grenzen, die zwischen Poesie und Malerei bestehen, und sein verweilendes Stillhalten wird zur Langatmigkeit, sein Vergestalten zu Wortreimereien. Oft droht er vom Ein-



Der „märkische Sandpoet“ Friedrich Wilhelm August Schmidt von Werneuchen, nach einem Medaillonbildnis im Märkischen Museum Berlin

fachen ins Platte abzugleiten und greift in seiner Zwanglosigkeit zu einem Ausdruck, der dem feinnervigen Hörer die Stimmung zerreißen will: der Volkskundige verspürt darin den rauhen Erdgeruch und den nüchternen Wahrheitssinn des Landes und fühlt sich um so mehr in das Wirklichkeitsbild des Gemäldes versetzt. Seiner reinen Zuneigung für das Ländliche wollen wir es auch zugute halten, wenn er „des Städtlers Unkultur“ ein wenig aufbauscht.

Es kann nicht wundernehmen, daß bei der damaligen Hochblüte deutscher Poesie Schmidts Werke zunächst mehr Ablehnung als Anerkennung fanden. Zumal nachdem der allgewaltige Dichturfürst Goethe geglaubt hatte, von seinem Thron herab seinen Spott über die „Musen und Grazien in der Mark“ schütten zu dürfen, vermeinten seine Nachbeter und die damaligen Literaturkritiker um so mehr, in die gleiche Kerbe hauen zu müssen, und so schrieb August Wilhelm Schlegel für das Athenäum die Reime:

Wenn Pastor Schmidt
Mit schwerem Tritt (= Schritt?)
Die Straße tritt
Steh'n um ihn her
Die Pflasterer:
Gott grüß Euch, Herr!
Er spricht: Natur,
Auf deiner Spur
Schreit ich einher!
Und sieht in Ruh'
Den Rammlern zu.

Solche Abgeschmacktheiten wollen aber nicht zu ernst genommen werden. Man möge nur bedenken, wie scharf damals die Xenien geschliffen waren — und wie sehr sogar Schillers „Glocke“ im „Literatenkreis“ zuerst verlacht worden ist!

Als einer der ersten wagte der Dichter und Kritiker Wieland in seinem Teutschen Merkur Schmidt Beifall zu zollen. Ihm folgte hierin J. F. Reichardt, der Vertoner einiger seiner Gedichte. Später erkannten die Germanisten Karl Goedeke und besonders Jakob Grimm seine dichterische Begabung an. Vor allem aber

war es der „Wanderer durch die Mark“ Theodor Fontane, der Schmidts Bedeutung für die poetische Erschließung der märkischen Schönheit herausstellte und ein aufrechter Fürsprecher für den Dichterpastor wurde. Auch Goethes Freund, der Berliner „Vokalkomponist“ Karl Friedrich Zelter, fand in einem 1821 aus Kunersdorf bei Wriezen an Goethe gerichteten Brief „freundlichere“ Worte:

„Nichts von gutem Boden, nichts von Magdeburger Land! Endlich auf dem Wege hierher habe ich unsern Sandpoeten von Angesicht gesehen. Beim Pferdewechsel in Werneuchen besuchten wir ihn in seinem ärmlichen reinlichen Gehöft. Härter möge kein Verseemann bestraft werden, solche Gegend zu besingen als dieser gute Landpastor; denn jetzt besorgt er schon seine dritte Frau (Irrtum: F. W. A. Schmidt war tatsächlich nur zweimal verheiratet!) und zweimal ist ihm das Fleckchen (und zwar wie gesagt worden, durch Bosheit) abgebrannt. Und noch ist er unermüdet, seine Natur, die für ihn so wie er für sie expreß gemacht zu sein scheint, hoch zu preisen. Dazu paßt denn seine rundliche, stattliche Figur mit einer Art von Kohlhaupte, dem Augen und Mund eingeschnitten zu sein scheinen.“

Dafür, daß unser Dichterpastor Schmidt nicht ganz zu den Vergessenen gehört, zeugt auch, daß erst in letzter Zeit in der Berliner Pädagogischen Hochschule von Professor Kelletat das Thema „Schmidt von Werneuchen (1764—1838), eine neue Würdigung“ als Prüfungsarbeit gestellt wurde; und dem Bearbeiter H. Tismer darf bestätigt werden, daß er aufs Beste seiner Aufgabe nachgekommen ist. Er betont, daß wohl auch anfangs abfällige Urteile über Schmidt laut wurden, daß aber die „negativen Tendenzen“ sich nach der Veröffentlichung des Spottgedichtes Goethes 1796 in größerem Umfange als vorher zeigten. Besonders stellt er heraus, daß Klassik und Romantik gegen Schmidt Sturm liefen und ihre Angriffe so scharf waren, weil er dem allgemein angefeindeten „aufgeklärten Berliner Kreis“ um Friedrich Nicolai nahestand. Die verschiedenen, auch neuzeitlich abweichenden Urteile über Schmidts Dichtkunst stellt H. Tismer fleißig und amüsant zusammen: „der erste Heimatdichter“, „echter Heimatdichter“, er repräsentiert „kerndeutsches Wesen und Wandel“ — andererseits „aufklärerisch-hausbackener Realist“, „übertrieb die Voßsche Natürlichkeit auf das Unerträglichste und Platteste“. Er selbst glaubt zwei wesentliche Bezugspunkte herausstellen zu können, wobei er den Hauptteil des Schmidtschen Werkes der „Idylldichtung“ zuordnet als der „Dichtung der Ruhe“ — und dabei sei zu erinnern an die idyllischen Momente der Kleinheit, der Enge! Andererseits ist nicht zu verkennen, daß Schmidts Bedeutung auf heimatkundlichem Gebiet gesehen werden muß und kulturhistorisch wichtig ist. Schmidt hat märkischen und norddeutschen Realismus in seinem Werk aufs Beste repräsentiert.

Jedenfalls dürfen wir abschließend sagen: unser guter F. W. A. Schmidt, der Dichterpastor von Werneuchen, ist es wert, daß man sich mit ihm beschäftigt und sich seiner erinnert — des ersten Sängers märkischer Heimat!

Liselott Ziegert-Hackbarth:

Emilie Zöllner — die „Chevalière“ aus Fontanes Freundeskreis

„Wer ist's? Das ist auf Ehre
Unsre teure Chevalière.“

So lautet der Kehrreim in einem Toast Theodor Fontanes zum 12. Dezember 1862 auf „das bess're Teil des Chevalier“¹. Chevalier war der Übername des damit als „der stets Ritterliche“ charakterisierten Juristen Karl Zöllner im literarisch-geselligen Zirkel des Rytly², dem u. a. auch der Maler Adolf Menzel angehörte und der die Ehepaare Fontane, von Heyden und Zöllner zu lebenslang währender enger Freundschaft verband. Als Zeugnisse dieser Freundschaft sind viele bereits veröffentlichte Dokumente vorhanden. Eine Ergänzung ist zu erwarten durch die bevorstehende Publikation der 131 Briefe Th. Fontanes an Karl Zöllner, die kürzlich von der Stiftung Preußischer Kulturbesitz auf einer Auktion erworben wurden.

August von Heyden wurde 1868 im Rytly aufgenommen. Die hier abgebildete Bleistiftzeichnung von seiner Hand mit der Widmung „Seinem Freunde Zöllner ... 1868“ darf man als Porträt der Emilie Zöllner ansehen³. Es ist ein weibliches Bildnis, das in Haltung und Gesichtsausdruck so ganz die lebenswürdige Vornehmheit zeigt, die dieser Frau nach Fontanes Äußerungen ebenso zu eigen war wie ihrem Gatten. Wahrscheinlich übertrugen die Freunde nach der Verlobung des damaligen Gerichtsassessors Karl Zöllner mit Emilie Timm (29. 4.



Emilie Zöllner.
Graphit-Zeichnung, weiß gehöht, auf
bläulichem Papier. Format 36 x 29 cm.
Von August von Heyden, Berlin 1868

1857) in scherzhafter Verweiblichung seinen „nom de guerre“ nicht nur um der Zusammengehörigkeit willen auf sie, sondern um zugleich das zuvorkommend Verbindliche auch ihres Wesens hervorzuheben. Mit dem Stift führt nun der zeichnende Freund sichtbar vor Augen, was der „homme de lettres“ Fontane in Worten andeutet, und was dem Leser manchmal vielleicht in der Wiederholung bei den Briefstellen lediglich als etwas übertriebene Floskel reiner Courtoisie erscheint. Die Zeichnung gibt das Brustbild einer jungen Frau in geringer Schrägstellung zur Bildebene. Der Kopf mit locker, aber sorgfältig aufgesteckter Haarkrone ist plastisch geformt, die Kleidung nur im Oberteil deutlich gegeben. Eine schlichte Bluse oder Taille — wie man damals sagte — wird belebt durch eine kleine dunkle Schleife über duftigem weißen Fichu, dessen Rüschchen am Hals mit der lockeren Zartheit des Gewebes überleitet zu den weich modellierten Gesichtszügen. Alles Spitze und Bestimmte oder möglicherweise Scharfe in den feinen Linien um Augen, Mund und Nase ist durch nuancenreich schraffierte Schatten gemildert. Der Hauptausdruck liegt in dem über den linken Bildrand gerichteten, den Beschauer unbeachtet lassenden Blick der großen, klaren Augen, der dem Gesicht mit dem sanften, etwas resignierten Lächeln einen Hauch von Wehmut verleiht.

Ohne die Absicht einer ins Einzelne gehenden stilkritischen Wertung sei bemerkt, daß das Porträt als ein schönes Beispiel für den Realismus der Epoche gelten kann, die das Genie Adolf Menzel zu ihren Meistern zählt. Unsere Zeichnung könnte wie eine Illustration zu Fontanes Romanen erscheinen und ist doch weit mehr, weil sie bei allem Zeit-Typischen den einmaligen individuellen Menschen überliefert, über die Gegebenheiten des Augenblicks hinaus die Hintergründe seines Wesens erfäßt. In diesem feinfühligem Erfassen der Untergründe ist sie allerdings der Art Fontanes durchaus verwandt.

Von Emilie Zöllners Leben sind bisher nur wenige Daten bekannt. Am 20. August — das Geburtsjahr ist nicht zu ermitteln — hatte sie Geburtstag, wie aus mehreren Gratulationsbriefen hervorgeht. Die Verlobung wurde, wie erwähnt, am 29. 4. 1857 mitgeteilt. Für die Hochzeit notiert Fontane am 11. 12. 1863 ein Polterabendgedicht. Ein Sohn Karl Friedrich und eine Tochter Anna werden später erwähnt, auch der Tod dieser bei den elterlichen Freunden und Bekannten beliebten Tochter (Beerdigung auf dem Matthäi-Kirchhof am 15. 2. 1887). Wichtig sind ferner die Stationen der erfolgreichen Beamtenlaufbahn des Gatten vom Gerichtsassessor über den Stadtgerichtsrat bis zum Geheimen Regierungsrat. Denn über die Pflichten der gesellschaftlichen Repräsentation hinaus wurde dadurch Emilies Lebensführung und ihre Auffassung von den sozialen Ordnungen bestimmt. Besonders aufschlußreich ist hierfür der Kommentar, den Th. Fontane in einem Familienbrief anlässlich der Verlobungsnachricht des Zöllnerschen Sohnes 1895 gibt¹. Karl Zöllner starb am 6. Juni 1897, fünf Tage nach dem Freunde Heyden. Mindestens zehn Jahre nach dem Tode ihres Mannes hat Emilie Zöllner noch gelebt. Spätere Nachrichten fehlen. Es bedarf daher der Phantasie und mancher Kenntnis der berlinisch-preussischen Atmosphäre, um aus diesen spärlichen Tatsachen die Biographie einer Persönlichkeit erstehen zu lassen, die in ihrer Verhaltenheit und maßvollen Begrenzung auf den gegebenen Rahmen, lebenswerte charakteristische Verkörperung des vielgeschmähten 19. Jahrhunderts ist. Durch die Heydensche Zeichnung erhält die bisher etwas blasse Vorstellung der „hochverehrten Frau und Freundin“ nunmehr Gestalt und —

wenn man so sagen darf — s p r e c h e n d e Züge. Bei genauem Betrachten sieht man, daß darin schon dieselben Wesensmerkmale ausgedrückt sind, wie sie, im Laufe der Zeit deutlicher und vielleicht schroffer zutage getreten, Theodor Fontane in seinem 27 Jahre später geschriebenen Brief hervorhebt.

Auch August von Heyden war „Rytlyone“, wie oben erwähnt, und sowohl mit Zöllners als auch mit Fontanes befreundet⁵. Er war 1827 in Breslau geboren als Sohn des aus Ostpreußen stammenden, seinerzeit bekannten Dichters Friedrich von Heyden, hatte sich zunächst dem Bergbau zugewandt und gab erst 1859 seine Stellung als Verwaltungschef in den Bergwerken des Herzogs von Ujest auf, um sich in Berlin und 1861—1863 in Paris einer umfassenden künstlerischen Ausbildung zu unterziehen. Es ist anzunehmen, daß er durch den Architekten Lucae, den er bereits in Schlesien kennengelernt hatte, in den Rytly-Kreis eingeführt wurde. 1868 erhielt er als inzwischen allgemein anerkannter Maler den Auftrag, einen Vorhang für das Kgl. Opernhaus zu schaffen (Arion auf den Meereswogen)⁶. Auch Wandmalereien in der Turmhalle, dem Bürgersaal und dem Ratskeller des Berliner Rathauses stammen aus dieser Zeit, demselben Jahr also wie unsere Zeichnung. Es ist hier nicht der Ort diese und andere Werke des Künstlers näher zu behandeln. Für die Spezialangaben sei auf die Literatur verwiesen⁷ und für das Allgemeine wird es kaum jemals besser kennzeichnende Worte geben als Th. Fontane sie in einem Brief an Professor Moritz Lazarus am 19./20. 12. 1881 fand:

„Von Heyden bis zu Menzel ist nur ein Schritt. Ob ein kleiner oder ein großer, stehe dahin. In Menzels Augen ist die Frage wohl gelöst und in Heydens neuerdings auch. Dessen war der vorletzte Rütli Zeuge, wo Heyden, in Percys Abwesenheit, behauptete: 1. was ich will, steht ebenso hoch, wie das was Menzel will, und 2. was ich l e i s t e, vielleicht auch. Er vermied die Worte: „was ich k a n n.“ Denn zwischen Leisten und Können ist noch ein wesentlicher Unterschied. Diese kühn auf den Teppich geworfenen Sätze kamen nun zur Diskussion, und der Rütli, dies muß ich sagen, bedeckte sich mit Ruhm. Am meisten Heyden selbst, indem er ohne Empfindlichkeit hinnahm, was ihm entgegnet wurde. Wir einigten uns alle dahin: dergleichen zu d e n k e n, ist erlaubt. Wer sich selbst in die zweite Reihe stellt, kommt nie in die erste. Selbsterhaltung fordert Selbstgefühl. Also man denk' es. Aber soll man es a u s s p r e c h e n? Dies wurde natürlich verneint; unter gutmütigem Lachen auch von Heyden, bis er mit einem Male wieder anderen Sinnes wurde: „Nein, nein. Es bloß denken, macht klein und eitel. Spricht man es aber aus, so werden einen viele für einen Narren halten. Aber man wird nur umso bestrebt sein, sein Wort einzulösen und bis an die Marke zu kommen, die man sich selbst vorgezeichnet hat“⁸.

Seinem schöpferischen Bemühen in der Malerei ist der langnachhallende Erfolg in der Öffentlichkeit versagt geblieben — die Wege und der oft verborgene Einfluß lehrender Übermittlung in Wort und Schrift sind schwer zu verfolgen. Unser bescheidenes Blatt mit dem intimen Reiz des Privaten aber rückt uns heute, nach fast hundert Jahren, August von Heyden ebenso wie Emilie Zöllner, in unmittelbare Nähe und weckt die Erinnerung an den Kreis vertrauter Freunde, in dem Theodor Fontane so recht eigentlich „zu Hause“ war.

Anmerkungen:

- ¹ Vollst. abgedruckt in: Theodor Fontanes engere Welt .Aus d. Nachlaß hrsgg. von Mario Krammer. Berlin 1920.
- ² Hermann Fricke: Die Ellora und das Rytly. Zwei Seitentriebe des Tunnel über der Spree. In: Jahrb. f. brand. Landesgesch. 7/1956. — Fritz Behrend: Geschichte d. Tunnels über d. Spree. 1938.
- ³ Vgl. die Photographie Emilies in: Theodor Fontane, Briefe an s. Freunde. Hrsg. von Otto Pniower u. Paul Schlenther, II. 3. Aufl. Berlin 1925.
- ⁴ Brief an Friedrich Fontane v. 25. 8. 95; vgl. Th. Fontane, Heiteres Darüberstehen. Familienbriefe/N.F. Hrsg. v. Friedrich Fontane. Berlin 1937.
- ⁵ Auf einer Réunion bei Heydens beginnt mit einer Frage Karl Zöllners die bekannte, für Fontane und seine Frau sich äußerst unangenehm auswirkende Episode, während der er den Posten des Ersten Sekretärs an der Akademie der Künste bekleidete. Nach 4 Monaten schied er wegen erheblicher Differenzen aus dem Amt und bewahrte sich unter Aufgabe dieser festen, geachteten und gut besoldeten Stellung die Freiheit für sein dichterisches Schaffen. Sein Nachfolger an der Akademie wurde K. Zöllner. Heyden lehrte dort als Professor für Kostümkunde 1882—1893.
- ⁶ verbrannt; als Ersatz 1892 ein neuer in Auftrag gegeben, der Szenen aus d. nord. Mythologie darstellt. Gratulationsbrief Th. Fontanes an Heyden v. 2. 3. 93.
- ⁷ Friedrich v. Boetticher: Malerwerke d. 19. Jahrhunderts. Leipzig 1891—95; unveränd. Neudruck 1948 — Adolf Rosenberg: Geschichte d. modernen Kunst, Bd. III, 1889 — ders.: Zur Erinnerung an Aug. v. Heyden. In: Zs. f. bild. Kunst u. Kunstchronik, N.F. 8, 1897, S. 513 ff. — Thieme-Becker: Künstlerlexikon, Bd. XVII, Leipzig 1924. A. v. Heyden selbst war Herausgeber der „Blätter f. Kostümkunde“ und veröffentlichte 1892 „Die Tracht d. Kulturvölker Europas.
- ⁸ Th. Fontane: Briefe a. d. Freunde (vgl. Anm. 3); dort auch Briefe an Karl u. Emilie Zöllner und A. v. Heyden.

Erinnerungen an Theodor Fontane und seinen Hausarzt Dr. Wilhelm Delhaes

Frau Antonie Meinecke geb. Delhaes, die Gattin des bekannten Historikers Friedrich Meinecke, des Mitbegründers und ersten Rektors der Freien Universität Berlin (geb. Salzwedel 30. 10. 1862, verst. Berlin-Dahlem 6. 2. 1954) überließ uns liebenswürdigerweise die nachstehenden Erinnerungen.

Mein Vater — Dr. Wilhelm Delhaes — war dem Hause Fontane durch Jahre verbunden. Er war dort „Hausarzt“, d. h. gegen ein einmalig verabredetes Fixum behandelte er die Familie in allen vorkommenden Fällen. Er war seinen Patienten in freundschaftlicher Treue verbunden, verfolgte alle gesundheitlichen Sorgen, und ging auch ungerufen, wenn es seine sehr gehetzte Zeit erlaubte, in die Häuser. Da er viel menschliche Liebenswürdigkeit und Bildungsinteressen hatte, war er sehr beliebt, wenn er unaufgefordert erschien.

Zu diesen Häusern gehörte auch die Familie Fontane. Wenn unser Vater nicht zum Abendessen kam, schauten wir in „Prosnes Medizinalkalender“ nach, in dem er seine Besuche eintrug. „Vater ist bei Fontane“, hieß es dann oft. Fontanes verbrachten zwischen 1884 und 1890 mehrmals die Sommerferien auf der Brotbaude bei der Kirche Wang im Riesengebirge — mein Vater hatte einen ländlichen Gartenbesitz in Schreiberhau — darüber plauderten beide immer gern¹. Auf seinem Weihnachtstisch lag stets das neueste Fontanebuch als Geschenk des Dichters. Oft hatte wohl mein Vater die Entstehung des Buches miterlebt.

Aber an einem Weihnachten² kam das Buch an meine Adresse und darin lag eine Schrift von der Tochter Mete an mich: „Möchten Sie meinen Vater so lieb gewinnen, wie ich den Ihren“. Das war für einen Backfisch eine bewegende Sache, ein tiefer, freudiger Stolz, denn ich war doch zu einer großen Ehrerbietung für den berühmten Schriftsteller erzogen. Mein Vater sagte: „Du mußt Dich selbst bedanken, wir gehen zusammen hin“. Ein fünfzehnjähriges Mädel³ hatte damals noch nicht die heutige Sicherheit der Jugend. Ich kannte das Haus Potsdamer Straße 134 c so genau. Zwei Treppen stiegen wir hinauf, — ich war in solcher Erregung. In einem großen Zimmer mit zahllosen Bücherregalen — ich ahnte nicht, daß sich mein Leben auch mal unter Bücherregalen abspielen sollte — an einem voll belegten Schreibtisch saß der große berühmte Mann. — Er war sehr wohlwollend, aber war wohl zufrieden, als seine Tochter eintrat und mit Liebenswürdigkeit dem schüchternen Mädchen weiterhalf. Fontanes Weihnachtsgeschenk war das Buch „Quitt“, das ja auch im Riesengebirge spielt, und mir bis heute eine Kostbarkeit geblieben ist. Das erste Buch, das mir ein Verfasser schenkte.

Auch mein Mann war ein großer Fontanebewunderer⁴. Oft genug sind wir beide auf Fontanes Spuren durch die Mark gewandert. In den 80er Jahren versuchte auch einmal mein Mann, den Dichter in seiner Sommerfrische im Riesengebirge persönlich aufzusuchen. Doch vergeblich, Fontane war nicht anwesend. Später fügte sich wohl ein Treffen⁵.

*

Mein Vater, Sanitätsrat Dr. Wilhelm Delhaes, ist 1843 in Lippstadt/Westfalen als Jüngster von sechs Geschwistern geboren. Sein Vater, der einer holländischen Familie entstammte, starb zwei Jahre nach seiner Geburt. So lebte er als Jüngster mit sechs Geschwistern zusammen mit seiner Mutter in dem Hause an der Lippbrücke. Der Mutter, einer frommen Herrenhuterin, war er Zeit seines Lebens eng verbunden. Sie gab ihren „Benjamin“ nicht wie die anderen Söhne in die Erziehungsanstalt Keilhau, sondern lebte mit ihm in ihrem kleinen Besitz. Der Sohn besuchte das Lippstädter Realgymnasium, das unter dem bekannten Schulmann Ostendorf stand. Er besorgte den Garten, interessierte sich für die Gartenpflege und okulierte selbst die Obstbäume. Er war ein sehr guter Schüler, voller Begeisterung für die Kunst und die griechische Welt. Nach der Abschlußprüfung — die Schule führte nicht bis zum Abitur — entschloß er sich, seiner botanischen Liebhaberei folgend, für das Gartenfach. Aber der Anfang in Erfurt war ihm bei seinen Interessen zu eintönig. Kurz entschlossen ging er nach Burgsteinfurt und legte dort das humanistische Abitur ab. Es folgten Jahre des medizinischen Studiums als Corpsstudent in Heidelberg und Berlin. Da brach der Krieg 1870/71 aus und mit Begeisterung zog er als Arzt ins Feld. Er lag lange vor Orleans, zog mit in Paris ein und fand in dieser Zeit Lebensfreundschaften, so mit dem späteren General Rathgen. Mit diesem reiste er auch in späteren Jahren nach Athen, dem Lande seiner Sehnsucht, und sogar nach Konstantinopel. Er hatte viel Sinn für Freundschaft und wußte sie fürs Leben festzuhalten. Er besaß einen prächtigen Humor, der aber auch ins Gegenteil umschlagen konnte.

Nach dem Kriege kam er stolz mit dem Eisernen Kreuz heim, voller Begeisterung für das neue Deutschland. Er war Assistent bei Professor Bernhard v. Langenbeck und Robert Wilms, trat auch zu Geheimrat Hofmeier in nahe Beziehung. Dieser hatte die Absicht, sich zur Ruhe zu setzen und zog den jungen Dr. Delhaes zu seiner Entlastung heran. So trat dieser langsam in den Kreis von Hofmeiers Patienten und übernahm schließlich die Stelle des Chirurgen am Elisabeth-Krankenhaus in Berlin. Dort hat er Jahre gewirkt und operiert⁶. Daneben wuchs die Privatpraxis sehr an. Er war in den besten Familien des alten Berliner Westen der nur ratende, viel verehrte Hausarzt⁷; denn damals stand der Arzt zu seinen Patienten in einem engeren Vertrauensverhältnis als heute und der heutige Brauch der Liquidation untergrub ihm noch nicht die Freude am Beruf. Er legte dann Ende der achtziger Jahre seine Tätigkeit im Elisabeth-Krankenhaus nieder, behielt jedoch durch Jahre seine gute Praxis und die freundschaftliche Fürsorge für seine Patienten. Auf solchem Verhältnis bestand auch seine herzliche Verbindung zum Hause Fontane⁸. In meines Vaters Zimmer hing das Photo „Fontane am Schreibtisch“.

Der Gärtnertrieb blieb daneben stark in ihm und ebenso die Sehnsucht, „auf eigener Scholle“ zu leben. So fand er sein Gefallen in einem bescheidenen Haus in Schreiberhau, das er „Waldfried“ nannte. Mit seinem Sinn für Familienleben und Blumenpflege gab er ihm einen persönlichen Inhalt, so daß es vielen Gästen das schönste Eldorado wurde. Er selbst scheute keine Mühe, im Garten mitzuarbeiten und mit seinem Schönheitsgefühl dem nun ganz stattlichen Besitz mit dem Blick aufs Riesengebirge eine besondere Note zu geben. So hat er sein Alter, das auch Sorgen kannte, in dieser Umgebung, in dieser Ruhe mit viel Anregung genießen dürfen. Er hat den 1. Weltkrieg, die Sorgen um zwei Söhne nicht zu

Fontanes Hausarzt,
Sanitätsrat Dr. Wilhelm
Delbaes
(1. 2. 1843—
12. 1. 1912)



erleben brauchen. Im Herbst 1912 ist er an einem schweren inneren Leiden, von seiner Gattin gepflegt, in die Ewigkeit gegangen.

Schnell hingeschrieben, als alte Frau, tauchen, durch die Fontane-Forschung angeregt, diese Jugenderlebnisse vor mir auf und haben sich trotz eines bewegten Lebens nicht verdrängen lassen.

Anmerkungen der Herausgeber:

- ¹ Vom 19. Juli bis 31. August 1884 verbrachte Fontane mit seiner Frau Emilie die Sommerfrische in Krummhübel. Am 1. Oktober 1884 wurde seine Tochter Martha — genannt „Mete“ — Lehrerin an Frl. Leydes höherer Mädchenschule. Ende März 1885 übermittelte Georg Friedländer Fontane den „Förster- und Wildddieb-Stoff“ zum späteren Roman „Quitt“. Von Juni bis zum 19. September dieses Jahres verweilte Fontane zur Erholung in Krummhübel. Am 2. Juni fixierte er den Entwurf der Novelle „Quitt“ nach einer Erzählung des Lehrers Loesche und arbeitete ihn bis 10. Juni aus. Am 12. Mai 1886 bot Fontane die Novelle „Quitt“ oder „einen neuen brillanten Stoff (Herzensverhältnis dreier Menschen)“ A. Kröner zum Verlag an. Vom 15. Juni bis 8. September verbrachte er mit der Tochter Mete die Sommerfrische in Krummhübel. „Das Beste war, daß ich aller Unbilden unerachtet, 10 Wochen lang unausgesetzt arbeiten und meine neue für die Gartenlaube bestimmte Arbeit im ersten Entwurf beendigen konnte.“ Am 24. Juni war das 4. Kapitel von „Quitt“ geschrieben. Im Juli vermittelten ihm Besuche bei Georg Friedländer in Schmiedeberg Stoff für die Amerika-Kapitel in „Quitt“ durch den „Diskant-Amerikaner“ Theodor Grosser. Am 24. Juli lag der Abschluß der ersten Hälfte des Romans „Quitt“ vor. Am 5. September vermerkte Fontane: „War das ein Sommer! Ein wahres Mirakel, daß ich meine lange Novelle habe schreiben können.“ Am 29. Dezember nahm A. Kröner sie unter Forderung einiger Änderungen zum Verlag an. Vom 16. Juli bis 31. August 1888 verbrachte Fontane die Sommerfrische wiederum in Krummhübel „en famille“. „Gearbeitet wurde nicht viel.“ Überarbeitung von „Quitt“, die Kröner für den Vorabdruck in der „Gartenlaube“ annimmt; April 1890 erschienen. Während seines erneuten Aufenthaltes in Krummhübel mit Emilie vom 4. August bis 22. September 1890 las er Korrekturen zur Buchausgabe „Quitt“, die Ende November 1890 bei W. Hertz erschien. (Entnommen H. Fricke: Theodor Fontane — Chronik seines Lebens. Berlin 1960).

² Es war also Weihnachten 1890.

³ Frau Antonie Meinecke ist am 31. Januar 1875 geboren worden.

⁴ Friedrich Meineckes „Ausgewählter Briefwechsel“, hrsgg. von Ludwig Dehio und Peter Classen, Stuttgart 1962, enthält 12 Briefe mit Bemerkungen, Hinweisen und Betrachtungen über Fontane, die wohl in der Bemerkung Meineckes an Eduard Spranger im Brief vom 16. 8. 1943 aus Oberschreiberhau, vom Delhaeschen „Waldfried“ aus, gipfeln: „Fontane ist doch für uns Berliner etwas Unersetzliches, weil er uns nicht nur Berlin selbst zeigt, sondern weit hinaus über Berlin und dessen Borniertheiten in dasselbe Land führt, in dem auch Burckhardt haust“.

⁵ Vgl. Meineckes Brief an Siegfried A. Kähler vom 20. 2. 1940 (a.a.O., S. 360): „Fontanesche Romane hatte ich diesmal viel im August in Schreiberhau wieder gelesen, — und dabei daran gedacht, wie ich ihn selber leibhaftig am Kaffeetisch auf der Brotbaude i. J. 1888 einmal zu sehen bekommen habe“.

⁶ Dr. Wilhelm Delhaes wurde am 1. Februar 1843 in Lippstadt geboren und starb am 11. November 1912 in Berlin. Seit 1873 war er als Chirurg am Elisabeth-Krankenhaus tätig; von 1878 bis 1889 in Nachfolge von Dr. Karl Hofmeier als alleiniger Leitender Arzt des Krankenhauses. Siehe Walter Augustat: 125 Jahre Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus in Berlin (1837–1962), Berlin 1962.

⁷ Marie-Elisabeth Lüders: Fürchte dich nicht — Persönliches und Politisches aus mehr als 80 Jahren. Köln 1963.

⁸ Brief Th. Fontanes an seine Tochter Martha vom 9. März 1898: „Meine liebe Mete. Laß Dich — wir haben Deinen Brief an Anna gelesen — durch Betrachtungen über meinen Zustand in Deiner Rekonvaleszenz und Deiner guten Laune nicht stören. Mit achtundsiebzig ist man natürlich ein unsicherer Passagier, aber will man sich damit ängstigen, so hat man (und die Familie mit) keine ruhige Stunde mehr. Im übrigen geht es mir, seit ich eine aus Salzsäure, Pepsin und Nux zusammengebraute Medizin nehme, entschieden besser, woran nur der Verordner selbst, also unser Delhaes, keine rechte Freude hat. Entweder glaubt er nach wie vor, daß ich die Medizin heimlich in die Wasserleitung gieße, oder er hat mir meine Aufsässigkeit gegen sein Allheilmittel: Morphinum und Kirschlorbeerwasser, noch immer nicht verziehn. Einig sind wir nur auf weitab liegenden Gebieten und so haben wir uns gestern — Mama war abwesend — eine Stunde lang über Personen unterhalten, die mit Hundeliebe behaftet sind. Er erzählte mir Geschichten aus seiner Praxis, die einen halb mit Schauer, halb mit Wehmut erfüllen konnten. Auch mit Wehmut; denn der letzte Grund dieser Erscheinung ist doch eine Art Verzweiflung an der Menschheit. Wer nichts wie Egoismus und Lug und Trug erlebt, flüchtet zuletzt in die Tierwelt und sagt: ‚Bellychen ist Trumpf‘. Der Held von Delhaes Geschichte hieß aber nicht ‚Bellychen‘, sondern ‚Rackerl‘, ein adliger Oberst a. D., dessen Frau und Töchter Delhaes seit sieben Jahren behandelt, hat sich übrigens in dieser ganzen Zeit noch nicht einmal vor seinem Hausarzt sehen lassen; er hat nur Konferenzen mit dem Tierarzt. Was sich ein Sanitätsrat, wenn auch unter Knirschen, doch alles gefallen lassen muß!“ (Auszug aus: Theodor Fontane — Heiteres Darüberstehen. Hrsg. Friedrich Fontane, Berlin 1937).

Das Theodor-Fontane-Archiv

Einst und jetzt*

Der Frühling des Jahres 1862 war in bezaubernder Weise schon in den ersten Maientagen in die Mark Brandenburg eingezogen. Das trieb auch den landesgeschichtlichen Wanderer Theodor Fontane aus seiner staubigen Redaktionsstube bei der Kreuzzeitung hinaus ins Oderland zu Entdeckungen auf den alten Familiensitzen. Am 3. Mai war er mit einem Wagen nach dem Gute Steinhöfel des Generals von Massow gefahren, dessen Kammerdiener, namens Laves, ihm so viel Dummes und Kluges, Interessantes und Langweiliges erzählt hatte, daß dem Wanderer, wie er selbst mit einem Berolinismus sagte, „der Kopf verkeilt“ war. Er brachte aber einen ganzen Sack voll Münzen, „Goldpfennige und ganz gemeine Dreier“ mit nach Hause. Der Zauber der Stille und die Leuchtkraft der Schönheit in der Natur hatten ihn umgeben. Mit der Genauigkeit seines Wirklichkeitssinnes hatte er die Gouachebilder von Schinkel und Gilly wahrgenommen und im Notizbuch aufgezeichnet. Aber eine große Überraschung, ein Goldpfennig sondergleichen, war ihm im „Schloß“ genannten Gutshause geworden: das Konzept eines Versbriefes von Kronprinz Friedrich an Voltaire. „Ein einfacher Bilderrahmen, der statt eines Bildes ein vergilbtes Quartblatt Papier umfaßt... Was uns an diesem beschriebenen Quartblatt am meisten interessiert, ist wohl der Umstand, daß uns dasselbe (eben weil Brouillon) in die *Entstehungsgeschichte* dieser und ähnlicher Versbriefe des Kronprinzen einführt und uns genau zeigt, *wie er arbeitete*“¹. Wie er arbeitete. Das war ein Grundproblem des Dichters Fontane und er studierte dieses Manuskript mit der ganzen inneren Anteilnahme des schöpferischen Menschen, der daheim selbst über eine ganze Mappensammlung eigener Brouillons verfügte. Denn Fontane, geschult in der Anlage von Presse-Archiven zu persönlichem Gebrauch, hatte von frühester Zeit an sein handschriftliches Oeuvre gesammelt und geordnet in seinem Arbeitszimmer vereinigt gehabt. Erst als Werkstatt des Redakteurs, dann des Wanderers durch die Mark und des Kriegshistorikers, des Kunsthistorikers und Balladenschreibers und schließlich auch des Novellisten und großen Romandichters. Das Schicksal dieser Handschriftenmassen mag eine spätere Generation mühsam und nur sehr unzulänglich aus Aktenresten herauszuklauben suchen und dann zu ungerechten philologischen Urteilen gelangen. Darum sei es dem Verfasser, der das Brandenburgische Schrifttumsarchiv begründete, dessen Hauptbestandteil die Fontanehandschriften sind, und dem als langjährigem Freund des Dichtersohnes Friedrich und der Enkel Otto und Peter Fontane noch jene Achtung vor der Handschrift als dem Geheimnis des schöpferischen Menschen übermacht worden ist, gestattet sein, Zusammenhänge klar zu stellen, die den Fernerstehenden eine Weiterarbeit und ein tieferes Verstehen erleichtern können.

¹) Diese Darstellung wurde angeregt durch zahlreiche Diskussionen während eines „Fontane-Symposiums“ der Evangelischen Akademie Schleswig-Holstein in Ratzeburg vom 25. bis 28. Mai 1964. — Sie ist zugleich eine Besprechung von Joachim Schobess: Theodor Fontane. Handschriften. Bestandsverzeichnis Teil 1, 1. Potsdam 1962. 197 Seiten und 26 Seiten Faksimiles. 12,50 DM.

Das Schicksal der Fontanehandschriften kann weniger unter den Aspekten eines philologisch-publizistischen Interesses, das abgesehen von den gelegentlichen Ratschlägen Paul Schlenethers oder Erich Schmidts eigentlich erst mit den beiden Fontaneseminaren von Julius Petersen erwachte, als vielmehr unter den Gesichtspunkten der Auseinandersetzung der Fontane-Erben und der Fontane-Verleger, die durch den Rechtsschutz zahlreicher noch lebender Persönlichkeiten gebunden waren, und weiterhin unter den Gesichtspunkten der Handelsinteressen der Autographensammler und Autographenhandlungen beurteilt werden. Denn nur so ist die komplizierte Lage der Fontanehandschriften zu verstehen: Wie kam es zu solch profunder Zerfaserung und tragischer Zersplitterung? Wie kam es zu dieser fast babylonischen Zerstreuung und letztlich dämonischen Vernichtung?

Unter diesen Aspekten geschichtlichen Werdens ergeben sich sechs klar geschiedene Spannen der Entwicklung des Fontane-Nachlasses.

(1) Die verwaiste Dichterwerkstatt

Jeder Mensch erlebt bei einem Todesfall jene metaphysische Leere, die in dem einst so lebensvoll durchpulsten Gehäuse des hier Schaffenden die Verwaisten überwältigt. Das ist in der schlichten Stätte des Handwerkers nicht anders als im Arbeitszimmer eines Dichters. Als Theodor Fontane am Abend des 20. September 1898 lautlos über seinem Bett zusammenbrach, entglitt sein schaffender Geist dem Arbeitszimmer in der Drei-Treppen-Haus-Wohnung im alten Johanniterhaus zu Berlin, Potsdamer Straße 134e. Das Haus ist im Bombenhagel des letzten Weltkrieges zugrunde gegangen, aber Fontanes Arbeitszimmer lebt weiter in der lebensnahen Schilderung seines jüngsten Sohnes Friedrich². Das Bild dieses menschlichen Gehäuses haben uns die Gemälde von Hanns Fechner und Marie von Bunsen sowie eine Blitzlichtaufnahme der Berliner Illustrierten erhalten³. Hier fanden die Nachkommen und Freunde des Dichters die Dokumente eines langen schöpferischen Daseins aufgeschichtet.

Wenn man zu Fontanes Lebzeiten sein Arbeitszimmer betrat und die ersten hohen Schranken geistiger Distanz mit der gütigen Erlaubnis des greisen Mannes überschreiten durfte, dann wandte sich das Gespräch alsbald seinem geliebten *Schatz an Büchern* zu. Es waren zehnmal mehr Bände als jene kümmerlichen und meist bedeutungslosen Reste, die schließlich ins Potsdamer Archiv gelangten⁴. Sie füllten zwei Bücherschränke, zwei Repositorien und den in altberliner Wohnungen zur Ablage abgebrauchter Dinge so beliebten Hängeboden⁵. Die Bücher standen in den Schränken in zwei Reihen hintereinander. In dem großen, aus Kirschbaumholz gefertigten klassizistischen Bücherschrank befanden sich die Handexemplare Fontanes von allen seinen Publikationen sowie eine umfassende Sammlung märkischer Literatur. In dem kleineren, auf dem Gemälde Maria von Bunsens sichtbaren barocken Bücherschrank bewahrte Fontane besondere Kostbarkeiten, die Publikationen seiner Freunde und die ihm aus der Rezensionarbeit als wertvoll erschienenen Werke, vor allem eine erlesene Bibliothek von Memoiren, Briefpublikationen und Regimentsgeschichten über die Zeit Friedrichs d. Gr. und seines Bruders Prinz Heinrich. Einen ungefähren Begriff vom Umfang des Bücherschatzes erhält man aus Friedrich Fontanes Angabe, daß die wertvollere Belletristik angesichts der überfüllten Schränke und Repositorien

Aufnahme im Bücherschrank der Gattin Emilie fand und daß auf dem Hängeboden Stapel meist nicht besprochener Rezensionsexemplare moderner Belletristik aufgeschichtet lagen und bei Aufgabe der Wohnung in etwa zwei bis drei Transportkisten an die Antiquare gelangten! Die im Fontanearchiv in Potsdam befindlichen Bände stammen zu einem großen Teil aus Emiliens Bücherschrank. Auch das große und kleine Repositorium enthielten noch zahlreiche Werke. In den Bücherschränken und auf den Repositorien standen etwa 30 laufende Meter an Büchern. Sie blieben zu einem Teil im Besitz der Fontanekinder, gerieten aber zum größeren Teil in die Antiquariate.

Auf Hanns Fechners Fontane-Portrait von 1892 steht der Dichter vor seinem großen Repositorium, daß er sich besonders hatte anfertigen lassen, um im breiten unteren Teil Zeitungen, Karten, Pläne u. a. m. aufbewahren zu können, während auf den Brettern des oberen Regales etwa zwanzig in dunkelgrün Kallikoleinen gebundene Kästen in Quartformat der Aufbewahrung seiner wichtigeren Korrespondenzen dienten. Dies war der Grundstock des durch Fontane noch selbst angelegten *Briefe-Korpus*. In dieser Briefsammlung dokumentiert sich Fontanes bekannte schwärmerische Vorliebe für briefliche Äußerungen⁶. Er hatte solche Sammlungen in den märkischen Herrnsitzen wieder und wieder aufgefunden und als eine Quelle erster Ordnung nicht nur für den Historiker, sondern vor allem für den Dichter schätzen gelernt. Fontane steht hier in einer Tradition jener großen Briefsammlungen des französischen Rokokozeitalters und vor allem der deutschen Romantik. 1848 hatte Hermann Kletke die Briefe von und an Friedrich de la Motte Fouqué herausgegeben und damit weit über Tiecks Publikation des von Goethe so gelobten Briefwechsels Karl Solgers hinausgegriffen. So hatte die Anlage eines ordentlichen Briefe-Korpus nicht nur einen Sammlersinn, sondern auch in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts einen urheberrechtlichen und damit auch vermögensrechtlichen Sinn erhalten. Die Veröffentlichung des Hebbelschen Briefwechsels durch Felix Bamberg hatte 1890 eine für die Erben erhebliche Bedeutung gezeigt. Zu Publikationszwecken wurden im Wege des Austausches zwischen Briefschreiber und Briefempfänger die sonst durch den Lebensablauf und das Tagesgeschehen zerfaserten brieflichen Äußerungen wieder zu einer gewissen Geschlossenheit zurückgeführt. In seinen zwanzig Kästen hat Fontane sorgsam, nach Briefsendern geordnet, die Briefe seiner Freunde und auch — soweit sie durch ihn zurückgewonnen werden konnten, die eigenen Briefe früherer Jahre aufgesammelt. In guten Stunden erhielten vertraute Freunde zuweilen auch in dieses Briefe-Korpus einen Einblick. Seit der Verlag der Fontaneschen Werke in den Eigenverlag des Sohnes Friedrich übergegangen war (Gründung des Verlages Fr. Fontane & Co. 1888, Werkübernahme 1891), wurde dem Ausbau des Briefe-Korpus besonders durch den Sammel- und Abschreibeifer Emilie Fontanes große Aufmerksamkeit zugewandt.

In die eigentliche Dichterwerkstatt, die *Handschriften der Werke*, erhielten mit wenigen Ausnahmen, wie die Freunde aus dem Literatenverein „Tunnel über der Spree“, nur die Familienangehörigen und zuweilen bei Publikationsverhandlungen auch einmal ein Verleger Einblick. Bei Fontanes Tod befanden sich etwa 40 solcher prall gefüllten Schreibtsche in dem reich mit großen Schubfächern ausgestatteten Schreibtisch, den Fontane von seinem Freunde, dem Kunsthistoriker Wilhelm Lübke, bei dessen Berufung an das Polytechnikum in Zürich

1861 erworben hatte. Es war ein Baumeister-Schreibtisch, im nachgeahmten Schinkelstil, mit großer Platte und schützender Umrandung, rechts und links auf Vorder- und Rückfront mit je zehn Schubfächern, breit und geräumig. Er befand sich zuletzt als Geschenk Emilie Fontanes im Märkischen Museum in Berlin⁷. Jeder der blauen Aktendeckel für die Handschriften war sorgsam beschriftet; in den Mappen selbst die einzelnen Arbeiten mit Streifbändern aus alten Zeitungen zusammengefaßt, wiederum genau geordnet. Daher spielt bei der Beurteilung der Zusammenhänge bei Fontane die Kenntnis und Erhaltung der Provenienz eine ausschlaggebende Rolle. Die bereits zum Druck gelangten Manuskripte und die durch Fontane korrigierten Abschriften von der Hand Emilie Fontanes befanden sich ebenfalls hoch aufgestapelt in einzelnen Mappen in einem kleineren Vertiko aus Mahagoni neben dem großen Bücherschrank.

Da waren die Manuskripte der bereits gedruckten Gedichte und Romane, zum Teil der Papierersparnis halber auf den Rückseiten anderer Manuskripte beschrieben, wie z. B. Hunderte von Seiten der nicht mehr vom Dichter als gültig angesehenen Kriegsbücher. Dazu eine Unzahl von Faszikeln mit Jugendarbeiten, Novellenentwürfen, Vorstudien und Notizen zu dem letzten geplanten Roman um die Likedeeler, Entwürfe und Sammlungen zu den ursprünglich auf zwanzig Bände berechneten Wanderungen durch die Mark, zu einem Parallelwerk dazu, Auszüge aus der Lektüre, Aphorismen, Kritikfragmente, Sammlungen von Zeitungsausschnitten eigener Artikel, wie der Dänischen und Böhmischen Reisebriefe. Und vieles andere mehr, das der Dichter nur nach strenger Kritik noch der Nachwelt überliefert wissen wollte. All diese prall gefüllten blauen Mappen lagen nun als Aufgabe vor den Erben und Nachlaßverwaltern⁸.

(2) *Emilie Fontane verschenkt, verbrennt und sammelt*

Sowohl der Dichter selbst wie seine Gattin und seine Kinder waren der gleichen Meinung, daß die Ausgaben seiner letzten Hand das letzte Wort des Dichters sein sollten, darüber hinaus nur noch das fast vollendet Vorliegende als das verlegerisch Verwertbare gesammelt und erhalten bleiben sollte. Die vorgefundene Dichterwerkstatt mochte für einen künftigen Biographen wichtige Hinweise und auch Aufschlüsse für Philologen über Fontanes Schaffensprozeß, seine Stoffwahl und sein Ringen um den Stil enthalten. Aber die Ablehnung der damals herrschenden Schererschen Philologenschule war bei Fontane sehr lebendig und auch seine Erben wollten verhindern, daß der Meister des Wortes durch ein philologisches Durchstöbern seines handschriftlichen Nachlasses etwa das Opfer einer Art Goethephilologie werden könnte. Typisch für diesen eindeutigen Willen ist eine Äußerung des Philologen Otto Pniowers an Paul Schlenther aus Anlaß der Veröffentlichung der Fontaneschen Theaterkritiken: „Eine Quelle für Studien über Stil, Sprache und Interpunktion des Kritikers zu liefern, war nicht unsere Absicht. Hier sollte Theodor Fontanes kunstkritisches Glaubensbekenntnis enthüllt werden“⁹. So schoben Frau Fontane und ihr Verlegersohn Friedrich die zu ihrer Unterstützung vom Dichter für den Notfall bestellte Nachlaß-Kommission beiseite und damit auch den Einfluß der hinter dieser Kommission stehenden Philologen Erich Schmidt, Paul Schlenther und Otto Pniower. Nur Pniower unterzog den Nachlaß noch einer flüchtigen Durchsicht auf Brauchbarkeit für Publikationen und selbst er kam zu negativen Urteilen. Angesichts undankbarer Ausnutzung ihrer Auskunftsbereitschaft durch Wissenschaftler geriet die Familie in

ein Gefühl der Ablehnung, ja geradezu in einen Willen zur Abwehr einer philologischen „Ausplünderung“ des Nachlasses, wie sie noch der Verfasser nur schwer zu überwinden hatte. Wer die Publikationen der Familie ohne Voreingenommenheit beurteilt, wird feststellen können, daß durch etwaige Kürzungen, Modernisierungen der Orthographie und Zeichensetzung, selbst einiger Wortumstellungen von dem echt Fontaneschen nichts, aber auch gar nichts Erhebliches verloren gegangen ist. Die Philologen sollten bescheidener vor einer Leistung der Familie stehen, ohne die sie überhaupt keine Materie zur Forschung besäßen!

Da für Emilie Fontane und ihre Kinder der Autographenwert wenig, der Erinnerungswert alles bedeutete, wurden sämtliche Manuskripte, soweit sie zur Drucklegung gekommen waren, im Sommer 1901 als Geschenk an das Märkische Museum in Berlin übermacht. Dorthin schenkte Emilie ebenfalls Fontanes Schreibtisch mit zahlreichen dazugehörenden Erinnerungsstücken. Diese große Handschriften-Stiftung sollte der Dank der Witwe dafür sein, daß der Preußische Kultusminister die dem Dichter zum 75. Geburtstag gewährte Ehrenpension auch der Gattin belassen hatte. Otto Pniower nahm sie im Märkischen Museum in seine Obhut. Ihr Bestand, damals noch unvermindert, findet sich in den „Deutschen Dichterhandschriften“ von Wilhelm Frels verzeichnet¹⁰. Wo es den Ruhm des verstorbenen Gatten galt oder wo gute Freundschaft einen Garanten für ehrenvolle und liebenswerte Erinnerung bot, hat Emilie aus dem Nachlaß-Bestand der Handschriften viele weitere kleine Geschenke gemacht¹¹.

Auf Anregung ihrer Kinder und Paul Schlenthers hat Emilie bis zu ihrem schnellen Tode am 18. Februar 1902 unermüdlich eine Sichtung des literarischen Nachlasses vorgenommen. Ihr Werturteil war dabei bedingt durch ein lebenslanges aktives Teilhaben an dem literarischen Werk des Gatten, durch ihr Dasein als Lebensgefährtin und durch ihr Wissen um den letzten Willen des Dichters. Sie handelte dabei mit der ihr stets innewohnenden Entschiedenheit und Entschlossenheit. Was ihr unter dem strengen Aspekt ihres Werturteils nicht als würdig und wertvoll, fördersam und freundesnah erschien oder auch als nur für engstes Vertrautsein bestimmt war, wurde — als sicherstes Mittel der Beseitigung — verbrannt. Sie verbrannte ganze Stapel und Konvolute von handschriftlichen Material-Sammlungen und Briefen, vornehmlich zu Fontanes kriegshistorischen Werken, die der sparsame Hausvater — da für die Drucklegung nur einseitig beschrieben — sich für neue Schreibereien reponiert hatte. Sie verbrannte auch das Manuskript eines fast vollendeten Romans. Da veranlaßten Friedrich Fontane und Paul Schlenther die Gattin zu einer Resignation in ihrer radikalen Sichtsungsarbeit. Dagegen ließ sich Emilie bei ihrer Sichtsungsarbeit am Briefe-Korpus in der Aussonderung nicht beirren. Die Zahl der Briefe, die Fontane erhielt, übertraf die etwa 4000 eigenen, die noch nachzuweisen sind, um ein Vielfaches! Die meisten wanderten, wie im bürgerlichen Briefverkehr üblich, alsbald in den Papierkorb. Ihnen ließ Emilie viele Briefe folgen, die ihr nicht freundschaftswürdig, erinnerungsbedeutsam oder tauschenswert erschienen. Daneben typisch die resolute Verbrennung der Briefe von Georg Friedländer, als diese zahlreichen und umfangreichen Briefe gegen Fontanes Briefe nur unter der Bedingung ausgetauscht werden sollten, sie zusammen mit Fontanes Briefen zu publizieren! Fontanes Ruf als Vorspann für Friedländers Briefe: der Gedanke war ihr unerträglich. Und unerträglich war ihr auch der Gedanke, daß fremde Augen in die Herzensgeheimnisse der Brautleute eindringen könnten. Sie hatte noch die Achtung vor

dem Brief als echte Zwiesprache zweier Seelen. Darum hat sie auch testamentarisch verfügt, daß ihre und ihres Gatten „Briefe aus der Brautzeit“ ungelesen ihr mit ins Grab gelegt würden. Zum anderen ist es aber gerade ihrem nie ermüdenden Eifer zu danken, daß Hunderte und Hunderte von Briefen Theodor Fontanes von ihrer Hand abgeschrieben dem Briefe-Korpus eingefügt und so erhalten geblieben sind.

(3) *In der Obhut der Fontane-Kinder*

Ein Nachtestament Emilie Fontanes hinterließ den literarischen Nachlaß des Gatten zu gleichen Teilen den Kindern: dem Kriegsintendanturrat Theodor Fontane, der Tochter Martha (Mete), verheiratet mit dem Akademieprofessor K. E. O. Fritsch, und dem Verlagsbuchhändler Friedrich Fontane. Es ging zunächst — unter maßvoller Distanzierung zu den Philologen — glücklich und ohne Zersplitterung der Handschriften-Bestände. Das Interesse der führenden Germanisten war, wie die doch im Grunde nicht sehr anspruchsvollen Gedenkreden von Gustav Roethe, Konrad Burdach oder Erich Schmidt dokumentieren, nicht zwingend. Paul Schlenther und Otto Pniower publizierten aus dem Briefe-Korpus die Freundesbriefe, K. E. O. Fritsch die Familien-Briefe, Schlenther und Pniower die Theaterkritiken, Friedrich Fontane vollendete die Gesamtausgabe in 21 Bänden. Später folgten aus dem Nachlaß noch eine Publikation durch Josef Ettlinger und durch Theodor und Friedrich Fontane eine Erweiterung der Theaterkritiken, die aber nach dem Erscheinen des ersten Bandes erlosch.

Aber auch die Differenzen blieben nicht aus. Die letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts waren sozusagen die Entdeckerjahre der privaten Handschriften-Liebhaberei, die in den Krisenzeiten der Währung sogar der Kapitalanlage und der Kapitalbildung dienstbar gemacht wurde. 1905 und 1906 wurde die große Autographen-Sammlung des Berliner Bankiers Meyer Cohn versteigert und lenkte die Blicke weiter Kreise auf dieses Wertobjekt-Gebiet¹². Hinzu kam, daß der Verlag Friedrich Fontane & Co. seine Verlagsrechte, und damit auch diejenigen am Oeuvre Theodor Fontanes, an den S. Fischer Verlag in Berlin abgab. Als nun durch den verlorenen Krieg von 1914/18, den nachfolgenden völligen Verfall der deutschen Währung und das Altwerden der Fontanekinder die Frage einer materiellen Verwertbarkeit dringend auftauchte, traten auch die Verschiedenheiten zwischen Verlegerinteressen, Familienansprüchen und Traditionsverpflichtungen deutlicher hervor. Der S. Fischer Verlag wagte zunächst nur eine fünfbändige Werkausgabe, das Jubiläumsjahr 1919 — mitten in der Inflationszeit! — brachte nur ein schmales Bändchen aus dem Nachlaß, besorgt von Ernst Heilborn und eine Nachlese „Aus Fontanes engerer Welt“ von Mario Krammer. Fontane ist nicht aktuell in dieser Zeit.

Nach Metes Tod (1917) und dem Heimgang von Fontanes Schwester Elise (1922) beginnen die Abgaben von Fontane-Handschriften an Händler und Sammler. Am meisten bemühten sich die 1921 gegründete Berliner Bibliophilengesellschaft und die Berliner Autographen-Händler Stargardt (Inh. Mecklenburg), Hellmuth Meyer u. Co., Georg Ecke sowie Ernst Hauswedell in Hamburg, nach 1945 auch Gerd Rosen in Berlin u. a. um die Gewinnung einer besonderen Wertschätzung der Fontane-Autographen.

Trotz dieser einem Zusammenhalt aller Fontane-Dokumente entgegenwirkenden Tendenzen hielten die Fontaneerben, allen voran die Brüder Theodor und Fried-

rich, die Bestände des Fontane-Archivs nach besten Kräften zusammen. In dem auf das Schicksalsjahr 1918 folgenden Jahrzehnt bis zum Freiwerden des gedruckten Werkes Fontanes im Jahre 1928 erfolgten drei wesentliche Bereicherungen des Archivs, vornehmlich als Ergebnis unermüdlicher Kleinarbeit Friedrich Fontanes am Werke des Vaters. Nur ihm ist es zu danken, wenn wir heute noch in großen, erhalten gebliebenen Abschrift-Konvoluten das *Briefe-Korpus* in diesem Umfange besitzen. Immer wieder hat er umfassende Korrespondenzen geführt, um auch aus entlegensten Quellen dem Briefe-Korpus neue Bereicherungen zuzuführen. Um welche Massen es sich dabei handelt, zeigt das im Fontane-Archiv in Potsdam aufgestellte Verzeichnis der Familien-Brief-Abschriften¹³. Es beruht überdies auf dem von Friedrich Fontane aufgestellten Verzeichnis aller Briefe Fontanes, von denen noch Kunde zu erhalten war. Dieses Verzeichnis füllte einen ganzen Kasten von den 19 Kästen des von Friedrich Fontane errichteten, in unendlicher Kleinarbeit auf Tausenden von Zetteln zusammengetragenen *Auskunftsapparates*, der leider nur noch in geringen Resten vorhanden ist. Um auch diese Erweiterung des Fontane-Archivs, die hunderte von Philologen durch die Güte von Friedrich Fontane und durch die Liberalität des Potsdamer Archivs benutzen durften, in gebührende Erinnerung zurückzurufen, sei hier ihr Inhalt kurz umschrieben:

- | | |
|--------|--|
| Kartei | 1: Novellen und Romane. |
| " | 2: Skizzen, Aufsätze, Autobiographisches und Feuilletonistisches |
| " | 3: Aufsätze: Englische, Politische, Berlinische. |
| " | 4: Aufsätze über Kunst. |
| " | 5: Wanderungen und Märkisches. |
| " | 6: Tunnel, Ellora, Rythly. |
| " | 7: Notizbücher. Reisen — Wanderungen — Theater. |
| " | 8: Reisen, Wanderungen, Landpartien. |
| " | 9: Buchkritiken und Lektüre Fontanes. |
| " | 10: Briefe Fontanes. |
| " | 11: Briefe und Toaste an und auf Fontane. |
| " | 12: Dissertationen, Aufsätze usw. über Fontane. |
| " | 13: Varia. Bilder, Fotos, Honorare. |
| " | 14: Nachweise über Entstehung Fontanescher Gedichte. |
| " | 15: Aufsätze über Theater (Kritiken, Darsteller). |
| " | 16: Kompositionen Fontanescher Gedichte. |
| " | 17: Bibliothek Fontanes und F's Marginalien. |
| " | 18: Katalog der Originale F's Gedichte. |
| " | 18a: Annex zu Kartei 18. |

Dieser Auskunftsapparat, der vielleicht in mancher Hinsicht¹⁴ philologischem Interesse nicht genügen mag, war nur von einem unmittelbar beteiligten Familienmitglied aufzustellen und ist wegen seiner biographisch einmaligen Angaben unersetzlich. Eine bedeutsame Ergänzung dieses Auskunftsapparates, die ebenfalls von Friedrich Fontane zusammengebrachte *Sammlung von Dissertationen und Zeitungsartikeln*, ist erhalten geblieben. Sie enthält Rezensionen seit 1870, besonders die Nekrologe von 1898 und Zentenaraufsätze von 1919. Auch noch nach Erschöpfung der Mittel für die Zeitungsausschnittbüros wurde die Sammlung in bescheidenem Umfang fortgesetzt.

(4) *Fontane-Handschriften unter dem Hammer!*

Das Interesse der Enkelgeneration war — wie fast stets in solchen Fällen — nicht mehr intensiv genug, um das Archiv für die Wissenschaft zusammenzuhalten und dafür schwere wirtschaftliche Opfer aufzubringen. Für die Fontane-Erben gab es letztlich nur zwei Möglichkeiten: entweder geschlossene Abgabe durch Geschenk oder Verkauf an eine öffentliche Sammlung (Museum, Bibliothek, Archiv) oder eine Verauktionierung durch Autographenhändler.

Seit durch das Testament Walther von Goethes (1883) und die Schenkung des Schillernachlasses durch die Enkel Schillers (1889) in Deutschland das erste große Handschriften-Archiv in Weimar entstanden war, hatten sich große öffentliche Bibliotheken längst Abteilungen für moderne Handschriften zugelegt. Daneben war aber auch zum „Bibliomanen“ der Goethezeit (Goethes Rezension von 1831!) der mit geringsten Mitteln, aber mit umso andauernderem Sammeleifer wirkende Autographensammler getreten, der durch sein Spezialwissen oft den Händlern überlegen wurde. Auf der BUGRA in Leipzig wurden schon 1914 wertvolle Handschriften gezeigt. 1923 war ein erster Führer für Autographensammler geboten worden¹⁵. Auch die Fontane-Handschriften wurden Objekte der Liebhaberei. Seit 1897 Fedor von Zobeltitz die Gesellschaft der Bibliophilen gegründet hatte und die Zeitschrift für Bücherfreunde redigierte, 1921 die Maximilian-Gesellschaft die Nachfolge übernahm, hatte sich auch, nachdem die zur Förderung der Fontane-Liebhaberei ins Leben gerufene kleine Gesellschaft „Die Zwanglosen“ kaum Einfluß gewann, aus den Berliner Bibliophilen 1927 ein „Fontane-Abend“ entwickelt, der mit seinem amor fontanensiarum, einer der Magie der Handschrift des Meisters tief hingeebenen Verehrung, eine hohe materielle Wertung der Fontane-Autographen verband, die gern von den Händlern gefördert wurde. Zahlreiche Faksimile-Drucke von Fontane-Handschriften sind dem Fontane-Abend zu danken¹⁶. Als 1928 die Auktion der Musiksammlung des wohlhabenden Mäzen Wolffheim durch die Firmen Martin Breslauer und Leo Liepmannsohn in Berlin einen Rekordtrag von einer halben Million Goldmark erbrachte, lag es nahe, daß auch die Fontane-Erben ernstlich an die Abgabe des Fontane-Archivs herangingen. 1929 waren — da ihre Schwester 1917 verstorben war — nur die Söhne Theodor (73 Jahre) und Friedrich (65 Jahre) noch erberechtigt. Infolge der radikalen Inflationsverluste und dem Fortfall der Tantiemen aus dem frei gewordenen Werkverkauf waren die Brüder nicht mehr in der Lage, die Kosten für die Erhaltung des Archivs zu tragen. Die Versuche, für das Archiv nach dem Vorbild des Nietzsche-Archivs eine auch nur bescheidene Beihilfe von 250,— RM zu erhalten, schlugen fehl; Mittel zum Rückkauf derjenigen Fontane-Briefe, die von den Empfängererben nicht im Austausch zurückgewonnen werden konnten, standen den Brüdern nicht mehr zur Verfügung. Im November 1929 versteigerte die Autographen-Handlung Stargardt für die Nachkommen Bernhard von Lepels die an diesen gerichteten 180 Briefe Fontanes, die die Berliner Universitätsbibliothek für 5000 RM erwarb¹⁷. So wurde von den Fontane-Erben öffentlich bekanntgegeben, daß man auch das Fontanearchiv zur Versteigerung bringen müsse. Die ersten *Verhandlungen mit der Preuß. Staatsbibliothek* wurden seit 1929 unter Beratung von Ludwig Fulda geführt. Auf Grund einer amtlichen Schätzung durch zwei Professoren wurde von den Erben als Preis für Manuskripte, Briefe-Korpus, Urheberrechte und Auskunftssapparat ein Betrag von 100 000 RM gefordert, wäh-

rend Ludwig Fulda den Ankauf gegen 50 000 RM zustande zu bringen versuchte. Die Verhandlungen scheiterten an dem bekannten „Mangel an Etatsmitteln“. Im Mai 1933 verstarb Theodor Fontane. An den allein gebliebenen Friedrich Fontane trat nunmehr die Staatsbibliothek erneut wegen des Kaufes heran. Das Archiv umfaßte damals 1800 Originalbriefe Fontanes mit rd. 7500 Seiten, 20 000 Seiten Original-Manuskripte Fontanes, dazu der gesamte Apparat an publikationsfertigen Buchmanuskripten, Briefbänden und Auskunftskarteien. Die Fontane-Erben forderten nunmehr nur noch 20 000 RM, — die Staatsbibliothek bot 8000 RM, zahlbar in zehn Jahresraten. Da zwei kaufmännische Sachverständige den Verkehrswert immer noch auf 30 000 RM schätzten, lehnten die Erben am 1. Juli 1933 das Angebot der Staatsbibliothek ab und entschlossen sich zur *Verauktionierung*, die durch die Autographenhandlung Hellmuth Meyer und Ernst in Berlin am 9. Oktober 1933 durchgeführt wurde¹⁸. Wegen der Vorwürfe gegen die Erben versandte Friedrich Fontane in zahlreichen Exemplaren ein gedrucktes Rundschreiben vom Juni 1935 an Freunde und Bekannte im In- und Ausland, voll tiefer Erbitterung über dieses Ende seines Lebenswerkes: „Anfragen über das Leben Theodor Fontanes und die Entstehung seiner Werke können nicht mehr beantwortet werden.“ So kam es zur Zerstückelung und Verstreuung des Fontane-Archivs. Die Versteigerung beschränkte sich auf die Originale. Nur ein gutes Viertel der Handschriften fand einen Käufer. Sie erbrachten rd. 8300 RM. Der Rest ging an die Erben zurück. Fontanes Enkel Otto lagerte die Handschriften in Wilmersdorf ein, Friedrich in Neuruppin verwahrte die Abschriften, Sammlungen, Bilder, Bibliothek usw. *Julius Petersen* schrieb bei seiner Rückkehr aus USA an Friedrich Fontane: „Es war eine traurige Sache, das Zusammengehörige so zerflattern zu sehen in einem besonders unglücklichen Zeitpunkt und ich bedauere, daß es nicht gelungen ist, es bei einer öffentlichen Stelle zusammenzuhalten. Wäre ich hier gewesen, hätte ich alles versucht, die Staatsbibliothek oder die Stadt Berlin oder das Pr. Kultusministerium zu bestimmen.“¹⁹ Aber auch Petersen hätte nicht vermocht, was ein ordentliches Mitglied der Preuß. Akademie der Künste wie *Fulda* und der Akademiesekretär Prof. *Alexander Amersdorffer* vergeblich versucht hatten. Die ungeklärte innerdeutsche Wirtschaftslage vor Errichtung der Diktatur und das mangelnde Interesse des Auslandes, dessen Blick für die Bedeutung der großen deutschen Realisten noch durch aktuellere Literaturinteressen getrübt war, bestimmten das Schicksal.

(5) *Im Brandenburgischen Schrifttumsarchiv*

Die Verzeichnung der Fontane-Handschriften in dem so unermesslich mühevollen und so außerordentlich verdienstlichen Verzeichnis Deutscher Dichterhandschriften durch Wilhelm Frels läßt die Zerstreuung und Zersplitterung des Fontane-Nachlasses erkennen, im vollen Ausmaße jedoch kaum erahnen! Über den Hauptbestand an Handschriften verfügte das Märkische Museum der Stadt Berlin: nämlich zu Vor dem Sturm, Ellernklipp, L'Adultera, Schach von Wuthenow, Graf Petöfy, Unterm Birnbaum, Cécile, Stine, Quitt, Unwiederbringlich, Jenny Treibel, Effi Briest, Die Poggenpuhls, Der Stechlin. Dazu die Autobiographien *Meine Kinderjahre*, *Von Zwanzig bis Dreißig*, *Chr. Fr. Scherenberg*. Ferner Fragmente aus den Wanderungen, dem Krieg von 1870 sowie Entwürfe zu Wanderungen, Plaudereien und Novellen. Das Märkische Mu-

seum erwarb auf der Auktion von 1933 die rd. 450 Seiten Novellenentwürfe. Die Preuß. Staatsbibliothek, die bereits aus den Sammlungen Darmstädter, Lessing und Varnhagen einen erheblichen Fundus von Fontanehandschriften, besonders an Briefen, erhalten hatte, erwarb auf der Auktion das Manuskript von Mathilde Möhring und die 75 Notizbücher Fontanes. Die Staatsbibliothek besaß außerdem zahlreiche Entwürfe zu Novellen und Erzählungen, z. B. Sidonie von Borke und Storch von Adebar, sowie Aufsätze und Vorträge. Die Universitätsbibliothek in Berlin hatte von Einzelsammlern mannigfache Erwerbungen an Manuskripten von Gedichten und Briefen, die Übersetzung von Shakespeares Hamlet und eine Autobiographie erworben, besonders dank J. Petersens Interesse, der 1929 und 1933 für die UB auch den gesamten Lepelbriefwechsel erwarb, den er 1941 publizierte. Das Reichsarchiv in Potsdam kaufte 1933 Fontanes Briefe aus der Kriegsgefangenschaft 1870 und die Kriegsbriefe des Fontanesohnes George. Das Storm-Archiv in Varel/Oldenburger, jetzt in der Kieler Landesbibliothek, übernahm Fontanes Briefe an Storm. Fast alles übrige ging in den Besitz von Privatsammlern über. Darunter die acht Bände Tagebücher in den Besitz des Förderers brandenburgischer Heimatforschung Bankdirektor Paul Wallich in Berlin, anderes erwarben die Fontane-Liebhaber Richard v. Kehler, Theodor Zuelsdorf, Wolfgang Goetz, Herbert Adam, Paul Sternheim, Paul Lindenberg, J. Petersen, W. Rost in Berlin, Konrad Höfer in Eisenach, Abraham Frowein in Elberfeld und viele andere in Deutschland und der Schweiz. Es verblieben aber noch anscheinliche Briefbestände in den Händen der ursprünglichen Briefempfänger, so z. B. die Briefe an Georg Friedländer, die Verleger v. Decker und W. Hertz (jetzt Cotta-Archiv in Stuttgart)²⁰. Der Besitz der Privatsammler — auch Autographenhändler hatten 1933 gekauft — ist inzwischen durch die Ereignisse von 1945 und ihre Folgen z. T. verloren oder in andere private und öffentliche Sammlungen übergegangen.

Da wiederum die Gefahr bestand, daß das noch vorhandene Restarchiv an Fontanehandschriften einer erneuten Zerstreuung ausgesetzt würde, kam es im August 1933 zu Verhandlungen Friedrich Fontanes mit dem Verfasser, die im Dezember zur Übernahme sowohl der aus der Auktion verbliebenen Handschriften wie auch des Briefe-Korpus, der Handbibliothek, der von Friedrich Fontane fertiggestellten Bände einer geplanten III. Serie der Gesamtausgabe, der Erinnerungsstücke, Bilder und der Auskunftskarteien sowie der Akten des Fontaneverlages durch die Brandenburgische Provinzialverwaltung führten. Die Zeitlage war der Geisteswelt eines Theodor Fontane, der es liebte, „immer hart am Rande des Hochverrates“ zu plaudern, so ungünstig wie möglich. Daß die Erwerbung durch eine öffentliche Institution dennoch gelang, war nur durch ein fast metaphysisches Zusammengreifen rein menschlicher Liebe zu Fontane zu verdanken. Der Landeshauptmann war ein Mann aus alter märkischer Familie, Stadt und Kreis Ruppin stellten sich politisch nicht entgegen. Friedrich Fontane, der damals ernstlich wegen seines Alters und seiner Notlage die Aufnahme in das Maison Orange der französischen Kolonie erwog, erfreute sich der Freundschaft zum Altmeister der Wanderer des Touristenklubs für die Mark Brandenburg gegr. 1884, — dem Vorgänger der Landesgeschichtlichen Vereinigung, dessen Ehrenmitglied noch Theodor Fontane war — Hermann Lucke. Dieser und der Klubvorsitzende Martin Henning haben den Verfasser redlich unterstützt.

Der Aufbau des Fontane-Archivs erfolgte unter selbstverständlicher Wahrung des Provenienz-Prinzips der Fontaneschen Ordnung nach den Grundideen Wilhelm Diltheys über Literatur-Archive²¹ und den Erfahrungen moderner Handschriften-Archive, von vornherein entsprechend dem Kulturverwaltungsbereich der Provinz als allgemeines Brandenburgisches Schrifttumsarchiv, dem später un schwer der Martin-Niendorf-Nachlaß als Geschenk seines Sohnes, des Pfarrers Anton Niendorf in Rathenow, der Willibald-Alexis-Nachlaß als Treuhandgabe der Familie von Putlitz und später erworbene Teile des Fouqué-Nachlasses sowie Handschriften anderer märkischer Dichter eingegliedert werden konnten. Doch blieb das Fontane-Archiv Hauptbestand. Er wurde alsbald wissenschaftlicher Verzeichnung und Benutzung zugeführt²². Eine Reihe von Publikationen bezeugen dies. Aber die Zeitlage, Vorkrieg und Krieg hielten selbst die an Fontane-Publikationen interessierten Verlage wie Müller-Grote, S. Fischer oder P. Suhrkamp von Wagnissen zurück. Mit dem Fortgang des zweiten Weltkrieges kam auch die Arbeit am Fontane-Nachlaß zum Stillstand. Die jüngere Generation aus Julius Petersens Fontane-Seminaren stand im Wehrdienst oder im Rüstungseinsatz. Trotz dringenden Ab ratens durch den Verfasser wurde das Archiv zu einer Zeit, da z. B. das Staatsarchiv seine Bestände aus dem unsicher gewordenen Bergungsraum im Osten zurückholte, von sachunkundiger Hand in schnell und systemlos gefüllten Kisten in das Brandenburgische Wandererarbeitsheim Rotes Luch bei Müncheberg verlagert. Während in Potsdam die Panzerschränke mit den Restbeständen, des Schrifttumsarchivs wie auch das Ständische Archiv, dessen Neumärkischer Bestand an Polen abgegeben wurde, unversehrt blieben, wurden die Bestände in Müncheberg den Kriegsereignissen ausgeliefert.

(6) *Im Sturm des zweiten Weltkrieges*

Die erbitterten Endkämpfe zwischen Elbe und Oder, in der Mark Brandenburg und um Berlin haben alle öffentlichen Fontanesammlungen ersten Gefährdungen durch Kampfhandlungen und Plünderungen ausgesetzt. Die Tagebücher Fontanes, in Privatbesitz, sind von einem Brand der sie verwahrenden Bank betroffen worden und galten als verbrannt. Mindestens vier Tagebücher wurden jedoch entfremdet und tauchten bei der Autographenfirma Stargardt u Co. (Mecklenburg) in Marburg im Bundesgebiet auf, wo sie vom Potsdamer Archiv aufgekauft wurden. Die Handschriftenbestände der Universitätsbibliothek in Berlin blieben erhalten und wurden dank der sachkundigen Fürsorge von Wieland Schmidt gesichert. Aus den Handschriftenbeständen der ehemaligen Preußischen Staatsbibliothek gelangten mit anderen Objekten auch wesentliche Teile der Fontanehandschriften in die UdSSR, wurden später jedoch zurückgegeben. Wie weit es dabei zu verständlichen Verlusten gekommen ist, ist noch nicht bekannt geworden. Im Berliner Märkischen Museum waren die Fontanehandschriften im Zimmer des festen Feldsteinturmes untergebracht und von Walther Stengel im Kellergeschoß gesichert worden. In den Tagen der Beschießung, Bombardierung und Eroberung Berlins durch die sowjetischen Truppen waren die Archiv-Kisten aufgebrochen, die Handschriften herausgerissen und in dem im Keller aus Schmutz und Wasser gebildeten Brei getrampelt, wie Fontane es von den Papieren des friderizianischen Generals Henckel von Donnersmark in Weimar erzählt: „zumeist zerstreut, zertreten und vernichtet.“²³ Vernichtungen

und Entwendungen müssen auch hier vorgekommen sein. Die verbliebenen Handschriften wurden von Stengel und seiner Helferin Frau Marlene Liefert aufgesammelt und gesichert, später vom Verfasser einer vorläufigen kurzen wissenschaftlichen Bestandsverzeichnung zugeführt. Ihr Vergleich mit den Angaben bei Frels läßt die Verluste erkennen.

Am schwersten wurde durch die Kriegseignisse jedoch das Potsdamer Fontane-Archiv im Roten Luch mitgenommen. Das Wandererarbeitsheim diente nach der sowjetischen Besetzung der Mark Brandenburg als Unterkunft für die in den Osten zurückströmenden polnischen, tschechoslowakischen und russischen Zwangsarbeiter. Auch hier wurden die Kisten mit den Fontane-Handschriften erbrochen und nach Aussagen früherer Bediensteter als Papier in der Küche verbrannt! Manches war auch entwendet worden, wie spätere Rückkäufe der Archive in Weimar, Potsdam und Berlin bezeugen. Aber ein Großteil der Bestände muß doch wohl endgültig als verloren gelten. Das zu Anfang genannte neue Handschriften-Verzeichnis des Potsdamer Archivars Joachim Schobess läßt erkennen, in welch erschreckendem Ausmaße sich die Verluste bewegen. Die Auflösung der Brandenburgischen Provinzialverwaltung, die politischen und staatlichen Neuordnungen haben, außer der Zurückholung der Restbestände aus dem Roten Luch und einer ersten Ausstellung im Herbst 1948 wenig systematische Arbeit am Fontanearchiv zugelassen²¹. Die erste genaue Bestandsübersicht wurde am 15. Mai 1959 aufgestellt.

(7) Im Zeichen der Fontane-Renaissance

Es ist seltsam zu vermerken, daß eine Fontane-Renaissance weder aus den östlichen noch aus den westlichen Bereichen des von den Siegern des zweiten Weltkrieges gewaltsam zerrissenen Deutschland hervorgegangen ist. Im deutschen Osten hielt man den Meister des berlinischen Realismus allzu sehr vom „bürgerlichen Ressentiment“ bestimmt, im Westen ließ die Erhebung eines Verlages über die Beliebtheit der Autoren beim deutschen Publikum Fontane erst an neunter Stelle nach Goethe, Schiller, Stifter, Hölderlin, Storm, Mörike, Keller und Shakespeare erscheinen! Inzwischen bejahte das Ausland die Frage, ob es noch wert sei, sich mit deutscher Sprache und Dichtung zu beschäftigen, gleichermaßen in West und Ost, und seit 1950 ging von den Germanisten in USA, Großbritannien und Frankreich, aber im Gefolge von Georg Lukacs auch in den Ländern im Osten eine Welle der Wiederentdeckung Fontanescher Werte aus. Dies hatte seine günstige Wirkung auf die Erhaltung und den Ausbau aller Sammlungen von Fontane-Handschriften. So hatte das Landesarchiv Berlin seit seiner Gründung im Jahre 1948 rd. 90 Fontane-Briefe erworben; die Amerika-Gedenk-Bibliothek in Berlin kaufte 1954 Fontanes „Ansätze zu einem Roman“, 81 Folioseiten des Romanentwurfes zu „Allerlei Glück“, weiterhin 18 Folioseiten eines Entwurfs zur Novelle „Wiedergefunden“ und vier kleinere Entwurfsskizzen. Die Autographenhändler nahmen sich dieser Renaissance fördernd an²⁵. Außerdem entstanden Pläne von Gesamtausgaben, wie sie die Berliner Akademie (Ost), die Nymphenburger Verlagshandlung in München und der Carl Hanser-Verlag/München erstreben.

Das Potsdamer Fontane-Archiv begann den Wiederaufbau der Handschriftenbestände erst 1958, seitdem es von der Bibliotheksabteilung des Staatssekretariats für Hochschulwesen und der Akademie der Wissenschaften

erhebliche moralische und materielle Förderung erhält. Am 15. Mai 1959 verfügte das Archiv über 271 Handschriften mit 425 selbständigen Stücken, sowie 208 Briefen von Zeitgenossen an Fontane. Die eingetretenen Verluste gegenüber dem Bestand von 1935 sind also erschreckend groß. Von den 84 Balladen-Manuskripten existieren nur noch 17! Die Manuskripte der Brandenburgica haben zwar weniger, aber trotzdem auch erheblich gelitten. Dagegen wird das gesamte Manuskript der „Likedeeler“ vermisst. Von 96 anderen Gedichten sind noch 23 vorhanden. Ganz erhalten sind die frühen Gedichtsammlungen von 1844, Aus der Soldatenzeit, Allerhand Ulk. Die Entwürfe zum Roman „Allerlei Glück“²⁶ und die Manuskripte zur 1. und 2. italienischen Reise werden nicht mehr genannt. Es fehlen auch „Eleonore“ und die „Oceane von Perceval“ und manch anderes Prosafragment. Erhalten geblieben sind die wichtigen 4288 Abschriften, die Emilie, Elise und Friedrich Fontane fertigten. Aus den übrigen Handschriften-Beständen des Brandenburgischen Schrifttumsarchivs sind erhalten geblieben der Martin-Niendorf-Nachlaß, 56 Willibald-Alexis-Manuskripte, die Fouquéhandschriften sowie zahlreiche Einzelstücke von Auerbach, Dehmel, Heun, Houwald, Spielhagen, Wildenbruch u. a. Bis 1959 hat dann das Archiv in Potsdam 87 Fontanehandschriften neu erworben, darunter Briefe Wilhelm Wolfsohns an Tante Pinchen Fontane, 35 Briefe Fontanes an Hermann Wichmann, aus dem Lindau-Nachlaß die Manuskripte „Adolph Menzel“ und „Cafés von heute und Konditoreien von morgen“ sowie „Jung Bismarck“; aus dem Nachlaß von Dr. Güntzel in Leipzig kam eine größere Sammlung von Erstausgaben und Zeitungsausschnitten über Fontane. Bis 1960 war die Zahl der neu angekauften Fontane-Handschriften auf 120 angewachsen, darunter einzelne Gedichte, „Der deutsche Krieg von 1866“, die Kritik über G. Hauptmanns Weber. Die Staatsbibliothek überwies persönliche biographische Aufzeichnungen. Weiterhin gelang es, einige entfremdete Handschriften über den Autographenhandel zurückzugewinnen, vor allem vier Tagebücher Fontanes. Die Zahl der selbständigen Stücke an Fontanehandschriften wurde 1964 mit 971 angegeben.

Da das ganze Handschriftenmaterial durch Verlagerung nicht nur äußerst dezimiert, sondern auch völlig durcheinander geraten ist, war die sinnvolle Provenienzordnung zerstört und konnte von den Bearbeitern nicht wiederhergestellt werden. So machte man aus der Not eine Tugend, gelangte zu einem an Ziffern sehr umfangreichen Verzeichnis und füllte die Lücken durch die vorhandenen Abschriften der Familie Fontane aus. Besonders lobenswert ist auch die Erweiterung der von Friedrich Fontane angelegten Sammlung der Literatur über Fontane.

Das Potsdamer Archiv hat seine Bestände durch Verzeichnisse der Handschriften und der Literatur von und über Fontane für die wissenschaftliche Benutzung erschlossen. Die Literaturliste gibt 800 Titel (die 2. Auflage 1965 wird über 2000 Titel bringen). Sie ist durch Überschneidung von alphabetischen, chronologischen und sachlichen Ordnungen nach einem eigenwilligen Prinzip aufgebaut, bietet in der ersten Hälfte eine Übersicht über Werk- und Briefpublikationen, in der zweiten Hälfte Literatur über Fontane, gegliedert nach Lebensperioden und Problemkreisen²⁷. Für die 2. Auflage möchte man eine schärfere Trennung nach Erstdrucken, Erstausgaben und Ausgaben letzter Hand wünschen. Das bereits anfangs genannte Handschriftenverzeichnis zeigt ebenfalls das Überschneiden mehrerer Ordnungsprinzipien in ungewöhnlicher Weise und gibt ausführlich Aus-

kunft über die Handschriften (Gedichte, Balladen, Familien- und Freundesbriefe, der Brandenburgica und der Reste des Prosawerkes sowie Kritiken zu Literatur, Kunst und Theater), die Photokopien, die Abschriften von Gedichten, von Theater- und Literaturkritiken, Aufzeichnungen aus dem Familien- und Freundeskreis, Bilder und Erinnerungsstücke, die 134 Bände aus Fontanes Handbibliothek, die vertonten Lieder und Balladen, über 2500 Zeitungsartikel und 1200 Bände Erstausgaben, Werkpublikationen und Dissertationen. Durch völlige Auflösung der Provenienz und der Konvolute ist eine Vielzahl von Einzelnummern entstanden. 22 Seiten Einleitung des Bearbeiters und 19 Seiten Personenregister erleichtern die Benutzung. Am Schluß werden auf 28 Seiten die aus Julius Petersens Besitz stammenden Erinnerungen der Henriette von Merckel über die Familie Fontane in Text und Faksimile geboten.

Das Schiller-Archiv in Marbach konnte schon 1958 im Rahmen einer größeren Ausstellung auch eine stattliche Anzahl in seinen Besitz gelangter Fontane-Handschriften bieten²⁸. Nachstehendes Verzeichnis derselben danke ich der gütigen Mitteilung durch Herrn Dr. Migge: Gedichtsammlungen „Märkische Reime“ (eigh. Entwürfe) und „Sonette“; die Gedichte „Die Fluth steigt...“ — „In Würzburg bei...“ — „Ist Tanz heut...“ — „Storch und Schwalbe...“ — „Letzte Audienz“ (Entwurf). Ferner das Prosamanuskript „Ravenna“, ein Bruchstück von „Effi Briest“ und eigenhändige Notizen zu: „Am Wannsee“ — „Die große Kartause vor Papst Paul“ — „Haus Normandie“ — „Cecile“ — „Aloys Rittersbach“. Eine Geschichte von sonderbarem Ehrgeiz — „Nennhausen“ — „Berliner Novelle“; Entwürfe zu: „Figur zu einer Berliner Novelle“ — „Der Flötenspieler“ — „Die Märker und die Berliner“ — „Melusine“ — „An die Kieler Bucht“ — „Die preußische Idee“ — „Rudolf von Jagorski, Globetrotter“ — „Rügen“ — „Der Schmied von Lipinka“ — „Was gilt? — Eng oder weit, fern oder nah“ — Stoff zu einer kleinen heiteren Erzählung; eigenhändige Entwürfe zu: „Die Kleessener Bredows“ — „Landin“ — „Zwei kleine Geschichten“; Vorarbeiten: „In unseren Kindern“ (eigh.) — „Moderner Roman oder Novelle“ — Novellenstoff; ein Konvolut mit Entwürfen und Notizen zu „Die preußische Idee“; „Burg Friesack“; „Bleichen“; „Die Likedeeler“; „Allerlei Glück“; „Grete Minde“; „Dr. Heinrich Brose und Professor Eduard Brose“; „Axel Brah“; „Hanna Brah“ — Briefe an Hans Bethge (1), Eberhard von Bodenhausen (2), Bormann (1), Delhaes (1), Distel (1), Friedrich Eggers (1), Karl Eggers (1), Cäsar Flaischlen (4), Emilie Fontane (2), Friedrich Fontane (1), Julius Grosser (1), Grote (1), Wilhelm Hertz (3), Paul Heyse (95), Friedrich Holtze (26), Hermann Kletke (19), Lafontaine (1), Paul Lindau (2), Adolph Menzel (1), Richard Meyer (1), Waldemar Meyer (1), Osborn (1), Pege (1), Ludwig Pietsch (1), Pindter (2), Siegfried Samosch (2), Paul Schlenther (2), Schöpplenberg (1), Gustav Schwab (2), Georg Schweitzer (1), Ludwig Stave (1), Georg Stilke (1), Julius Wahle (1), Waldeck-Manasse (1), Wilhelm Wolfsohn (1), Karl Zöllner (1), und 28 an Unbekannt. —

Neben verschiedenem Material zu und über Fontane von Susanne Engelmann liegt in Marbach vor allem auch die von Wilhelm Vogt vor Jahrzehnten erarbeitete, publikationsfähige Zusammenfassung der jetzt verlorenen Fontane-Aufzeichnungen zur „Italienischen Reise“ sowie das Diplom des „Sonntagsvereins im Tunnel über der Spree“ für S. Stern und die Statuten des Sonntagsvereins. Hinzu kommen die Stücke des Cotta-Archivs²⁹. Die Stadtbibliothek

Wuppertal-Elberfeld erhielt 1958 als Geschenk des Fabrikanten Abraham Frowein rd. 60 Fontanebriefe und das Manuskript „Oceane von Perceval“.

Mit einem aufsehenerregenden finanziellen Ergebnis von 185 000 DM gingen 798 Briefe Fontanes an seine Frau Emilie (174), an seine Schwester Elise (74), an seine Tochter Martha (156), an seine mütterliche Freundin Mathilde von Rohr (229) und an seinen Freund Karl Zöllner (131) auf der Auktion bei Hauswedell in Hamburg am 28. November 1963 in den Besitz der Stiftung „Preußischer Kulturbesitz“ über — zum Teil mit finanzieller Hilfe der Stiftung Volkswagenwerk — und befinden sich jetzt in Berlin (West).

Über die *Sachgüter* größerer Art aus dem Nachlaß Fontanes ist noch kein klares Bild zu gewinnen. Die Kleemayersche Familienuhr und der große Bücherschrank befanden sich zuletzt im Besitz von Friedrich Fontane, dessen Wohnung bei dem Fliegerangriff auf den Flugplatz Neuruppin zerstört wurde. Beide Teile kamen als Leihgabe Friedrichs zunächst in das Neuruppiner Gymnasium und stehen jetzt im Neuruppiner Heimatmuseum. Fontanes dreibeiniger, indischer Meditationsschemel ging dagegen zugrunde. Der im Märkischen Museum in Berlin befindliche Schreibtisch wurde verlagert, nach Mitteilung des Museumsangestellten Albrecht mit einigen Bücherkisten nach Schloß Friedland in Böhmen. Nach Erinnerung von Walther Stengel soll der Schreibtisch jedoch mit einem Verlagerungstransport nach Raduhn bei Schwedt gegangen sein.

*

Die Geschichte der Fontanehandschriften liest sich fast wie eine Räubergeschichte und der alte Herr aus der Potsdamer Straße würde — wenn es nicht ihn selbst beträfe — die größte Freude an solch einer Story gehabt haben, in der nichts fehlt; nicht die Verbrennungen und nicht die Fehden mit Verlegern, nicht das Bert Brechtsche „Gelassen über die Leichen der Philologen hinweg“³⁰, nicht die Kriegsfurie und lebensgefährliche Expeditionen der Fontaneverehrer nach den verlorenen Handschriften, nicht die Geschäftstüchtigkeit des Autographenhandels, ja selbst nicht einmal die Handschriftenmarodeure!

Und nun die Zersplitterung und Zerstreuung. Wieder einmal steht die alte Frage vor uns, ob der Nachlaß eines Dichters im Interesse der Forschung an einer Stelle zusammengefaßt werden soll oder ob die zufällig aus den öffentlichen Käufen sich ergebende Verteilung auf mehrere Sammelstellen bleiben soll. Schiller ist in Weimar und Marbach gesammelt, Hebbel in Weimar und Wesselsburen, Wien und Kiel verstreut. Fontanes Handschriften liegen mit ihren Hauptbeständen in Berlin (Ost) und Potsdam, daneben in ganz beachtlichen Sammlungen aber in Berlin (West), Marbach, Kiel (ehem. Stormarchiv), Elberfeld, München und Jerusalem. Es ist, als ob diese Zersplitterung ein Sinnbild deutschen Schicksals sei. Die Forschung wird nach einer Zusammenfassung rufen. In Ostdeutschland hat man das Fontane-Archiv in Potsdam allein zum Ankauf von Fontane-Autographen ermächtigt, auch in Westdeutschland wird so etwas vom Schiller-Archiv in Marbach praktiziert. Vor einer Wiedervereinigung des zerrissenen Deutschland wird jedoch wohl keine Konzentrierung zu erwarten sein. So zwingt der Wanderer durch die Mark ironisch lächelnd die modernen Forscher hinzuwandern zu den Sammelstätten seiner Handschriften, von denen sich ja auch viele im Privatbesitz befinden. Fontane wußte es aus seinem Erleben: „Unterm Dach, in Kisten und Kästen, und oft auch ohne diese, liegen noch wahre Schätze umher“. —

Anmerkungen:

- ¹ Heiteres Darüberstehen. Familienbriefe. Neue Folge. Berlin 1937, S. 93; Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Bd. 2: Oderland. Ausgabe letzter Hand. Berlin 1899, S. 458.
- ² Fr. Fontane in: Brandenburgische Jahrbücher 9, 1938, S. 63–68.
- ³ Das Aquarell von Marie v. Bunsen befand sich im Märk. Museum in Berlin, das Gemälde von Hanns Fechner im Besitz des ehem. Reichsbankdirektors Dr. Schacht. Beide reproduziert in Fontane-Heyse-Briefwechsel. Hrsg. v. E. Petzer, Berlin 1929, S. 129 u. 208 — Nachzeichnung der Aufnahme in „Über Land und Meer“, 40. Jg. Nr. 1, Okt. 1897.
- ⁴ Verzeichnis und Würdigung der Rest-Bibliothek durch J. Schobess in: Marginalien. Heft 14, Gotha 1963.
- ⁵ Fontane an Hans Sternheim. Karlsbad, d. 26. 8. 1896.
- ⁶ Vgl. die Rezensionen der Briefausgaben durch Ernst Betram, Thomas Mann, Julius Petersen, Wilhelm Vogt sowie die Einleitungen der Briefsammlungen 1910, 1929, 1937, 1940, 1943 und 1953.
- ⁷ Abb. bei R. Brandt: Th. Fontane. Velhagen & Klasing's Volksbücher Nr. 97, S. 31.
- ⁸ Vgl. Fricke: Th. Fontanes letzter Wille. In: Der Bär von Berlin 11, 1962.
- ⁹ Th. Fontane: Causerien über Theater. Berlin: Fr. Fontane, 1905. S. XX.
- ¹⁰ W. Frels: Deutsche Dichterhandschriften. Lpz. 1934, S. 70 f. Vgl. Kritik über Unvollständigkeit durch Wieland Schmidt in der Dt. Lit. Ztg.
- ¹¹ Th. Fontane: Die letzten Jahre meiner Mutter. In: H. Fricke: Emilie Fontane. Rathenow 1937, S. 102–105.
- ¹² Autographensammlung A. Meyer Cohn. Mit Vorwort von Erich Schmidt. Versteigerungskatalog Stargardt, Berlin 1905/06 (Teil I/II).
- ¹³ Hannelore Wolter: Verzeichnis der Familienbrief-Abschriften. Th. F.-Archiv. Potsdam 1963. Der Direktor der Brandenburgischen Landesbibliothek bezifferte kürzlich die Zahl der Abschriften auf 4288, davon 3300 Briefabschriften (lt. Märk. Union, Potsdam vom 9. Juni 1964).
- ¹⁴ H. Fricke: Emilie Fontane. Beilage 4, S. 134 f.
- ¹⁵ E. Wolbe: Handbuch f. Autographensammler. Berlin 1923 (darin Brief Fontanes an E. v. Wildenbruch v. 9. 7. 1888 und Besuch Wolbes bei F. am 19. 4. 1889) — ders.: Spaziergänge im Reiche des Autographen, 1925 (darin Brief Th. Storms an F. vom 2. 11. 1884).
- ¹⁶ Etwa 10 Privatdrucke 1927/28, u. a. Th. Manns Vortrag, eine Autobiographie Fontanes, zwei Fontanebriefe, eine Buchwidmung, die Ballade „Child Harry“, Lepels Schottlandskizzen. Für die Maximilian-Gesellschaft stifteten Fr. Hermann, H. Sternheim und L. Sternaux einen Faksimiledruck des Epos „Burg“.
- ¹⁷ Versteigerungskatalog der Fa. Stargardt (Mecklenburg), Berlin, Nov. 1929.
- ¹⁸ Th. Fontane und A. v. Kotzebue. Zwei Dichternachlässe. Katalog 35 der Fa. Hellmut Meyer u. Ernst, Berlin. Zum 9. Okt. 1933.
- ¹⁹ Brief v. 19. 10. 1933, nach Mitteilung von Fr. Fontane.
- ²⁰ Vgl. Frels, a.a.O., S. 70 f. — Erweitert durch Charlotte Jolles: Der Nachlaß Th. Fontanes. In: Brand. Jahrb. 9, 1938, S. 90–92.
- ²¹ Dilthey: Archive für Literatur. In: Dt. Rundschau, März 1889, S. 343–367. Erweitert in: Ges. Schriften IV, 555–575.
- ²² Fricke: Emilie Fontane, S. 117–135.
- ²³ Th. Fontane: Briefe der drei Brüder Friedrichs d. Gr. an General Henckel von Donnersmark. In: Gegenwart XII, 1877, S. 120–124: „der Fall, der sich im Dorfe Marquardt bei Potsdam ereignete, wo mehrere Wochen lang die Backöfen mit der ganzen politischen Korrespondenz des Generals und Ministers von Bischoffswerder geheizt wurden, steht nicht vereinzelt da“.
- ²⁴ Th. Fontane als Kritiker seiner Zeit. Aus Anlaß der Fontane-Gedächtnisausstellung im Städt. Museum in Potsdam. 1948 — Eine instruktive Rückschau bot Henry Remak: Th. Fontane. In: Monatshefte f. dt. Unterricht. Publ. University of Wisconsin. Madison (Wisc.) Nov. 1950, S. 307–316.

- ²⁵ Fontanehandschriften wurden nach 1946 besonders von den Autographenhandlungen Georg Eke und Gerd Rosen in Berlin, Stargardt in Marburg/L. und Hauswedell in Hamburg angeboten oder versteigert.
- ²⁶ Publiziert von J. Petersen: Fontanes erster Berliner Gesellschaftsroman. Sitzungsberichte d. Preuß. Akad. d. Wissenschaften, Berlin 1929.
- ²⁷ Literatur von und über Fontane. Bestandsverzeichnis Teil 2. Potsdam 1960. 68 Seiten mit 14 fotogr. Wiedergaben aus dem Fontane-Archiv.
- ²⁸ Sonderausstellung im Schiller-National-Museum Marbach: Die Großen und die Vergessenen. Marbach 1958, S. 3 f. — B. Zeller: Deutsche Dichterhandschriften. In: Stuttgarter Jb. 4, 1958/59, S. 27–29.
- ²⁹ Bestandsverzeichnis des Cotta-Archivs. Stuttgart 1963, S. 82.
- ³⁰ Siegfried Unseld: Gelassen über die Leichen der Philologen hinweg. Der ganze Brecht: Zur Edition seiner Werke. In: Die Welt der Literatur v. 25. 6. 1964, S. 14 f.

Bücherschau

Helmut Winz: Es war in Schöneberg.

Aus 700 Jahren Schöneberger Geschichte. Berlin 1964. Herausgeber: Bezirksamt Schöneberg von Berlin. Verlag Haupt & Puttkammer o.H.G. 184 S., 24 Taf. mit 39 Abb. und 22 Abb. im Text. 12,40 DM.

Die erste urkundliche Erwähnung Schönebergs vom 3. November 1264 war der Anlaß zur 700-Jahrfeier, die das Bezirksamt — der schöneren Jahreszeit wegen im Mai/Juni d. J. — veranstaltete. Hierzu erschien ein Festalmanach allgemeineren Inhalts, zu welchem Heimatarchivar Kurt Pomplun eine völlige Neubearbeitung seines Straßenverzeichnisses von 1954 beisteuerte, sowie die von Prof. Dr. Helmut Winz verfaßte Geschichte Schönebergs.

In dreizehn Kapiteln, angefangen mit 'Lage, Oberflächenform und Böden', wird die Geschichte des Bezirks von der Vorzeit bis zu den Ereignissen der Gegenwart dargestellt. Anhand des Landbuches Karls IV. von 1375 und der überlieferten Lehenurkunden behandelt Prof. Winz im 3. bis 5. Kapitel die grundherrlichen und bäuerlichen Besitzverhältnisse bis zum Übergang des Dorfes an die Landesherrschaft 1506. Der folgenden Zeit über den Dreißigjährigen Krieg bis zum Ende des 18. Jahrhunderts sind weitere drei Kapitel gewidmet. Der Verfasser beleuchtet hier auch die wirtschaftlichen Verhältnisse der Bauern, wobei sich zeigt, daß deren Lage, wie meist in den landesherrlichen Dörfern, eine bessere war als die der Bevölkerung in den anderen Dörfern. Nicht zuletzt trug hierzu auch die Nähe der Hauptstadt und die Lage an der Straße Berlin—Potsdam bei. Die Kapitel Neun und Zehn behandeln Schöneberg seit 1800 mit den Auseinandersetzungen um die Separation und der Wandlung des Ortsbildes zur Vorstadt, die Gründerjahre und die Entstehung Friedenau auf dem ehemaligen Wilmersdorfer Rittergutsacker. Schon vor 1870 bildet sich der Reichtum der alten Bauernfamilien, der ihnen in der Gründerzeit den Namen 'Millionenbauern' einbrachte. Die Entwicklung Schönebergs zur Vorstadt von Berlin war durch die Eingemeindung des Unterlandes zwischen Landwehrkanal und Botanischem Garten für einige Zeit unterbrochen worden. Erst die Wahl der Gemeindevertretung 1871 und die Einsetzung eines hauptamtlichen Gemeindevorstehers (Adolf Feurig) 1874 brachten modernere Züge in die Verwaltung und bereiteten die Stadterweiterung vor.

Die Zeit bis zur Stadtrechtsverleihung 1898 und die Stadt Schöneberg bis zu deren Aufgehen in die Einheitsgemeinde Berlin schildert das elfte, das umfangreichste Kapitel des Buches. Wie auch schon vorher, wird hier ausführlich die bauliche Entwicklung mit der auch in Schöneberg zu beobachtenden Westwanderung des wohlhabenderen Bevölkerungsteiles, die Bodenspekulation mit ihrem Exponenten Haberland usw. behandelt. Auf dem Gebiet der Kommunalpolitik schildert der Verf. das Wirken der Gemeindevorsteher und Bürgermeister Adolf Feurig, Rudolph Wilde und Alexander Dominicus. Hier, wie auch im zehnten Kapitel lernen wir die Entwicklung des Schulwesens kennen, wobei der Verdienst des Turnlehrers und Stadtverordneten Zobel um das Turn- und Sportwesen besonders gedacht wird. Zobels Stadtverordnetenkollegen waren u. a. der Sozialpolitiker Friedrich Naumann und unser Alt-Bundespräsident Theodor Heuss, der damals wertvolle kommunalpolitische Erfahrungen sammelte. Selbstverständlich werden auch das Verkehrswesen, Gesundheitswesen, städt. Versorgungseinrichtungen, Wirtschaft und Industrie usw. behandelt. Klar wird herausgestellt, daß sich die Entwicklung von Dorf und Stadt Schöneberg in enger Verbindung mit der benachbarten Residenz und Hauptstadt Berlin und in steter Abhängigkeit von deren Schicksal vollziehen mußte.

Das zwölfte Kapitel ist dem mit Friedenau vereinigten Verwaltungsbezirk der Einheitsgemeinde Berlin gewidmet. Nicht nur die Jahre bis 1933, wo heutzutage die meisten Darstellungen der neueren Geschichte aufhören, sondern auch die Zeit danach bis zum Zusammenbruch 1945 finden Berücksichtigung. Gerade diese beiden Kapitel des Buches, gegenüber den Werken von Spatz (1899, 1904 und 1912) und Feige (1937, Nachtrag 1938) völlig neu — Feige bringt zwar eine Seite über 'Hindenburg in Schöneberg' und sein Nachtrag von 1938 ist schlimmste NS-Tendenz — verdienen oft nachgelesen und ausgeschöpft zu werden, denn sie sind der heutigen Generation ja auch schon ein Stück Geschichte. Die von uns bereits miterlebten Ereignisse der Nachkriegszeit finden wir im dreizehnten Kapitel; als Anhang ist ein von Kurt Pomplun verfaßtes Literaturverzeichnis

beigegeben. Der Charakter des Buches als Nachschlagewerk zur Bezirksgeschichte wird durch das — in einigen Buchstaben lückenhafte — Register betont.

Neben den in den Text gedruckten, in einheitlichem Maßstab gehaltenen Entwicklungsgeschichtlichen Karten sind die einprägsamen Zeichnungen von Hans Hartmann zu erwähnen; die Abbildungen auf den Tafeln, meist nach Vorlagen aus dem Heimatarchiv, werden besonders bei den älteren Schönebergern viele Erinnerungen wecken. Mit dieser auch im äußeren Gewande recht ansprechenden Geschichte Schönebergs haben Verfasser und Verlag die immer noch kleine Reihe brauchbarer Bezirksgeschichten um eine wertvolle vermehrt, zu der auch der „Landesgeschichtlicher“ noch oft greifen wird.

Hans-Werner Klünner

Kurt Pomplun: Berlins alte Sagen.

Schriften zur Berliner Kunst- und Kulturgeschichte 5, Berlin 1964, Verlag Bruno Hessling. 88 S., 1 Übersichtskarte, 20 Textabb., 20 Taf. 7,80 DM.

Hermann Kügler hat einmal betont, „daß in der ‚Stadt der Intelligenz‘ der dichtende Volksgeist nicht schläft und daß Berlin mit der Fähigkeit, Sagen zu erzeugen, und mit vielen abergläubischen Vorstellungen noch die wunderliche Stadt geblieben ist, in der die Aufklärung, aber auch die Romantik ihren Ursprung nehmen konnte.“ Kurt Pomplun führt uns mit seinem Büchlein in diese ‚wunderliche‘ Sagenwelt Berlins ein. In seinem Vorwort legt er die Gesichtspunkte dar, die ihn bei seiner auf das Wichtigste beschränkten Auswahl geleitet haben. Er scheidet alle Fabeleien aus und versucht, das Sagengut etwa so zu bringen, wie es bei der ersten Auflage der Schwartzschen Sammlung (1843) vorlag. Um für die breiten Kreise, für die sein Buch bestimmt ist, verständlich zu bleiben, hat er allerdings von dem ursprünglichen Plan, die Sagen im Wortlaut des ersten Druckes zu bieten, bei einigen Sagen absehen müssen.

Die 40 mitgeteilten Sagen sind nicht inhaltlich, sondern nach Verwaltungsbezirken geordnet. Da aber P. bei dem von ihm angelegten strengen Maßstab nicht für alle Bezirke Sagen aufgenommen hat, hätte er vielleicht doch lieber ein stoffliches Einteilungsprinzip vorziehen können. Die meisten Sagen finden sich natürlich in dem alten Berlin und Kölln (17), Köpenick mit Müggelbergen und Teufelssee ist mit sechs Sagen bedacht, während aus Friedrichshain, Charlottenburg, Spandau, Wilmersdorf, Zehlendorf, Neukölln und Pankow nur je zwei und aus Reinickendorf drei verzeichnet sind. Neben vielen Sagen, die den Älteren sicher noch gut bekannt sind wie die von der Rippe am Molkenmarkt, dem Steinkreuz an der Marienkirche, von Jaco von Köpenick u. a., hat P. auch unbekanntere Sagen mitgeteilt oder von einer Stelle mehrere Fassungen überliefert.

Die sehr sorgfältigen Angaben ermöglichen uns, die Sagen bis zu ihrer Quelle zu verfolgen und nachzulesen. In den Anmerkungen gibt P. wertvolle Hinweise zu älteren und neuen Einzelabhandlungen über die aufgenommenen Sagen. Mit der Übersicht über die bisher erschienenen Berliner Sagensammlungen dürfte sich P. auch den Dank vieler Leser erworben haben.

Besonders wertvoll ist schließlich, daß sich Professor Beitzl bereitgefunden hat, für die Sammlung einen Beitrag beizusteuern, in dem er das Wesen der Sage erläutert und die Berliner Sagen in ihren größeren überlandschaftlichen und stofflichen Zusammenhang einordnet.

Das in Ausstattung und Druck vorzügliche Büchlein kann mit den vielen Textabbildungen und Tafeln, die die genannten Örtlichkeiten zeigen oder die Sagentexte erklären, als erfreuliche Bereicherung unserer Berliner Heimatliteratur bezeichnet werden. Die Tatsache, daß die erste Auflage schon nach vier Wochen vergriffen war und eine Neuauflage erfolgen mußte, zeigt, wie notwendig diese Ausgabe für uns Berliner ist. Wir können nur noch wünschen, daß P. bald weitere Themen aus der Berliner Volkskunde so ansprechend veröffentlicht.

Heinz Gebhardt

Josef Mörsdorf: Kirchliches Leben im alten Berlin.

Von der Glaubenseinheit zum Glaubensstreit und zur Anbahnung religiöser Duldung. Berlin 1962, Morus-Verlag. 174 S., 1 Farbtaf., 27 Textabb., 12 Bildtaf. Leinen 12,50 DM. Es ist eine Freude für den Leser, das großzügig gedruckte und mit vorzüglichem Bild-

material ausgestattete Werk zur Hand zu nehmen. Eine Fülle von Anmerkungen scheint die eingehende Belesenheit des Vf. darzutun, doch bewies er bei der Literatúrauswahl nicht immer eine glückliche Hand. Auch deuten viele unnötige Fehler auf ungenügende Verarbeitung des Materials. Nur wenige Beispiele seien herausgegriffen: Bei der Erklärung des Namens „Cölln“ (angebl. aus slav. Kolm) stützt sich der Vf. ausschließlich auf Schwobels längst überholte Geschichte der Stadt Berlin (1888), ohne auch nur im geringsten die ausgedehnte spätere wissenschaftliche Kontroverse zu berücksichtigen. Woher weiß M., daß Cölln „Spandauer“ Recht hatte und daß dieses schlechter war als das in Berlin geltende „brandenburgische“ Recht? Auch Spandaus Rechtszug ging doch nach Brandenburg! Überbewertet wird der Zusammenschluß Berlin-Cöllns vom Jahre 1307; beide Städte bildeten fortan keineswegs „ein bürgerliches Gemeinwesen“, sondern behielten ihre getrennte Verwaltung. Im übrigen wissen wir leider herzlich wenig von der praktischen Durchführung dieser Einung. Auf einem Mißverständnis dürfte es beruhen, wenn der Vf. unter Berufung auf Joh. Schultze und E. Reinbacher die „gotische Hallenkirche“ St. Nicolai bereits in den Anfang des 13. Jh. setzt und den Beginn des romanischen Baues noch ein Menschenalter davor. Seine Rechte als Hansestadt konnte Berlin nicht nur bis 1440 verteidigen, sondern schied sogar erst 1518 aus der Hanse aus. Der Berliner Historiker Fiedrich wird von M. zwar falsch aber konsequent mit „z“ geschrieben.

Typisch für die Gesamttenzend des Buches ist die Namensklärung zum „Kreuzberg“: „Den Berlinern war wie allen Christen das Kreuz als Zeichen der Erlösung besonders heilig. Sie nannten die höchste Erhebung in der nächsten Umgebung der Stadt „Kreuzberg.“ In Wahrheit erhielt der einstige Weinberg den Namen Kreuzberg erst nach der Errichtung des Denkmals zur Erinnerung an die Freiheitskriege 1813–15. An diesem Beispiel offenbart sich der Kardinalfehler des Buches, nämlich die Tendenz des Vf., das gesamte Leben in Berlin von einem extrem-einseitigen katholischen Standpunkt zu erläutern. Daß darunter auch seine Darstellung der berlinisch-märkischen Reformationgeschichte leidet, ist verständlich. So irrt M., wenn er meint, in brandenburgischen Landen wäre noch alles ruhig gewesen, als andernorts die erste Welle der Reformation bereits verebte. Der behauptete Einfluß des Abtes Trithemius auf die katholische Erziehung Joachims II. (* 9. 1. 1505) kann unmöglich nennenswert gewesen sein, denn als Trithemius — der sich lediglich neun Monate am kurfürstlichen Hof aufgehalten hatte — im Mai 1506 abreiste, war Joachim gerade 1½ Jahre alt. Mit richtigem Blick hat sich der Vf. indes dem Problem der Abendmahlsfeier durch Joachim II. zugewandt. Wie auch neuerdings wieder durch Joh. Schultze und Karl Themel vertreten, verlegt er die erste Abendmahlsfeier vom 1. November 1539 in die Spandauer Nikolaikirche.

Verdienstvoll sind die knappen biographischen Zusammenstellungen der mittelalterlichen Berliner Propste (S. 17 f.) und der Mitglieder des Berliner Domkapitels (S. 36 ff.). Insgesamt aber wird man das Buch nur mit Vorsicht benutzen. Werner Vogel

Jahrbuch für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte.

38. Jahrgang. Hrsgg. von Hans v. Arnim und Walter Delius. Berlin 1963, Christlicher Zeitschriftenverlag. 187 S. 8,50 DM.

Mit dem vorliegenden Jahrbuch setzt die Arbeitsgemeinschaft für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte das von 1904 bis 1943 erschienene Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte fort, zugleich mit dem jetzt in den Titel einbezogenen „Berlin“ darauf hinweisend, daß das gesamte Gebiet der Berlin-Brandenburgischen Landeskirche erfaßt werden soll. „Der Bedeutung der Reichshauptstadt entsprechend, haben Beiträge des Jahrbuches ihr besonderes Gewicht für die gesamte Kirchengeschichte Deutschlands“.

Die bisher wenig erforschte Geschichte der Augustiner-Eremiten in der Mark Brandenburg untersucht Superintendent Carl Nagel. Die Augustiner spielen im kirchlichen Leben des märkischen Mittelalters eine bedeutende Rolle, wenn sie auch im Gebiet der alten Provinz Brandenburg nur die beiden Klöster Königsberg und Friedeberg in der Neumark mit den zugehörigen „Terminien“ in Schwedt, Frankfurt und Arnswalde besessen haben. Die Terminien in Jüterbog, Luckau, Cottbus und Guben gehörten zu dem Mitte des 15. Jh. gegründeten Kloster Herzberg (Elster). N. vermittelt ein gutes Bild des äußeren und inneren Lebens der Klöster bis zur Säkularisation.

Von unserem 1956 verstorbenen Mitglied Victor Herold finden wir eine Darstellung der politischen und geistigen Kräfte, die in der Reformationszeit in Angermünde lebendig

waren. Eingehend würdigt er das Wirken des ersten evangelischen Propstes in dieser Stadt, Dr. Martin Klettenberg (1580), der erst langsam in sein schweres Amt hineinwuchs und nur unter großen Schwierigkeiten und Hemmnissen seinen Aufgaben nachgehen konnte.

Karl Thiemel behandelt „Die Mitglieder und die Leitung des Berliner Konsistoriums von seiner Gründung bis zum Regierungsantritt des Kurfürsten Johann Sigismund 1543 bis 1608.“ Ausführlich schildert er die Tätigkeit des 1543 von Joachim II. gegründeten Evangelischen Konsistoriums, das sämtliche Rechtssachen der Kirche bearbeitete und an dem so hervorragende Geistliche wie Agricola, Budholzer, Coelestin, Musculus und die Juristen Lindholtz, Steinbrecher d. J. u. a. als „Niddergesatzte“ oder „Consistoriales“ wirkten.

Die folgenden Beiträge führen in das 19. Jh. Der Mitherausgeber, Prof. Delius, erörtert Schleiermachers Gutachten zur Katechismusfrage. Seit dem Ende des 18. Jh. wurde der Wunsch nach einem allgemeinen Katechismus immer stärker, so daß das Departement für Kultus und öffentlichen Unterricht 1810 die Einführung eines Landeskatechismus erwog. Schleiermacher, wohl in unangenehmer Erinnerung an das Wöllnersche Edikt, lehnte jedoch jeden Zwang ab und schlug vor: „Es mögen sich die Geistlichen jeder Diözese über einen Katechismus vereinigen, unter Vorbehalt der höheren Bestätigung, aber auch nur auf gewisse Zeit, und es bleibe jedem erlaubt ... auch statt des eingeführten sich eines solchen zu bedienen, den eine andere Diözese eingeführt hat. Auf diese Weise wird die Willkür beschränkt ohne Zwang.“

Über die Entstehung und Tätigkeit der 1822 gegründeten „Berliner Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden“, ihre Beziehungen zur Berliner Gesellschaft für Heidenmission und ihre Tochtergesellschaften berichtet sehr eingehend Friedrich Weichert. Der Einsatz von Kräften der von Berlin ausgehenden Judenmission scheint allerdings in keinem Verhältnis zu den erzielten Erfolgen zu stehen, doch hat diese Mission bereits in ihrer Entwicklungszeit bis etwa 1840 eine Geltung erlangt, die sie weit über die anderen evangelischen Arbeitsverbände ihrer Größenordnung hinaushebt.

An Hand des Protokolls der Synodalsitzungen von 1848/49 erörtert der ehem. Landeskirchenarchivar Otto Lerche ein Kapitel preußischer Kirchengeschichte aus der Zeit nach der Märzrevolution. Wenn diese Verhandlungen auch scheinbar ergebnislos blieben, so glaubt L. doch nachweisen zu können, „daß sich die ausgiebige Erörterung vieler Einzelfragen auf dem Gebiete der Neugestaltung der Kirche in brüderlicher Gesinnung und urbansten Formen damals gelohnt hat“.

Den Schluß dieses vielseitigen Bandes bildet das Inhaltsverzeichnis des Repertoriums 47 aus dem Deutschen Zentralarchiv in Merseburg (Geistliche und Schulsachen zwischen 1517 und 1585), das allen Bearbeitern der Reformationsgeschichte von Brandenburg wertvolle archivalische Hinweise gibt.

Mit dieser Veröffentlichung haben sich die Herausgeber den Dank weiter an der Erforschung der Geschichte Berlins und Brandenburgs interessierter Kreise verdient.

Heinz Gebhardt

Erwin Reinbacher: Die älteste Baugeschichte der Nikolaikirche in Alt-Berlin.

Mit Beiträgen von E. Lehmann, Ch. Müller, W. Nitschke und A. Suhle. Ergebnisse der archäologischen Stadtkernforschung in Berlin, Teil 2 (= Schriften der Sekt. f. Vor- und Frühgeschichte der Dt. Akad. d. Wiss. zu Berlin, Band 15). Berlin 1963, Akademie-Verlag, 109 S. mit 46 Textabb., 57 Taf. und 4 Plänen. 54,— DM.

Die Landesgeschichtliche Vereinigung hat in der Vergangenheit häufig ihr Interesse für die Stadtkernforschung bewiesen; so sprach im Mai 1957 Dr. Reinbacher in unserem Kreis über „Neue Ausgrabungen in Berlin“ und im Oktober desselben Jahres konnten wir unter seiner Führung die Ausgrabungen in der Nikolaikirche besichtigen. Schon 1955, im 6. Band unserer Jahrbücher, hatte Albert Ludewig aus dem Nachlaß des Landeskonservators Walter Peschke den Plan der Grabungen veröffentlicht, die dieser im Jahre 1939 in der Nikolaikirche begonnen, aber nicht zu Ende gebracht hatte. Peschkes erste Funde dienten als Ausgangspunkt für die Grabungen, die das Institut für Vor- und Frühgeschichte vom Herbst 1956 bis zum Frühjahr 1958 unter der Leitung Dr. Reinbachers in der Kirchen-

ruine durchführen ließ. Zwei Vorberichte über die Ergebnisse erschienen in der Zeitschrift „Ausgrabungen und Funde“ Heft 2/1957 und 3/1958. Was die Vorberichte ankündigten, ist in der im Herbst 1963 erschienenen endgültigen Publikation ausführlich mit Unterstützung von Plänen, Zeichnungen und Fotos erläutert, abgerundet durch Ausführungen Prof. Suhles über die Münzfunde und durch die anthropologischen Bemerkungen Dr. Chr. Müllers.

An Hand der Grundmauerreste, Fundamente und Fundamentgräben wird erwiesen, daß auf dem Platz der jetzigen Kirche einst eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit Querhaus und Seitenapsiden, oblongem Altarhaus und halbrunder Hauptapsis sich befand, deren Entstehungszeit in der ersten Hälfte des 13. Jhs. liegt. Es konnte auch bewiesen werden, daß der noch erhaltene Unterbau der Westtürme zu dieser Basilika gehörte. Das Langhaus der Basilika wurde noch vor 1300 mit Beibehaltung der Ostteile zu einer frühgotischen Backsteinhallenkirche umgebaut. Derartige Aufschlüsse über die Baugeschichte waren zu erwarten, unerwartet, beinahe sensationell jedoch war die Entdeckung eines Begräbnisplatzes unter den Fundamenten der Basilika. Insgesamt wurden im Inneren der Kirche 72 Gräber des weitaus größeren, sich auch außerhalb des Baues erstreckenden Friedhofes festgestellt. Nach den Fundumständen — die Toten waren in Ost-West-Richtung beigelegt, Grabbeigaben fehlten — ist eine christliche Begräbnisstätte anzunehmen. Hinweise auf die Volkszugehörigkeit der Toten haben sich nicht gefunden, jedoch nimmt Reinbacher an, daß es sich um Deutsche handelt; die Annahme wird durch Funde frühdeutscher Scherben in der Umgebung Berlins gestützt. Dieser Friedhof stellt die bisher vertretenen Meinungen über die Frühgeschichte und Entstehung Berlins in ein völlig neues Licht. Für die Datierung des Baubeginns der Basilika fanden sich keine Hinweise, der Grundriß weist ins zwölfte Jh., er ist noch völlig romanisch, während das Bauwerk selbst in den Formen des Übergangsstiles gehalten gewesen zu sein scheint, wie das spitzbogige Westportal im Turm zeigt. Andererseits lassen auch die Funde von Scheitelsteinen für rundbogige Öffnungen (in Abb. 11 und 34 zu erkennen) die Möglichkeit zu, daß die Basilika rundbogig begonnen und mit dem zuletzt erbauten Westturm spitzbogig beendet wurde.

Im Anschluß an den Grabungsbericht entwirft Dipl. phil. Willi Nitschke eine Baugeschichte der beiden Vorgängerbauten der jetzigen Kirche, während deren Einordnung in die Kunstgeschichte von Prof. Dr. Edgar Lehmann übernommen wird. Manche Angaben Nitschkes sind zu bestimmt gefaßt, so z. B. auf Seite 71, wo er meint, daß der Bau der Kirche um 1232, dem vermuteten Zeitpunkt der Stadterhebung Berlins, begonnen wurde und zügig voranging, weil der Rat selbst die Bauleitung innehatte. Letzteres ist zumindest zweifelhaft. Ebenfalls ist der Zeitpunkt des Baubeginns noch völlig offen und kann auch viele Jahre vor der Stadterhebung liegen. Für die Stadterhebung Berlins fußen die Verf. auf den Arbeiten von Müller-Mertens, der sich aber selbst nicht hundertprozentig festlegt und mit der Stadtrechtsverleihung zugleich auch eine Stadterweiterung mit dem Teil um den Neuen Markt annimmt, so daß seine Hypothese die vor-städtische Existenz der Nikolaibasilika nicht ausschließt.

Nitschke rekonstruiert die Basilika mit dem erhaltenen Westturm, den er mit einem Satteldach gedeckt sein läßt, in Anlehnung an den Turm der Strausberger Marienkirche, die er überhaupt als Vergleichsbau für die Berliner Basilika heranzieht. Die Tatsache der eintürmigen Westfront scheint als feststehend angenommen zu sein, da auch Lehmann sie ohne weiteres hinnimmt und mit Havelberg vergleicht. Nun ist zwar die Westfront des Havelberger Domes jetzt eintürmig, sie war aber, wie Scheja in seiner 1939 erschienenen Dissertation über die „Romanische Baukunst in der Mark Brandenburg“ bewiesen hat, wenn nicht doppeltürmig ausgeführt, so doch geplant, wie alte Siegel es noch zeigen. Ebenso dürfte auch der Westurm der Nikolaikirche als Doppelturm gedacht gewesen sein. Der Vergleich mit anderen Türmen märkischer Stadtkirchen zeigt, daß auch diese meist doppeltürmig waren. Hier ist besonders auf die Nikolaikirche in Burg bei Magdeburg hinzuweisen, welche die einzige erhaltene aus Granitquadern erbaute Stadtkirche rechts der Elbe ist. Neben Strausberg werden als reduzierte Nachfolgebauten der Berliner Basilika noch die Stadtpfarrkirchen von Alt-Landsberg und Köpenick herangezogen, um die in der Nähe Berlins liegenden zu nennen. Ein anderes wichtiges Bauwerk wird hingegen nicht erwähnt: die Klosterkirche von Zinna bei Jüterbog. Diese 1226 geweihte, ganz aus Granitquadern in bester Technik in den Formen des Übergangsstiles erbaute Kirche hätte unbedingt, schon wegen der Übereinstimmung der Kapitele der Arkadenpfeiler mit dem in der Nikolaikirche ausgegrabenen (Abb. 25b und 26, sowie Tafel 34b und 35a) Berücksichtigung finden müssen.

Den Zeitpunkt des Umbaus der Basilika zur Hallenkirche in frugotischen Formen aus Backstein setzen die Verf. ins siebente Jahrzehnt des 13. Jhs. Maßgebend für diese Ansetzung war nicht zuletzt die 1961 erschienene Arbeit von Schmoll-Eisenwerth über „Das Kloster Chorin und die Askanische Baukunst“, in welchem u. a. auch neue Erkenntnisse zur Baugeschichte der Berliner Franziskaner-Klosterkirche niedergelegt sind. Schmoll-Eisenwerth baut seine Arbeit wiederum auf die oben erwähnte Dissertation Schejas auf, welche mit ihren grundlegenden Erkenntnissen für die märkische Baugeschichte wichtig ist, für die Arbeit über die Nikolaikirche aber anscheinend nicht herangezogen wurde.

Es wäre noch zu bemerken, daß das Westportal der Nikolaikirche bei der Blankensteinischen Restaurierung nicht nur übergangen, wie Nitschke auf S. 65 schreibt, sondern um zwei Quaderschichten erhöht wurde, so daß es jetzt mit seiner Spitze in die Gesimsschicht einschneidet (s. Abb. 27b).

Nicht richtig ist es, den Molkenmarkt (auf S. 63) mit Mühlenmarkt zu übersetzen; der heutige Molkenmarkt bestand im Mittelalter aus zwei Teilen, dem größeren Alten Markt und dem zum Mühlendamm hin liegenden Molkenmarkt, auch „Milchmarkt“ genannt, der dem Verkauf der Molkereiprodukte diente. Im Stadtbuch von 1391 sind beide noch getrennt erwähnt, erst im 18. Jh. wurde der Name für den ganzen Platz gebräuchlich.

Abschließend müssen wir Dr. Reinbacher und seinen Mitarbeitern danken für die muster-gültige Darbietung der Grabungsergebnisse in der vorliegenden Publikation. Es bleibt zu hoffen, daß auf dieser Grundlage in der nächsten Zeit eine fruchtbare Diskussion über die Baugeschichte der Nikolaikirche und der Frühgeschichte Berlins entstehen möge.

Hans-Werner Klünner

Walter Röhrer: Große Liebe zu Kleinen Theatern.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Papiertheaters. Hamburg (1963). Verlag Marion von Schröder. 159 S., davon 24 S. Abb. und 48 Farbt. 40,— DM.

Im 13. Jahrgang dieses Jahrbuches veröffentlichte Frau Dr. Jaenecke-Nickel eine ertragreiche Arbeit über Neuruppiner Bilderbogen der Firma G. Kühn. In ihr werden vornehmlich Bogen volkscundlichen und aktuellen Inhalts berücksichtigt. Die Firma hatte aber auch eine umfangreiche Produktion an Theaterbogen mit Dekorationen, Figurinen und Textheften für das sogenannte Papiertheater oder, wie es einst kurz genannt wurde: das Puppentheater, das aber nicht identisch war mit Handpuppen- und Marionettentheater.

Walter Roehlers Werk ist der Geschichte, der kulturgeschichtlichen Bedeutung und der gegenwärtigen Produktion des Papiertheaters gewidmet. Roehler ist Besitzer einer der größten einschlägigen Sammlungen, die internationalen Ruf besitzt. Daher dehnt er seine Darstellung auf die Entwicklung des Papiertheaters in allen westeuropäischen Staaten aus. Zum ersten Male wird uns hier ein Bild vergangener deutscher Familienkultur geboten. Sie war mindestens für das 19. Jahrhundert auch in Berlin in ausgeprägter Form vorhanden. Das beweisen die zahlreichen Erzeugnisse der Neuruppiner Firmen G. Kühn, Oehmigke und Riemschneider, für Berlin die Produktion des Verlages Joh. Christian Winkelmann, G. Söhlke, Trowitzsch u. Sohn. Damit werden aber nur die wichtigsten Berliner Firmen genannt. Das Buch Roehlers ist das Ergebnis eines Lebenswerkes. Seine Sammlung wurde in der Jugend angelegt. Sie besteht aus Tausenden von Bogen.

Die Entstehung des Papiertheaters geht auf Guckkasten und Diorama zurück, über die es infolge Schwierigkeit der Materialbeschaffung noch keine größere Arbeit gibt. Papiertheater war nachahmendes und nachschaffendes Theater, Modelltheater, mit dem man in theaterfreudiger Zeit die im großen Theater durchlebten Genüsse noch einmal im Familienkreis sich beschern wollte. Vornehmlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Auf diesem nachahmenden Faktor beruht nun die theater- und kulturgeschichtliche Bedeutung des Papiertheaters. Denn mit und ohne Erlaubnis der Schöpfer wurden Bühnenbilder des großen Theaters für das Kleintheater nachgezeichnet. Von der Shakespeare-Forschung her kennen wir „pirate-prints“. Sie wurden nach Stenogrammen, die oft während der Aufführung angefertigt waren, gedruckt. Das Papiertheater weist nun auch „pirate-designs“ auf. Roehler gelingt es, diese Tatsache in einem gewissen Umfang nachzuweisen. Der Theaterhistoriker Prof. Carl Niessen hatte zuerst den Quellenwert solcher Bilderbogen nachgewiesen (1923). Die Vergleichsmöglichkeiten der großen Sammlung Roehler bringen

neue Tatsachen. Beziehungen zwischen Erwachsenen- und Papiertheater müssen auch für Berlin angesetzt werden. Die große Neuruppin-Berliner Produktion deutet darauf hin. Bühnenbilder der Sekundärbühnen sind m. E. bisher kaum bekannt, da sie Erzeugnisse von Malerfirmen waren. Die Entwürfe verschwanden mit dem Aufhören der Firmen.

Jede große Berliner Erfolgssposse wies seit etwa 1848 als Werbe- und Schaumittel ein Dioramenbild mit Berliner Motiv auf, auf das in der Presse jeweils nachdrücklich hingewiesen wurde. Die Textsammlungen der für Berlin zuständigen Produktion weisen etwa 10 Texte von bekannten Zugstücken auf (bes. Königstädt. Theater), und etwa 14 Texte von Erfolgsspielen (Wallner Theater). Die Sammlung Roehler weist nur eine Dekoration mit Berliner Motiv auf. Es wurden aber im Handel noch andere angeboten. Vielleicht gelingt es auf diesem Wege noch einmal, den Eindruck eines Dioramenbildes auf alten Berliner Volkstheatern festzulegen.

Auch die technische Gestaltung des Papiertheaters gibt wichtige Aufschlüsse, da sie die Überlieferung der Maschinenbühne vom Ausgang des 18. Jahrhunderts trägt, die durch Verwendung von Tricks, wie Klappdekorationen, namentlich im Zauberstück oft überraschende Wirkungen erzielte. — Wirtschaftliche Beziehungen der Berliner Firmen zu Fabrikationen in Nürnberg und Dänemark werden nachgewiesen. Überhaupt wird die Geschichte der gesamten westeuropäischen Papiertheaterproduktion behandelt, an deren Spitze infolge starken Sinnes für Überlieferung England und Dänemark stehen. In Deutschland wird das Kleintheater nach 1918 Opfer des rein technischen Spielzeugs, nachdem es schon um 1900 nur noch Kindertheater gewesen war.

Abschließend weist der Verfasser — selbst Pädagoge — auf neue Entwicklungsmöglichkeiten des Papiertheaters hin durch Vereinigung von kunstzieherischer Tendenz und Technik. Das moderne Theater ist ja zum Teil ein Erzeugnis der Technik. Dieser Ausschnitt sei besonders Werkpädagogen zur Lektüre empfohlen!

Alle Ausführungen erläutert W. Roehler durch zahlreiche Bunt- und andere Drucke, die eine vorzügliche Vorstellung von Dekorationen, Figurinen, technischer Einrichtung, Texten u. a. der einzelnen Produktionen in verschiedenen Zeitabschnitten geben. Tabellen geben Auskunft über Sammlungen, Quellen, Literatur und Bezugsquellen.

Mit Freude können wir abschließend feststellen, daß viel von verloren geglaubtem Alt-Berliner Kulturgut in der Sammlung Walter Roehler — wenn auch etwas fern der alten Heimat — der großen Vernichtungswelle entging und dort eine sinnvolle Pflege und eine ausgezeichnete Auswertung fand.

Curt Meyer

Erwin Reinbacher: Börnicke.

Ein ältereisenzeitlicher Urnenfriedhof im Havelland, Teil 1. Nach den hinterlassenen Aufzeichnungen von A. Götze dargestellt. (= Deutsche Akademie der Wiss. zu Berlin: Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte, Bd. 14) Berlin 1963, Akademie-Verlag. XI, 86 S., 106 Tafeln, 5 Pläne, 4 Dünenschnitte, 2 Textabb. 70,— DM.

Kurz vor dem ersten Weltkrieg (1912), also schon vor rund einem halben Jahrhundert, wurde beim Bau einer Eisenbahn im ehemaligen Kreise Osthavelland (jetzt Nauen) ein sehr umfangreicher Urnenfriedhof der vorrömischen Eisenzeit in der Feldmark Börnicke entdeckt. Kurz zuvor hatte im westelbischen Gebiet G. Schwantes aufgrund ähnlicher großer Gräberfelder seine wegweisenden Arbeiten über die ältere Eisenzeit mit den Stufen Jastorf, Ripdorf und Seedorf veröffentlicht, und hier bot sich nun die Gelegenheit, seine Beobachtungen und Ergebnisse mit dem ostelbischen Material zu vergleichen. Und der beste Mann, den die brandenburgische Forschung damals hatte, sowohl als Ausgräber wie als Sachkenner, Alfred Götze, ging selbst an die Arbeit, um das sonst der Vernichtung anheimfallende vorgeschichtliche Kulturgut zu retten. In monatelanger gewissenhafter Arbeit konnte er etwa 500 Gräber bergen und im ehemaligen Staatlichen Museum Berlin unterbringen; vorher hatte Max Ebert schon einige Dutzend retten können. Aber dann wartete die Wissenschaft und wartete auf die Bearbeitung des wertvollen Materials — vergeblich! Vor der Fülle anderer anfallender Forschungsaufgaben fand Götze nicht die Zeit dazu; in seinem umfangreichen wissenschaftlichen Archiv, das auch seine mit peinlicher Sorgfalt geführten Tagebücher über Börnicke enthielt, im thüringischen Römhild wartete es auf Herausgabe, die er jedoch auch im Ruhestande nicht bewältigen konnte.

Und dabei hoffte die Wissenschaft sehnlich darauf; die ganze Forschung über die ältereisenzeitliche Periode in Norddeutschland stagnierte, weil kein anderer es wagte, ohne Kenntnis des Börnickers Materials darüber Aussagen zu machen. Nur K. H. Marschallck, Götzes Schüler und Mitarbeiter, brachte seine Arbeit über den Friedhof von Kammer, Kr. Zauch-Belzig, heraus. Solche Zurückhaltung war begreiflich, denn in Börnick hatte der einmalige Fall vorgelegen, die Grabanlagen zeitlich zueinander einzuordnen, weil der Friedhof infolge fortgesetzter Dünenüberwehung allmählich in die Höhe gewachsen war, mit den ältesten Bestattungen zu unterst und den jüngeren immer jeweils darüber. So hatten hier ganze Generationen von Menschen — fein übereinander geordnet — ihre Toten mit allen ihren Beigaben und sonstigen Grabbausitten der Nachwelt überliefert. Aber von alledem waren in den langen Jahrzehnten seit der Ausgrabung im Hof des Staatlichen Museums nur die großen steinernen Bannkreise einer älteren Gräbergruppe zu sehen gewesen, alles andere schlummerte im Magazin. Und Alfred Götze starb dahin, ohne seine Arbeiten abgeschlossen zu haben.

Nun aber hat E. Reinbacher mit zähem Fleiß und mit feiner Einfühlung in die Arbeit des Verstorbenen sich des Nachlasses angenommen und sein Werk vollendet. Es wird in zwei Bänden erscheinen, der erste — der Materialteil mit dem Grabungsbericht — liegt vor und gibt Anlaß zu dieser Besprechung. Nach Darstellung der Grabungssituation und der Gliederung des Fundgutes anhand der Bodenschichtung in die Stufen A bis C mit gewissen Unterstufen werden die Typen des Grabbaues unterschieden: α = Steinkranz, β = Steindecke, γ = mit Steinverwendung anderer Art, δ = ohne Steine. Es folgt die Flächenausdehnung des Friedhofes und die Gräberübersicht in laufender Reihenfolge (1—546). Im nächsten Hauptteil des Bandes, dem Grabungsbefund, ist zu beachten, daß die Reihenfolge nicht mit der Gräberübersicht übereinstimmt, sondern daß nach Götzes Vorgang die Stufen A bis C jeweils nach Bauunterschieden der Grabanlagen (α bis δ) vorgeführt werden, d. h. die einzelnen Komplexe (geschlossenen Funde) werden beschrieben und auf 62 Tafeln in Zeichnung dargeboten. Fotos von Grabungsabschnitten, von Tongefäßgruppen, um gewisse Entwicklungen zu zeigen, und von ausgewählten Beigaben (Tafeln 63 bis 106) vervollständigen das Bild. Als besonders charakteristisch für Börnick werden die Dreiplattennadeln herausgehoben, die — zusammen mit den Fibeln — seit der Stufe Bf erscheinen und die ältere Hälfte der Stufe C durchlaufen. Die Tafeln sind drucktechnisch ausgezeichnet.

Für die Stufen A und B (Steinkränze kommen nur in A vor) ist je ein Lageplan beigegeben, für C zwei Pläne; ein fünfter bringt die mangels genügender Beobachtung (Schachtarbeiten der Eisenbahn!) nicht einzuordnenden Gräber. Das Wertvollste dieses Bandes für die Beurteilung des Gesamtbefundes, solange der zweite noch nicht vorliegt, stellen aber die fünf großen Tafeln dar mit der Übersicht des wesentlichen Fundmaterials in höhengerechter (in unserem Falle also auch altersgerechter!) Anordnung. Mit einem Blick lassen sich hier etwa keramische Entwicklungen vertikal oder zeitliche Querschnitte im Beigabenbestand horizontal ablesen. Was das für die in Frage kommende Jastorfkultur bedeutet, kann nur der ermessen, der sich vordem mit diesem Abschnitt der Vorgeschichte (etwa 500—100 v. u. Z.) zu befassen hatte. Jeder künftige neue Fund dieser Zeit im norddeutschen Raum dürfte hier ohne große Mühe eingeordnet und zeitlich fixiert werden können. Seine wissenschaftlichen Erkenntnisse wird E. Reinbacher im zweiten Bande darstellen; eine knappe Vororientierung hat er schon 1958 in Ausgrabungen und Funde Bd. 3 Heft 3/4 gegeben. Wir können dem Verfasser für seine Arbeit nur dankbar sein und wünschen ihr fruchtbare Auswirkungen bei recht vielen Lesern. Karl Hohmann

Hans K. Schulze: Adels Herrschaft und Landesherrschaft.

Studien zur Verfassungs- und Besitzgeschichte der Altmark, des ostsächsischen Raumes und des hannoverschen Wendlandes im hohen Mittelalter (Mitteldeutsche Forschungen, Bd. 29). Köln-Graz 1963, Böhlau-Verlag. X, 238 S., 8 Karten. Leinen 32,— DM.

Untersuchungen zur Verfassungsgeschichte der Mark Brandenburg im Mittelalter sind nicht allzu zahlreich. Daher wird man das vorliegende Werk trotz der ihm anhaftenden Mängel und Schwächen als willkommene Bereicherung und Anregung begrüßen. Sein besonderer Wert liegt in den detaillierten besitzgeschichtlich-genealogischen Angaben, mit deren Hilfe Schulze das Verhältnis zwischen Adels- und Landesherrschaft zu klären sucht. Untersuchungsgebiet ist vornehmlich der heute als Altmark bezeichnete Raum, dessen Bedeutung

als Mittler zwischen Altsiedelland und Ostelbien herausgearbeitet wird. Den Ausführungen Schulzes über die Einheitlichkeit des altmärkischen Raumes und der Behauptung, daß die Herrschaftsrechte der Askanier in diesem Gebiet auf ihrer Stellung als Markgrafen der Nordmark (seit 1134) beruhen — womit sich der Verfasser betont gegen die in zahlreichen Aufsätzen der letzten Jahre publizierten Forschungsergebnisse von Johannes Schultz wendet — fehlt indes die zwingende Begründung: muß er doch selbst zugeben, daß „die Herrschaftsverhältnisse im altmärkischen Raum komplizierter sind als in den ostelbischen Marken“.

Es ist in diesem Rahmen leider nicht möglich, die unterschiedlichen Auffassungen im Einzelnen gegeneinander abzuwägen, da hierzu ein selbständiger Aufsatz nötig wäre. Ein nicht behebbarer Mangel aller derartigen Untersuchungen ist letztlich die dürftige Quellenlage, die immer wieder zu Hypothesen herausfordert. Doch hat der Verfasser wohl etwas vorschnell die Möglichkeit allodialen Besitzes der Askanier im westelbischen Bereich, erklärbar aus den Billunger und Stader Erbsprüche, beiseite geschoben. Belege wie „*propria villa mea*“ für Stendal und „*hereditas mea*“ für Werben hätten nicht stillschweigend übergangen werden dürfen. Man beachte etwa die Formulierung S. 188 für Werben: „Dieser Ort gehörte wohl von Anfang an allein dem Markgrafen, doch war auch dieser Besitz *kaum allodialen Ursprungs*!“ Unberücksichtigt bleiben auch die Dingstätten der Altmärk, wie etwa „zur Linde“, obwohl der Verfasser die zugehörige Frage der „*marca Lipani*“ kurz streift. Eine ähnliche Vernachlässigung findet der allodiale Gesichtspunkt auch hinsichtlich der Lehnabhängigkeit der Grafen von Lüchow und Dannenberg zu Heinrich dem Löwen. Im Gegensatz zu Sch. betonte Gerd Heinrich (Die Arnsteiner) mit Recht, daß Heinrich d. L. die betr. Grafschaften kaum dem Herzogtum Sachsen zurechnete, sondern als Eigentum des Hauses betrachtete.

Joh. Schulzes quellenkritische Untersuchungen über die Echtheit der Zollprivilegien für Brandenburg, Stendal und Spandau sowie über das Halberstädter Zehntregister bleiben unberücksichtigt oder werden mit spekulativen Gründen zurückgewiesen.

Eine gewisse Flüchtigkeit verraten nicht nur die zahlreichen störenden Druckfehler, sondern z. B. auch die Behauptung: „das Prädikat *nobilis* erhalten sie (d. h. die Gänse zu Putlitz) aber in markgräfl. Urkunden nicht“, die bereits auf der folgenden Seite (172) widerlegt wird durch den Hinweis auf einen derartigen Beleg für 1301. Außerdem hat schon Gerd Heinrich darauf hingewiesen, daß sich die Gänse von da ab dieses Prädikats häufiger bedienten. Unverständlich bleibt auch seine Übersetzung von „*maioris ecclesie advocatus*“ mit Großvogt, was ihn zur Schaffung einer Großvogtei Halberstadt veranlaßt. Dabei hätte das von ihm S. 75 Anm. 8 gebotene Zitat ihn auf die Unhaltbarkeit dieser Übersetzung hinweisen müssen.

Diese wenigen kritischen Hinweise mögen genügen. Abschließend sei noch auf die recht instruktiven und klaren Karten verwiesen, die dem Bande beigegeben sind.

Werner Vogel

Otto Büsch: Militärsystem und Sozialleben im alten Preußen 1713-1807.

Die Anfänge der sozialen Militarisierung der preußisch-deutschen Gesellschaft. Mit einer Einführung von Hans Herzfeld. Veröff. d. Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 7. Berlin 1962, Walter de Gruyter & Co. XV, 203 S. Leinen 28,— DM.

Günther Gieraths: Die Kampfhandlungen der Brandenburgisch-Preußischen Armee 1626-1807.

Ein Quellenhandbuch. Veröff. d. Hist. Komm. zu Berlin, Bd. 8 (Quellenwerke Bd. 3). Berlin 1964, Walter de Gruyter & Co. XX, 633 S. Leinen 160,— DM.

Carl Hinrichs: Preußen als historisches Problem.

Gesammelte Abhandlungen, hrsgg. von Gerhard Oestreich. Veröff. d. Hist. Komm. zu Berlin, Bd. 10. Berlin 1964, Walter de Gruyter & Co. VI, 430 S. Leinen 28,— DM.

„Unterm 25. Februar 1947 erschien das Alliierte Kontrollratsgesetz Nr. 46, welches das unwiderrufliche Ende des preußischen Staates besiegelte, der größten und eigenartigsten

politischen Schöpfung, die in der Neuzeit auf deutschem Boden entstanden ist: „Der Staat Preußen, der seit jeher Träger des Militarismus und der Reaktion in Deutschland gewesen ist, hat in Wirklichkeit zu bestehen aufgehört.“ So beginnt Carl Hinrichs den Titelbeitrag seiner Sammlung. Er hat es nicht mehr erlebt, daß am Eingang des Geheimen Staatsarchivs in Dahlem das neue Eigentümerschild angebracht wurde „Stiftung Preussischer Kulturbesitz“ — das bezeichnet den ohne Rechtsnachfolger verbliebenen preussischen Staatsbesitz an Kulturgütern. Militarismus, Reaktion — und Kultur: seltsamer Widerspruch. Aus seinem Archivgut vornehmlich und aus dem der Staatsarchive in den einstigen Provinzen sind die vorliegenden drei Bände erwachsen. Es ist die altpreussische Bürokratie selbst, die von Anbeginn dafür gesorgt hat, daß Preußens „Gloria“ in Taten und Unterlassungen, in Erfolgen und Mißerfolgen auf unsere Tage gekommen ist — ans Licht der Öffentlichkeit traten sie schon im Preußen der Kaiserzeit, das sie mit staatlichen Mitteln in den „Acta Borussica“, Denkmälern der preussischen Staatsverwaltung, 1888 begonnen von Gustav Schmoller (1838—1917) und Otto Hintze (1861—1940), und in anderen Reihen hat drucken lassen.

Die kritische Forschung hat dauernd daraus geschöpft. Als zur Hundertjahrfeier der Berliner Universität der „Kladderadatsch“ am 25. September 1910 eine Zeichnung brachte, „Klausurarbeit zum Dokorexamen eines preussischen Historikers“, mit seinen Büchern vor einem der zahlreichen Hohenzollernbilder der Siegesallee häuslich eingerichtet und abgeschildert durch nicht weniger als 18 grimmig blickende Schutzleute, — da galt uns das als ein bloßer Studentenulk. War uns doch im Jahr zuvor das „Problem Preußen“ schon in den Anfänger-Übungen unbefangen und unmißverständlich nahegebracht worden: Paul Haake (1873—1950, bekannt als Biograph Augusts des Starken) legte neben den Gedenkaufsatz 1701—1901 von Erich Marcks die „Hohenzollernlegende“ von Max Maurenbrecher 1905, nicht zur Abschreckung — wir sollten „beide Seiten“ kennen lernen. Ging doch ein Raunen, Hintze halte sie für beachtenswert. Von ihm waren eben 1908 „Historische und Politische Aufsätze“ zusammengefaßt erschienen in vier Doppelbänden der „Deutschen Bücherei“ — je 60 Pf. — so konnte Forschung in die Öffentlichkeit dringen. Da besprach er kritisch Kosers Friedrichsbiographie „auf meine Art, in dem Bewußtsein, daß mancherlei andere Eindrücke und Studienresultate dabei mitwirken und daß die Härten und Schärpen in Friedrichs Wesen vielleicht manches Auge mehr auf sich ziehen werden“. Zu Max Lehmanns „Stein“ lasen wir: „Das historische Urteil braucht nicht das Werk Friedrichs des Großen zu verdammen, um dem Werke Steins gerecht zu werden.“ Und härter konnte das alte Preußen kaum gezeichnet werden als in dem Aufsatz „Königin Luise und die Wiedergeburt des preussischen Staates: ... der Bürger keineswegs hinreichend geschützt vor militärischen Brutalitäten — das Militär ein kolossaler Fremdkörper im Staate, der sich von dem Schweiß der Bürger nährte.“ In solcher Schule wuchs der Berliner stud. hist. vor 1914 auf. Das alte Preußen schien „bewältigt“, Bismarcks Deutsches Reich stand fest.

Das war vor einem halben Jahrhundert. Erst das Leben — der schwere Gang des deutschen Schicksals, der Körper und Seele „kriegsversehrt“, — sollte uns lehren, viel nachdrücklicher als frühere Generationen: wie in einem alten Haus die anscheinend tote Materie — Holz und Stein und Stahl — noch immer „arbeitet“, so ist das Vergangene keineswegs „abgelebt“ und abgelegt — es arbeitet in und an uns, unaufhörlich — und 1945 hat sich Altes und Ältestes wider uns erhoben, das wir längst bewältigt glaubten. Unsere Lage kennzeichnet Oestreich in seiner feinfühligten Einleitung zur Sammlung Hinrichs mit wohlabgewogenen Worten: „Der Bruch im historisch-politischen Denken und Empfinden der Deutschen ist seit der Katastrophe von 1945 so tiefgehend, daß die Urteile über Grundfragen unserer geschichtlichen Tradition heute stärker denn je hin und her schwanken, die Ansichten, tief gespalten, vielfältig auseinandergehen ... (aber) echte Geschichtsschreibung bleibt stets Geschichtsforschung, bleibt gebunden an die Quellen und Dokumente, gebunden an den ersten Willen, die Wahrheit zu suchen, darf nicht der Stimmung des Tages und der Stunde erliegen.“

Der notwendigen „Revision des deutschen Geschichtsbildes“ widmet sich die Berliner Historische Kommission, getreu dem Erbe ihres Meisters Friedrich Meinecke (1862—1954). Die heute vorliegenden Veröffentlichungen sind sehr verschiedener Art.

Günther Gieraths, der verdiente Leiter der einstigen deutschen Heeresbücherei — wer je dort gearbeitet, fühlt noch sich dankbar verpflichtet — schenkt uns in den „Kampfhandlungen“ das Ergebnis einer zwanzigjährigen entsagungsvollen Lebensarbeit, wichtig schon dadurch, daß ein großer Teil der Unterlagen vernichtet oder unzugänglich gewor-

den ist. Man kann ihren Wert nicht hoch genug anschlagen, und es ist zu verstehen, daß die Hist. Komm. sie „mit besonderer Freude“ vorlegt als „Zugang zu einer Fülle verfassungs-, sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Fragen“. Wie peinlich genau der Vf. gearbeitet hat, ergibt schon das vorangestellte „Siglenverzeichnis“, das achtzehn verschiedene Arten von Kampfhandlungen aufzählt: Ausfall, Avantgardengefecht, Belagerung, Berennung, Blockade, Einnahme, Entsatz, Gefecht, Kanonade, Kapitulation, Rückzugsgefecht, Scharmützel, Schlacht, Sturmangriff/Erstürmung, Treffen, Überfall, Verteidigung, Verfolgungsgefecht.

Der erste, größere Teil des Buches enthält „Die Formationen und ihre Einsätze: die Regimenter geordnet nach Waffengattungen, bei jedem angegeben die Benennung, die Chefs, die Garnisonen, die Kampfhandlungen (die Daten im 17. Jh. auf den neuen Stil umgestellt!) und unter ihnen vermerkt, auf welche das Regiment selbst Wert gelegt, gleich ob Sieg oder Mißerfolg. „Überhaupt — meint Gieraths — scheint gerade hierin ein Unterschied zwischen dem Berufsheer vor 1807 und dem späteren Volksheer sichtbar zu werden: es wertet sachlicher, nüchterner“. Angeschlossen sind für jede Truppe die archivalischen und gedruckten Quellen.

Geradezu vorbildlich ist die Anlage des zweiten Teils, der in fünf Verzeichnissen den ganzen Reichtum der Sammlung erschließt nach den verschiedensten Gesichtspunkten. Die alphabetische Liste der „Orte des Einsatzes“ nennt die jeweils beteiligten Formationen. Die zweite gibt die Kämpfe nach dem Kalender geordnet, in der man Gedenktage wie auch etwa die jahreszeitliche Verteilung ablesen mag. Die dritte ordnet sie nach der zeitlichen Folge, so daß z. B. im Siebenjährigen Kriege die Gleichzeitigkeit bis auf den einzelnen Tag und damit die geographische Ausdehnung der Kriegsschauplätze sich feststellen läßt. Liste 4 enthält die Namen und die Chefs der Regimenter, die 5. die Garnisonen. Die Einleitung erläutert die Benutzung des Werkes und würdigt die besondere Stellung der Husaren in der alten Armee. Eine erste Auswertung will der Verfasser im „Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands“ geben: einige neue Gesichtspunkte für die Bewertung der Kampfhandlungen und ihre Eingliederung in den allgemeinen Geschichtsverlauf.

In dem Buche von Otto Büsch wird das Innere, das Gerüst dieser Armee bloßgelegt. Er fühlt sich den Forschungen von Professor Hans Rosenberg (1904) verpflichtet, — zugleich ein Zeichen des Dankes, wie Hans Herzfeld in der Einführung sagt, für die „unvergessene Hilfe in den ersten schwierigen Jahren der Freien Universität und des Friedrich-Meinecke-Instituts“. Als einzige umfassende Analyse der sozialen Triebkräfte im altpreußischen Staate aus der Nachkriegszeit — so Büsch in seinem Vorwort — steht vorerst nur das aufrüttelnde Werk Hans Rosenbergs zur Verfügung, der dieses Thema als verpflichtendes Anliegen wahrheitssuchender Geschichtswissenschaft aus seiner deutschen Heimat in die Vereinigten Staaten mit hinübergenommen hat“ (Bureaucracy, Aristocracy and Autocracy — The Prussian Experience 1660—1815, in der Reihe der Harvard Historical Monographs XXXIV — Cambridge/Massachusetts 1958). Für das Preußen des 19. Jahrhunderts mag dabei an Rosenbergs „Kritische Bibliographie: Die nationalpolitische Publizistik Deutschlands 1859—1870“ (1935) erinnert werden, in der er die „Lebensnähe deutscher Wissenschaft“ an politisch getränkten Universitätsreden der Berliner Professoren H. W. Dove und A. Boeckh aufzeigt, der 1859 gegen die These „Preußen ein Militärstaat“ gesprochen hat.

Büsch begrenzt seine sozialwissenschaftliche Untersuchung auf dem agrarischen Bereich im alten Preußen: „Der Bauer zwischen Gut und Regiment“ — „Der Junker zwischen Rittergut und Kompaniewirtschaft“, die Personalunion: erbuntertäniger Bauer/Kantonist und Erbherr/Offizier. Man kennt den harten, ja brutalen Zwang, mit dem Friedrich Wilhelm I. beide in das Militärsystem hineingepreßt hat. Gewiß ein „ungeschminktes und doch fesselndes Bild“ — im ganzen ein düsteres Bild eines ungezügelten Klassenegoismus, vor dem die vertrauten Gestalten in Fontanes märkischen „Wanderungen“ verblasen und selbst die beiden Könige ihrem eigenen System ausgeliefert erscheinen. Den Gewinn trägt der Adel davon, doch wohl mehr „sozial-rechtlich“, gesellschaftlich — nicht eigentlich politisch. Schon 1938 schreibt Hugo Rachel in den „Berliner Großkaufleuten und Kapitalisten“ (11, 108) von der Kompaniewirtschaft, der „noch immer etwas von dem Unternehmertum der Söldnerzeit anhaftete, einer Kapitalsanlage, die bei guter Wirtschaft viel abwarf und die große Zahl höherer Offiziere unter den kapitalkräftigen Geldgebern in der Residenz verständlich macht“. Diese gute Wirtschaft besteht nach Büsch in der ständigen, von oben kaum behinderten Umgehung und Überschreitung königlicher Verordnungen bis zu unverhüllt straffälligen Praktiken — der Mißbrauch wird zum Brauch — selbst die

vielgerühmte Oberrechnungskammer scheint ohne Einfluß. Der Verfasser verfolgt die Entwicklung mit einer kritischen Schärfe, die in seiner „Geschichte der Berliner Kommunalwirtschaft in der Weimarer Epoche“ (vgl. unser Jb. 12/1961, 160) so nicht zu spüren ist. Alles ist genau belegt, nicht aus neuen Funden, sondern aus dem allgemein zugänglichen Akten und Berichten der Zeit. Ausdrücklich will er nicht unzulässig verallgemeinern, prüft mildernde Umstände, so das „Patriarchalische“ oder das „Pietistische“ im Offizierskorps und gesteht gegenüber der „grundsätzlich ablehnenden Haltung“ der Landbevölkerung zu, „daß manchem Soldaten die preußische Ordnung sogar gefallen mochte“. Doch zu allen Zeiten gilt, daß Beschwerden übertrieben und daß über die guten Menschen keine Akten geführt werden. Man denkt etwa an Fritz Hartungs Warnung in den „Studien zur Geschichte der preußischen Verwaltung“ (I, 20 f. Akad. Abh. 1942): „Es wäre falsch, die zahlreichen Äußerungen der Unzufriedenheit Friedrich Wilhelms I. in den Akten für bare Münze zu nehmen und die Mehrzahl der Beamten als faul oder unfähig anzusehen.“ Man gerät hier auf ein Feld — um mit Hintze zu sprechen (zu Max Lehmanns Stein) —, „auf dem es mehr auf allgemeine politische Ansichten und Überzeugungen als auf beweisbare historische Tatsachen ankommt“. Betont doch Büsch selbst im Vorwort, er habe der Arbeit — es ist seine Dissertation von 1952 — den „aus der damals noch weit bewegteren Preußendiskussion erwachsenen Stil der Darstellung und Wertung“ belassen. Sie ist in der Tat ein Zeugnis jener „Phase der Nachkriegshistoriographie, in der „politische und historiographische Vorstellungswelt besonders stark von einander abhängig gewesen sind“. Und kein „bescheidenes“, sondern ein sehr entschiedenes und beachtenswertes Zeugnis, dessen wichtige Ergebnisse hier keineswegs zu erschöpfen waren; sicherlich wird sich neue Forschung mit ihnen auseinandersetzen. Es gibt genügend Beispiele, von der Kapitänsfrau, die Soldatenhemden näht, um den Kompanieetat auszugleichen, bis zu den „enrollierten Bauernlummeln“, die mit ihrer roten Kantontistenbinde dem Dorflehrer das Leben schwer machen.

Wie aus Gieraths, so wird aus Büsch die Landesgeschichte viel gewinnen, wobei das „Märkische Soldatentum“ (Heft 2, 1936 der Brandenburgischen Jahrbücher, hrg. v. Landesdirektor d. Prov. Br.) nicht vergessen werden sollte und ebensowenig die wichtige „Garrison Berlin, Abriß ihrer Geschichte“ von Leo Gruenberg († 1958) in der Zeitschrift für Heeres- und Uniformkunde 1956, Nr. 146—152. In der Schlußbetrachtung (168 ff.) weist Büsch auf die Bedeutung des Militärsystems auch für die städtischen Verhältnisse mit Literaturangaben, wie schon in der Einführung Herzfeld hervorhebt, daß gerade Berlin aufs stärkste von dieser „Militarisierung“ betroffen worden sei. Nun besitzen wir bereits seit 1930 eine „Revision“ jenes Zeitalters in dem bekannten „Steinernen Berlin, Geschichte der größten Mietskasernenstadt der Welt“ von Werner Hegemann — kein Historiker, aber ein Städtebau-Fachmann. Es ist kürzlich verkürzt neu aufgelegt worden, freilich ohne die ausführliche Gegen-Revision, die der Zuständige, der Stadtarchivdirektor Ernst Kaebler, ihm seinerzeit hat angeeignet lassen („Der alte und der neue Hegemann“ 1913 und 1930, Mitt. VGB 1930, 101—110). Der Hist. Kom. ist zu danken, daß sie demnächst in Kaebers Gesammelten Aufsätzen zur Geschichte Berlins, hg. von Werner Vogel aufs neue erscheinen kann.

Friedrich Wilhelm I. ist der Urheber des typisch „Preußischen“. Die erste moderne Gesamtwürdigung hat uns Carl Hinrichs (1900—1962) geschenkt. Nur der erste Band war ihm vergönnt, „Jugend und Aufstieg“, der alle Keime des Mannes enthält (1941). Der Titelaufsatz „Preußen als historisches Problem — Zur heutigen Auffassung Friedrich Wilhelms I.“, bisher nicht veröffentlicht, ist wie die Dissertation des jüngeren Otto Büsch ganz unter dem Eindruck der internationalen Preußendiskussion niedergeschrieben. „Es überrascht — sagt Oestreich in der Einleitung, die das Lebenswerk des zu früh der Wissenschaft Entrissenen mit tiefem Verständnis zusammenfaßt — es überrascht: das Grundsätzliche des Urteils hat sich nicht gewandelt ... aber die allgemeine Bedeutung der bürgerlich-puritanischen Lebensform tritt noch klarer hervor ... (Preußens Rüstung ruhte dabei) nicht auf einer fiskalischen Ausbeutung des Landes, sondern auf der bewußten Pflege seiner menschlichen und ökonomischen Kräfte, der Steuerträger.“ Hinrichs zeichnet dies Preußen als „die erste historische Verkörperung der protestantisch-bürgerlichen Arbeitswelt mit ihrer nüchternen Zweckmäßigkeit, ihrer rationalen Organisation, ihrer rechenhaften Ökonomie“. Dem „Hallischen Pietismus“ (1953), über den nachgelassene Forschungen in einem besonderen Buche erscheinen werden, maß er eine große entscheidende Bedeutung in der „Formung des alten Preußentums“ bei, das wir trotz aller Einseitigkeiten und Härten doch noch, um einen Ausdruck Meineckes über Bismarck zu ge-

brauchen, zum „guten Abendlande“ rechnen dürfen, nicht zuletzt gerade dank der pietistischen Bewegung“ (184).

Andere Preußenaufsätze behandeln das Ahnenerbe des Königs, seinen Regierungsantritt, seine Zentralverwaltung, zwei namhafte Reformpolitiker in der sonst „anonymen Pflichtethik“ seines Beamtentums — und den Konflikt zwischen Vater und Sohn. — „Staat und Gesellschaft im Barockzeitalter“ zeigt besonders die künstlerische Begabung des „begnaden Historikers“. Nach dem Großen Kurfürsten würdigte er in ganz neuer Weise die Bautätigkeit des Sohnes, der die Königskrone erwarb — Berlin im europäischen Rahmen Paris-Wien —: „Wer wollte es angesichts dieser großartigen Baugesinnung noch wagen, von Eitelkeit zu sprechen und die Größe der politisch-nationalen Leidenschaft verkennen, die sich hinter ihr verbirgt?“ Kein anderer als der Literaturhistoriker Friedrich Gundolf, der in seinen „Anfängen deutscher Geschichtsschreibung von Tschudi bis Winkelmann“ (Amsterdam 1938 S. 164) den König kurz als „Louis Quatorze-Affen“ abtut. Ein eindringliches Gegenstück zum Preußentum gibt der Aufsatz „Zur Selbstauffassung Ludwigs XIV. in seinen Mémoires“. Den Abschluß bilden „Berliner Geschichtsforscher“: Ranke, Meinecke — und die beiden Geburtstagsansprachen für Hartung und Herzfeld. Die sehr erwünschte sorgfältige Bibliographie stammt von Werner Schodow.

Es ist zu hoffen, daß all dieser Reichtum, „veröffentlicht“, nun auch in die Öffentlichkeit dringt.

Eberhard Faden

Joachim Seyppel: Nun o Unsterblichkeit.

Wanderungen zu den Friedhöfen Berlins. Berlin 1964, Colloquium Verlag. 160 Seiten mit Illustrationen. Pappband 9,80 DM.

Vor fünfzig Jahren, am 15. November 1914, zeigte Franz Henning, der Bibliothekar des „Touristenclubs“, wie unsere Vereinigung damals hieß, seinen Freunden die Kirchhöfe vor dem Halleschen Tor und leitete damit eine Tradition ein, die bis heute anhält. Wie oft sind wir später mit seinem Sohn, unserem unvergeßlichen Martin Henning, über Berlins Friedhöfe gewandert. Jetzt ist in der Landesgeschichtlichen Vereinigung bereits die dritte Generation am Werke, dieses Stück Berliner Geschichte zu zeigen, das zugleich deutsche Kulturgeschichte ist. Die vier Hefte des „Wohlberedt“ machen zusammen einen stattlichen Band von über vierhundert Seiten aus, aber sein „Verzeichnis der Grabstätten bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin und Potsdam mit Umgebung“ ist, obgleich wir es immer wieder und dankbar benutzen, „leider nur eine Zusammenstellung von Namen und Zahlen ohne verbindende Worte und ohne größere Gesichtspunkte“ (Günter Hintze, 1932). Joachim Seyppel hat sein Buch nicht topographisch, sondern chronikalisch geordnet und gibt in sechs Kapiteln (Die alte Stadt — Das goldene Zeitalter — Vom Biedermeier zur Reichsgründung — Matthäusfriedhof und Gründerzeit — Das zwanzigste Jahrhundert — Hälfte des Lebens) eine Übersicht der „Stätten, die Kulturgeschichte darstellen und Kulturgeschichte erzählen. — Hier ruht, inmitten der Weltstadt, selbst eine Welt. Wohin wir auch treten, berühren wir Geschichte, überall begegnet uns Vergangenheit; Sterblichkeit und Unsterblichkeit gehen ineinander über.“ Es ist ein weiter Weg, den wir unter dem Kleist-Wort aus dem „Prinzen von Homburg“ zu gehen haben, von Conrad v. Beelitz, dem Berliner Ratsherrn des 13. Jahrhunderts, bis zu dem im Januar 1964 verstorbenen Sportpalast-Original „Krücke“, aber er wird uns leicht gemacht durch die Art der Darstellung, die „nüchtern und begeistert, wie es Märkern ziemt“, mehr als einmal dichterisch durchgeformt erscheint und in den letzten Seiten des Schlußkapitels ihren Höhepunkt erreicht. Georg Goedecker ist die sehr gelungene graphische Gestaltung des schönen Buches zu danken; seine „Motive“ am Anfang der Kapitel sind ebenso geistvoll komponiert wie kombiniert.

Kurt Pomplun

Aus dem Leben der Vereinigung

Im Berichtszeitraum dieses Jahrbuchs — 1. 9. 1963 bis 31. 8. 1964 — feierte unsere Vereinigung ihr 80jähriges Bestehen. Das Jahrbuch kann wiederum Kunde geben von der lebhaften Betätigung der Mitglieder auf den verschiedensten Gebieten der brandenburgisch-berlinischen Geschichtsforschung und Landeskunde. Trotz der Abschnürung von Ostberlin und dem Lande Brandenburg ließen die Mitglieder in der Beschäftigung mit der märkischen Geschichte, sei es in Buch- und Archivstudien, sei es in der Praxis des Beschauens und Wanderns nicht nach. Wir veranstalteten hierzu nachstehende Vorträge, zum Teil mit Lichtbildern, die den Besuchern — mehrfach in überfüllten Räumen — Kenntnisse, Anregungen und Forschungsergebnisse vermittelten.

1963

- 4. Okt. Gerhard Kühler: Brandenburg und der Elm.
- 25. Okt. Dr. Manfred Stürzbecher: 200 Jahre Anatomie in Berlin.
- 15. Nov. Dr. Werner Vogel: Aus der frühen Geschichte der Stadt Brandenburg/Havel.
- 6. Dez. Dr. Hermann Fricke: Erinnerungen an Peter Suhrkamp — ein Beitrag zur Berliner Verlagsgeschichte.

1964

- 3. Jan. Dr. Hans Saring: Brandenburg-Preußen während der Kontinental-Sperre 1806/1812.
- 17. Jan. Margarete Glasel: Bericht über die Studienfahrt nach Lüneburg und Bardowik.
- 31. Jan. Dr. Hans Pappenheim: Maximilian Harden — Kämpfer für Bismarck: Gegner der Monarchie.
- 21. Febr. Eberhard Cyran: Lesung: Das Schloß an der Spree — die Geschichte eines Bauwerks und einer Dynastie.
- 13. März Dr. Georg Betke: Der Dichterpastor Friedrich Wilhelm August Schmidt (von Werneuchen) — zum Gedenken seines 200. Geburtstages — 23. 3. 1764.
- 25. März Gemeinsam mit dem Botanischen Museum, Berlin-Dahlem:
Gerhard Kühler: Aus der Geschichte des Kleistparks — des alten Botanischen Gartens von Berlin.
- 3. April Klaus Konrad Weber: Märkische Gärten von der Empfindsamkeit bis zum Realismus.
- 24. April Gerhard Kühler: Zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte des Berliner Grunewalds.

Neben der 80-Jahr-Feier war Höhepunkt der Veranstaltungen im Berichtszeitraum unsere Brandenburgische Studienfahrt in die einstige Markgrafschaft Bayreuth vom 30. April bis 3. Mai 1964 nach Kulmbach, Schloß Wernstein, Trebgast, Bindlach, Benk, Kloster Himmelkron, Bayreuth, Wirsberg, Neudrossenfeld, Thurnau und Sanspareil. Die Fahrt wurde für die 45 Teilnehmer ein voller Erfolg — durch gute Vorbereitung und Unter-

stützung seitens der Herren vom Historischen Verein für Oberfranken, Bayreuth, Herrn Oberbibliotheksrat Dr. Wilhelm Müller sowie Herrn Studienprofessor Karl Müssel.

In Westberlin boten wir unseren Mitgliedern folgende Führungen: Besichtigung neuer Kirch- und Gemeindebauten in Zehlendorf-Süd (Vortrag Architekt Ewald Bubner), Archiv für Wohlfahrtspflege (Vortrag Frau Elise Linke), Zu den Gedächtnisstätten der Befreiungskriege 1813/15, Führung durch die Kunstbibliothek der Staatlichen Museen der Stiftung Preussischer Kulturbesitz (Vortrag Direktor Dr. Stephan Waetzoldt), Botanisches Schaumuseum (Vortrag Direktor Dr. W. Domke), Institut für Gärungsgewerbe der TU Berlin (Vortrag Dipl.-Ing. Friedrich Thürauf), Großklärwerk Ruhleben (Vortrag H. Dietze), Akademie der Künste, Ausstellungen: Visionäre Architektur „Die gläserne Kette“, Gedächtnisausstellung „Rudolf Schwarz“, Gründungsausstellung des Vereins der Freunde und Förderer des Berlin-Museums (Vortrag Gerhard Kühler), Besuch des Robert-Koch-Instituts einschließlich der Gedächtnisstätten (Vortrag Professor Dr. Willy Maassen, Dr. Karl-Ernst Gillert).

Es fanden ferner statt 15 Wanderungen und Spaziergänge im Gebiet des Landes Berlin, darunter eine Friedhofsführung, eine Nachtwanderung sowie die 79. jährliche Wanderung durch den weihnachtlichen Grunewald.

Aus Anlaß der Großen Deutschen Funkausstellung veranstalteten wir für 45 Mitglieder eine Wirtschaftskundliche Busfahrt zu Berliner Funkproduktionsstätten. Das Weihnachtliche Treffen am 18. Dezember 1963 vereinigte 90 Mitglieder zu Lesungen, Lied- und Musikvorträgen, die Jahreshauptversammlung am 17. Januar 1964 110 Vereinsangehörige zur Berichterstattung und Neuwahl des Vorstandes. Dieser setzt sich jetzt wie folgt zusammen: 1. Vorsitzender Gerhard Kühler, 2. Vorsitzender Dr. Werner Vogel, Schriftführer Hans Axthelm, Schatzmeister Fritz Graf, Archivar Hans-Werner Klünner, Bibliothekar Frau Dr. Liselott Ziegert-Hackbarth, 1. Beisitzer (für Bücherei) Harry Methling.

Die Benutzung unserer Bücherei und des Archivs mit mehr als 6500 Schriften und über 1500 Kartenblättern durch Mitglieder und Besucher war lebhafter als in den Vorjahren. Sie erforderte erhebliche Mitarbeit der Mitglieder unseres Bücherei-Ausschusses.

An Veröffentlichungen brachten wir in der Berichtszeit heraus: die Mitteilungsblätter Nr. 44, 45 und 46, — letzteres der 80-Jahr-Feier wegen in erweitertem Umfange u. a. mit der Abhandlung „Theodor Fontanes Beziehungen zur Landesgeschichtlichen Vereinigung“, — ferner den vorliegenden Band 15 unseres Jahrbuchs für brandenburgische Landesgeschichte. Die Schriften erfreuen sich so lebhaften Interesses, daß die Mitteilungsblätter wie auch das Jahrbuch vom Vorjahr Band 14/1963 bereits vergriffen sind.

Im Berichtszeitraum hat der Tod folgende Mitglieder aus unserem Kreis gerissen: die Damen Charlotte Mertins, Hanna Lasch, die Herren Professor Kurt Landsberg, Dr. Berthold Schulze, Otto Rumpelshaus, August Hahn, Erwin Lange, Wilhelm Fölsch. Wir gedachten der Verstorbenen in unseren Mitteilungsblättern und würdigten dort ihr Leben und Wirken sowie ihre Werke.

Am 30. Mai 1964 feierten wir — bewußt auf den Kreis unserer Mitglieder beschränkt — das 80jährige Bestehen unserer Vereinigung,

gegründet am 27. Mai 1884, mit einem Motorschiffsausflug zur Pfaueninsel. Im Rahmen einer festlichen Stunde sprach der 1. Vorsitzende nach kurzer Darstellung der Vereinsgeschichte allen Mitgliedern und Freunden den herzlichen Dank aus für die selbstlose Mitarbeit in unserem Kreis und die Förderung der brandenburgischen Landesgeschichte wie Heimatkunde. Später ergriff das Wort zu nachstehender Festansprache unser Ehrenmitglied,

Herr Univ.-Professor Dr. Friedrich Solger:

Gruß an die Landesgeschichtliche Vereinigung zu ihrem 80. Geburtstage

Unser Vorsitzender hat uns mit der Übersicht über die achtzig Lebensjahre der Landesgeschichtlichen Vereinigung ein eindrucksvolles Bild von einer glücklichen Entwicklung während einer Zeit gegeben, die wiederholt von schweren Stürmen erschüttert war. Wir danken allen den Vorsitzenden, die die Vereinigung durch diese Zeit gesteuert haben, und all ihren Mitarbeitern, deren tätige Hilfe dem starken inneren Leben Ausdruck gab, dem die Vereinigung die Überwindung aller durchlebten Gefahren verdankt.

Dann legte unser Archivar uns eine Anzahl von Urkunden vor, unter denen ich anknüpfen möchte an das Schreiben, durch das die zwölf Gründer des Touristenklubs für die Mark Brandenburg den Grundstein zu unserer Vereinigung legten. Der Name hat sich inzwischen geändert, die Sache nicht. Das scheint mir vergleichbar mit einer Sitte, die ich in China kennen lernte. Dort nennt man — oder nannte wenigstens damals um 1911 — den Knaben während seiner Schulzeit anders als später den erwachsenen Mann und meinte doch die gleiche Person, nur auf zwei Entwicklungsstufen.

Martin Henning hat uns 1959 zum 75. Geburtstage der Vereinigung, im Mitt.-Blatt 30, eine kurze Zeittafel der Vereinigung gegeben. Da erscheinen Wanderungen durch die Mark und Studium ihrer Geschichte wie ihrer Tier- und Pflanzenwelt von Anfang an als die Absicht der Gründer. Auf dem Wege, den der Touristenklub sich vorgezeichnet hatte, ist die Landesgeschichtliche Vereinigung geradeaus fortgeschritten. Sie ist dabei zum Pflanzgarten märkischen Heimat- und Geschichtsbewußtseins geworden.

Das Wandern war das rechte Zeichen, in dem dieser Weg angetreten werden konnte. Insofern es eine gesunde Leibesübung ist, rechnen wir es wohl zum Sport. Aber was es von fast allen Sportarten unterscheidet, ist seine Unbekümmtheit um Zuschauer. Nur eines schaut dem Wanderer zu, die Landschaft, oder richtiger, sie spricht mit ihm, und diese Fühlung mit der Landschaft ist die Seele des Wanderns.

Ihr Bild möchte der Wanderer in sich festhalten und verarbeiten. Das ist eine sehr verschiedene Aufgabe, je nachdem, ob man Einzelzüge festhalten will oder ein Gesamtbild, und ob man allein wandert oder in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten. Mit Menschen, mit denen man keine innere Gemeinschaft fühlt, ist eine Wanderung im vollen Sinne überhaupt nicht denkbar.

Wer sich in Einzelzüge vertiefen will, der wird allein wandern müssen; denn verschiedene Menschen brauchen hierzu ein verschiedenes Zeitmaß. Zumal wer die Kraft und damit auch die Lust in sich fühlt, zu zeichnen oder gar zu malen, muß sich der Natur allein gegenüberstellen. Man wird das auch kaum mehr ein Wandern nennen können. Aber auch echte Wandereindrücke gibt es, die sich

uns nur beim Alleinwandern schenken, wie etwa das lautlose Hineinwandern aus der Nacht in den Morgen. Die wandernde Gruppe kann auf die Dauer nicht still bleiben, es drängt sie zum Austausch der Eindrücke. Einzeleindrücke kann auch sie heute festhalten mit Hilfe der Photographie, seit sie so rasch und mit so leichtem Gerät ausführbar geworden ist. Das war sie noch nicht in den Jugendtagen des Touristenklubs. Um so mehr bewundern wir den Eifer seiner damaligen photographischen Kommission, die eine stattliche Sammlung von Bildern im sogenannten Kabinetformat 13×18 cm zustande brachte. Wir müssen uns dabei vorstellen, welche erhebliche Zugabe zur Wanderausrüstung die Plattenkassetten in dieser Größe, die Balgkamera und das in diesem Zusammenhange unentbehrliche Stativ waren, nicht zu vergessen das schwarze Tuch, das man beim Einstellen des Bildes auf der Mattscheibe bei der verhältnismäßig lichtschwachen Linse über den Kopf nehmen mußte.

Jedoch man wollte mehr als nur Einzelbilder auf seinen Wanderungen erfassen. Man wollte mit der Heimat vertraut werden, eine Übersicht gewinnen, Zusammenhänge erkennen. Da wurde die Landkarte bald ein vertrauter Begleiter. Aber eine Wanderung nach der Karte zu planen und sich nach ihr zurechtzufinden, war in den achtziger Jahren noch etwas Ungewohntes. Ich erinnere mich, welche Verwunderung es unter Bekannten erregte, als in den Schulferien 1887 mein Vater mit meinem Bruder und mir eine Wanderung längs der Sudeten von der Elbe zum Altvater unternahm und dabei die Landkarte zugrunde gelegt wurde, statt daß wir bei den Ortsansässigen nach den Wegen gefragt hätten. Ich kann wohl verstehen, daß sich schon 1895 der Touristenklub entschloß, eine Karte der Jungfernheide herauszugeben, wohl angeregt durch ihr Mitglied Wilhelm Pütz, dem Kartenzeichner der damals auch noch jungen Geologischen Landesanstalt.

Der Heimatwanderer wird sich mit dem Bilde der Heimat nicht begnügen. Er sieht sie durchblutet von menschlichem Leben und dessen Arbeit. Fruchtbarer Besuch menschlicher Arbeitsstätten ist nun freilich nicht leicht mit der Wanderung zu verbinden; denn das verlangt längeres Verweilen an einer Stelle; — es wird eine Besichtigung unter sachgemäßer Führung daraus, ein Zweck, der auch der Vereinigung nicht fremd blieb, aber doch zurücktrat. Der Wanderer wollte ja am Feiertage gerade aufsehen von seiner Arbeit und sich an der Natur erfreuen. Unter den Arbeiten, deren Spuren er da begegnet, liegt ihm die des Bauern am nächsten in ihrer Gebundenheit an die Natur, an Sonne und Regen, an die Eigenforderungen von Pflanze und Tier. Der Wanderer fühlt mit ihm; aber er verweilt nicht bei ihm. Sein Sinn steht darauf, eine Vielheit von Eindrücken in sich aufzunehmen, jeden nur kurz berührend und doch nicht mit der Flüchtigkeit des rasch Hindurchfahrenden. Da ist es der Vorzug der Gemeinschaftswanderung, daß ihr Führer die Teilnehmer anregt, Dinge zu sehen, die er ihnen in einen größeren Zusammenhang setzen kann, und sei es zunächst auch nur der Zusammenhang mit dem eignen Nutzen wie auf einer Pilzwanderung. Auch sie bringt uns der Natur nahe, gibt uns einen Begriff von den mancherlei Pflanzengemeinschaften, und der Nachdenkliche wird da oft zu Vergleichen mit dem Gemeinschaftsleben der Menschen angeregt sein. Aber vom eigentlichen Wanderer unterscheidet sich der Sammelnde doch noch dadurch, daß er leicht geneigt sein wird, Gebiete, in denen sich das Gesuchte nicht findet, rasch zu durchstürmen.

Einen besonderen Reiz hat es, und eine echte Wanderung wird es, wenn wir unter der Führung eines Forstmannes durch seinen Wald gehen. Unsere Forst ist freilich nicht mehr ganz natürlicher Wald, aber doch auch nicht Kulturlandschaft schlechthin, so sehr auch die Hand des Menschen in ihr spürbar ist. Wir erleben gerade heute, wie der Forstmann eingesehen hat, daß er die Natur nicht meistern kann, sondern sich mit ihr verbünden muß, um wahren Erfolg zu erzielen.

Hier werden wir belehrt, wie in den Pflanzengemeinschaften die einzelnen Arten aufeinander abgestimmt sind und gemeinsam angepaßt an die Bodenart. Wir sehen, wie Kampf und Bündnis da ineinander greifen, und wie auch die Tiere einbezogen sind. Hier kann ein Schädling den Baum krank machen, und da hören wir das summende Tierchen, das wie zum Dank für den gebotenen Nektar den Blütenstaub von Blume zu Blume trägt.

Wir sehen, wie im Buchenwald sich die Blumen beeilen, im Frühling zu blühen, ehe das sommerliche Blätterdach sie in Schatten hüllt. Aber wir hören auch die Sorgen des Försters, wie seine Gedanken über ein Jahrhundert hinaus gehen, wie er den Baum in seiner Jugendentwicklung umhegt, wie er ihm gesunde Bedingungen für die volle Entfaltung zu schaffen sucht, und wie er dann an die rechte Verjüngung des Waldes denkt. Die pfleglichen Arbeiten der Vorgänger haben ihm ein reiches Erbe hinterlassen; aber er muß auch mittragen an Fehlern, die sie begingen. Und wenn er solche Fehler vermeiden gelernt hat, dann wird nicht er selbst es sein, der den endgültigen Erfolg erntet, sondern erst ein kommendes Geschlecht, wie Geibel das ausspricht:

Was uns not tut, uns zum Heil
Ward's gegründet von den Vätern.
Aber das ist unser Teil,
Daß wir gründen für die Spätern.

Und unversehens sind wir in dem Gebiet der *G e s c h i c h t e*, in die auch unsere Vereinigung den Weg gefunden hat, wie sie das in ihrem Namen zum Ausdruck brachte.

Der Sinn für die Geschichte ist mehr dem reiferen Alter vorbehalten; das Kind lebt nur in der Gegenwart, und nicht jeder Erwachsene lernt, über sie hinauszusehen. Auch unserm Volke scheint es beschieden zu sein, daß es erst unter schwersten Erfahrungen zu dem Bewußtsein kommen soll, was es heißt, eine eigne Geschichte zu tragen und sich zu ihr zu bekennen.

Aber kehren wir zum Wanderer zurück! Wir sahen, daß er zwar an den Gegenständen und den Arbeiten, an denen sein Weg ihn vorüberführt, nur kurzen Anteil nehmen kann. Aber die geistige Entwicklung des letzten Jahrhunderts hat uns gelehrt, alles um uns herum als Erbe aus der Vergangenheit zu sehen und damit als Denkmal einer Geschichte.

Wenn der Pflanzenkundige heute über eine blühende Wiese geht, dann begleitet ihn das Bewußtsein, daß alle diese verschiedenen Blumen auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgehen und ihre Mannigfaltigkeit nur der Tatsache verdanken, daß sie durch eine verschiedene Geschichte hindurchgegangen sind, einen Weg, den kein Lebewesen wieder zurückgehen kann, von dem sich nichts ungeschehen machen läßt und der sich trotz vieler wiederkehrender Einzelzüge als Ganzes nie wiederholen wird. Was auf diesem Wege einmal in wesentlich verschiedene Arten

gespalten worden ist, daß muß auch in alle Zukunft getrennt bleiben. Diese Arten können sich befehlen oder verbünden, aber nicht durch Mischung ihre Vorzüge vereinen oder ihre Mängel ausgleichen. Sie müssen sie selbst bleiben, und es wäre schade, wenn es anders wäre; denn der ganze Reichtum der Eigenarten beruht darauf.

Seit wir so gelernt haben, nicht nur den Menschen, sondern die gesamte Natur der Gegenwart als ein Werk der Geschichte anzusehen, ist unser Blick auf Zeiträume gerichtet worden, deren Größe wir früher nicht ahnten. Das Telldenkmäl in Altorf trägt das Schillerwort: „Und reden wird man von dem Schützen Tell, solang die Berge stehn auf ihrem Grunde.“ Das ist nicht als Zeitbestimmung gemeint, sondern will eine unabsehbare Zeit ausdrücken. Aber für uns sind heute auch Berg und Tal ein Werk geschichtlicher Entwicklung geworden. Wer sich einmal in die Erdgeschichte hineingekämpft hat — und das fordert auch manchen Kampf mit alt-ehrwürdigen Vorstellungen —, dem wird die ganze Landschaft zum Denkmäl einer Geschichte von überwältigender Größe.

Wir lesen die Akten nicht nur dieser Geschichte, sondern auch der des Lebens, in den Gesteinen des Gebirges. Wir sehen sie im Geiste vor uns, aufgetürmt durch unvorstellbare Kräfte und unaufhaltsam benagt durch wieder abbauende Einwirkungen.

Wir sind an der Meeresküste Zeuge davon, wie der Mensch sich gezwungen sieht, in solchen Kampf einzugreifen, wenn er seinen Lebensboden verteidigen will, wie er trotzdem dulden muß, daß ihm manches Stück Ackerland entrissen wird, während er an anderer Stelle Neuland entgegennimmt als ein Geschenk derselben Kräfte, die daneben alten Boden zertrümmert haben.

Dazwischen liegt unsere heimatliche Landschaft in milderer Form, aber mit eigenen Vorzügen. Wir haben nicht das Denkmäl einer fast verwirrend langen Geschichte vor uns wie im Gebirge. Wir sind auch nicht Zeugen so gegenwartsnaher Kämpfe wie an der Küste. Dafür staunen wir, wie sich die Einzelheiten der Geländeformen erhalten haben über Zehntausende von Jahren. Wir sehen im Wandern fast greifbar deutlich die Landschaft der Eiszeit vor uns und lernen in Zeitmaßen zu denken, in denen uns das Werden des Menschen wie ein einziger großer Schöpfungstag erscheint. In Verbindung mit der Urgeschichtsforschung erweitert sich unser Bild von der Geschichte unserer Vorfahren damit auf ein Vielfaches des Zeitraumes, mit dem noch eines meiner Schulbücher rechnete, dessen Geschichtstabelle begann: Um 3500 vor Christus Erschaffung der Welt.

Vorgeschichtliche Fundstätten selbst sind freilich nur in besonderen Fällen und nur für kurze Zeit ein lohnendes Ziel für Wanderungen. Meist muß die Grabung selbst zerstören, was sie enthüllt, und kann ihre Funde nur in das Museum retten. Aber auch die geschriebene Geschichte spricht zum Wanderer ja nicht durch die Urkunde, sondern durch das Denkmäl. Das erzählt uns nicht den Vorgang selbst, hält aber unsere Gedanken bei der Tatsache fest, daß er wirklich geschehen ist. Der Wandereindruck ersetzt nicht die Geschichtsschreibung. Er belebt sie nur. Aber eben dadurch wird sie fruchtbar für unser ganzes Denken.

Auch dies Fruchtbarmachen will allerdings gelernt sein. Man muß von der Geschichte wissen, um sie in der Landschaft zu erleben. Als ich in meiner Schulzeit zum ersten Male von Kremen nach Neuruppin wanderte, über das Schlachtfeld von Fehrbellin, da empfand ich zunächst enttäuscht die „Leere des Schlacht-

feldes“, das eben erst Inhalt erhält durch die Überlieferung der Vorgänge, die sich auf ihm zugetragen haben. Dafür stand mir später, als ich die Geschichte des Großen Kurfürsten genauer kennen lernte, um so lebendiger das Gelände jenes Feldzuges vor Augen, von dem Handstreich auf Rathenow bis zum Siege von Fehrbellin, und als ich während des zweiten Weltkrieges die ostpreussische Landschaft bei Hohenstein durchwanderte, fühlte ich mich in der Spannung jener Tage, als uns die Nachrichten von der Schlacht von Tannenberg erreichten. Was dem Erlebnis solcher Wanderung seine eindringliche Gewalt verleiht, ist das sich uns aufdrängende innerliche Zusammensein, bewußt oder unbewußt, mit den Vorfahren und Zeitgenossen, vom Feldherrn bis zum Mann im Schützengraben, die da Geschichte machten.

Aber doch noch nachhaltiger als solche Höhepunkte des Lebenseinsatzes wirkt die allmählich wachsende Aufhellung des täglichen Lebensbildes unserer Vorfahren. Erst da gewinnt der Heimatgedanke seine ganze Kraft. Die Wanderung allein tut es freilich auch da nicht. Das gründlich erarbeitete Wissen des Geschichtsforschers muß dazukommen, und so bilden die regelmäßigen Vorträge in unserer Vereinigung die notwendige Ergänzung der Wanderungen. Da wird dann aus dem Besuch einer geschichtlichen Gedenkstätte eine wahre Wanderung in die Vergangenheit. Was der Vortrag wie die scharfen Linien einer Schwarz-Weiß-Zeichnung einprägt, das gewinnt Farbe und damit Leben, wenn unsere eigene Vorstellungskraft aufgerufen wird, durch Neugestaltungen und Trümmer der Zwischenzeit hindurch das alte Antlitz unserer Heimat zu sehen, wie es vor den Augen unserer Alvordern stand, als noch Hoffnung und Sorge war, was inzwischen die Geschichte zur Tatsache gemacht hat, aus der wieder Hoffnung und Sorge sprießen. Das bewährt sich selbst noch in unserer heutigen Westberliner Beschränkung, in der wir der Verengung des Raumes nur die Weitung unseres Bildes von der Zeit entgegensetzen können.

Es ist diese freundliche Hilfestellung des erzählenden Forschers, die Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, diesem Werk unseres einstigen Ehrenmitglieds, ihren eigenartigen Reiz gibt. Man mag sagen, es wären mit Ausnahme weniger Abschnitte eigentlich keine Wanderungen, sondern Besuche eines Reisenden bei einzelnen bemerkenswerten Persönlichkeiten der Vergangenheit. Aber eben diese brandenburgischen Menschen gewinnen für uns Fleisch und Blut, gerade weil wir nicht eine kühle Staatsgeschichte vorgetragen hören, sondern mehr Kleinmalerei wie in einer gepflegten und nachgeprüften Familiengeschichte. Echte Heimatgeschichte soll immer etwas vom Charakter einer Familiengeschichte haben, nicht als die Geschichte einer Familie, sondern als Geschichtsüberlieferung durch die Familie. Das schönste Ziel, das sich eine Vereinigung wie die unsere stecken kann, scheint mir das zu sein, daß in ihrem Bereiche die Eltern ihren Kindern die Geschichte der Heimat so erzählen können, daß die Kinder in sie hineinwachsen wie in die Muttersprache. Das ist ja der alte Sinn der Sage gewesen, wie sie uns noch in den isländischen Sagas erhalten ist. Damals war der Weg der mündlichen Überlieferung der einzige, den man gehen konnte, und dabei wurde gewollt oder ungewollt mancher Zug eingefügt, der uns heute unter Sage geradezu etwas Ungeschichtliches verstehen läßt. Es ist ein Vorzug der Gegenwart, daß wir solche Züge durch die Urkundenforschung berichtigen können, und wenn dabei der Zuhörer gerade liebgewordene Züge ungern aufgeben wird, dann gilt von der Geschichtsforschung, was Schwendener einmal

von der Naturforschung gesagt hat, daß sie das, was sie uns an lockenden Spielen der Phantasie nimmt, reichlich ersetzt durch den Zauber der Wirklichkeit, der ihre Schöpfungen umgibt.

Wir sind auf der heutigen Dampferfahrt an Schildhorn vorbeigekommen. Wer denkt da nicht an die Sage von Jaczo von Köpenick, der auf der Flucht vor dem nachdrängenden Askanier hier die Havel durchschwommen haben soll und von dem erzählt wird, daß er zum Dank für die Errettung seinen Schild an einer Eiche aufgehängt hätte und Christ geworden wäre. Die Forschung sagt, daß diese Sage erst im 18. Jahrhundert in scheinbar gelehrtem Munde aufgetaucht ist und erst im 19. ihre heutige Form erhielt; — daß sie nur die Übertragung einer Sage ist, nach der über ein halbes Jahrtausend früher sich mit dem Franken Chlodwig „in Zülpichs heißer Schlacht“ ein Gleiches zugetragen hätte, was auch der geschichtlichen Wahrheit nicht entspricht. An der Stelle des angeblich „letzten Wenden“, der in der Schildhornsage mit geborgtem Flitter umgeben wird, sehen wir heute einen „dux Poloniae“, der gewiß längst Christ war wie das ganze Polenvolk, und der wahre Held des damaligen Kampfes bleibt Albrecht der Bär, der sein rechtmäßig von Pribislaw geerbtes Brandenburg zurückeroberte. Solchen die Geschichte verzerrenden Sagen wollen wir nicht nachtrauern, aber bemüht sein, das wahre Bild der heimatlichen Geschichte mit der Lebendigkeit der Sage festzuhalten. Wir haben gerade heute allen Grund, unsere Geschichte nüchtern zu sehen, gereinigt von allem Nachhall der Kriegslügen, mit all dem gewissenhaften Ernst, den wir unserem geschichtlichen Erbe, der Grundlage unseres Lebens, schuldig sind.

Daran muß die Familie das Beste tun, und wie eine große Familie schart sich unsere Vereinigung um ihren Vorsitzenden und seine Mitarbeiter, und wir wollen ihr den Wunsch in die kommenden Jahrzehnte mitgeben, daß es ihr weiter gelingen möge, unter so tüchtigen Vorsitzenden wie bisher, mit gleich eifrigen Mitarbeitern und einem weiter wachsenden, aufnahmebereiten Mitgliederkreise den Sinn für ehrliche Geschichtsschreibung, für lebendige Heimatüberlieferung und frohes Wandern mit offenen Augen zu pflegen und zu verbreiten in einem Märkerlande, dessen innere Grenzen bald fallen mögen.

www.books2ebooks.eu